



VEREIN FÜR
STADT- UND REGIONALGESCHICHTE
BRETTEN E.V.

BRETTENER SPUREN

JUBILÄUMSSCHRIFT
100 JAHRE BRETTENER
HEIMAT- UND GESCHICHTSVEREINE

Lesesaal

O

110

12

2022

BLB

12. BRETTENER JAHRBUCH
FÜR KULTUR UND GESCHICHTE





VEREIN FÜR
STADT- UND REGIONALGESCHICHTE
BRETTE E.V.

BRETTENER SPUREN

JUBILÄUMSSCHRIFT
100 JAHRE BRETTENER
HEIMAT- UND GESCHICHTSVEREINE

12. BRETTENER JAHRBUCH
FÜR KULTUR UND GESCHICHTE

Herausgegeben vom
Verein für Stadt- und Regionalgeschichte e. V.

Mit Beiträgen von
Wolfhard Bickel, Manfred Hiller,
Holger Jörg, Alexander Kipphan, Michael Klebon,
Gunter Lange, Linda Obhof, Stefan Oehler, Christopher Retsch,
Gerhard Rinderspacher und Wolfgang Stoll

LINDEMANN'S



P

ZB 16978, 12. 2022
LS: 0110

Inhalt

- 9 Grußwort
MARTIN WOLFF
- 11 Vorwort und Dank
WOLFGANG STOLL, HOLGER JÖRG
- 13 Von der Ortsgruppe „Badische Heimat“ zum VSRG Bretten –
100 Jahre Vereinsgeschichte im Überblick (1921 – 2021)
HOLGER JÖRG
- 19 Die Entstehung von Bretten – Eine urgeschichtliche Spurensuche
STEFAN OEHLER
- 51 „Wie es deßmahls zu Bretheim in Sachen des Bawren Kriegs ergangen.“
Georg Schwarzerd als Augenzeuge einer belagerten
kurpfälzischen Stadt im »Bauernkrieg«
MICHAEL KLEBON
- 63 „Das Land zerstampft, das Haus verbrannt.“
Bretten und die Kurpfalz im 30-jährigen Krieg (1618 – 1648)
HOLGER JÖRG
- 75 Cristo de Palafox: Wie ein spätgotisches Brettener Kruzifix im 17. Jahrhundert
auf Weltreise ging
CHRISTOPHER RETSCH
- 83 „Bücherflut und Lesewuth“ – Die Entstehung und Bedeutung
der Lesegesellschaften im 18. und 19. Jahrhundert
WOLFGANG STOLL



*Vorherige Seite: Am engen Gässchen Engelsberg um 1940
mit dem Brettener Wahrzeichen Pfeiferturm.*

*Links: Die ehemalige beliebte Weinwirtschaft „Zum Rebstöckle“
an der Ecke Wassergasse/Weißhofer Straße. Das Haus wird derzeit
von der Stadt vollständig und sachkundig saniert.
(Fotos: Stadtarchiv Bretten)*

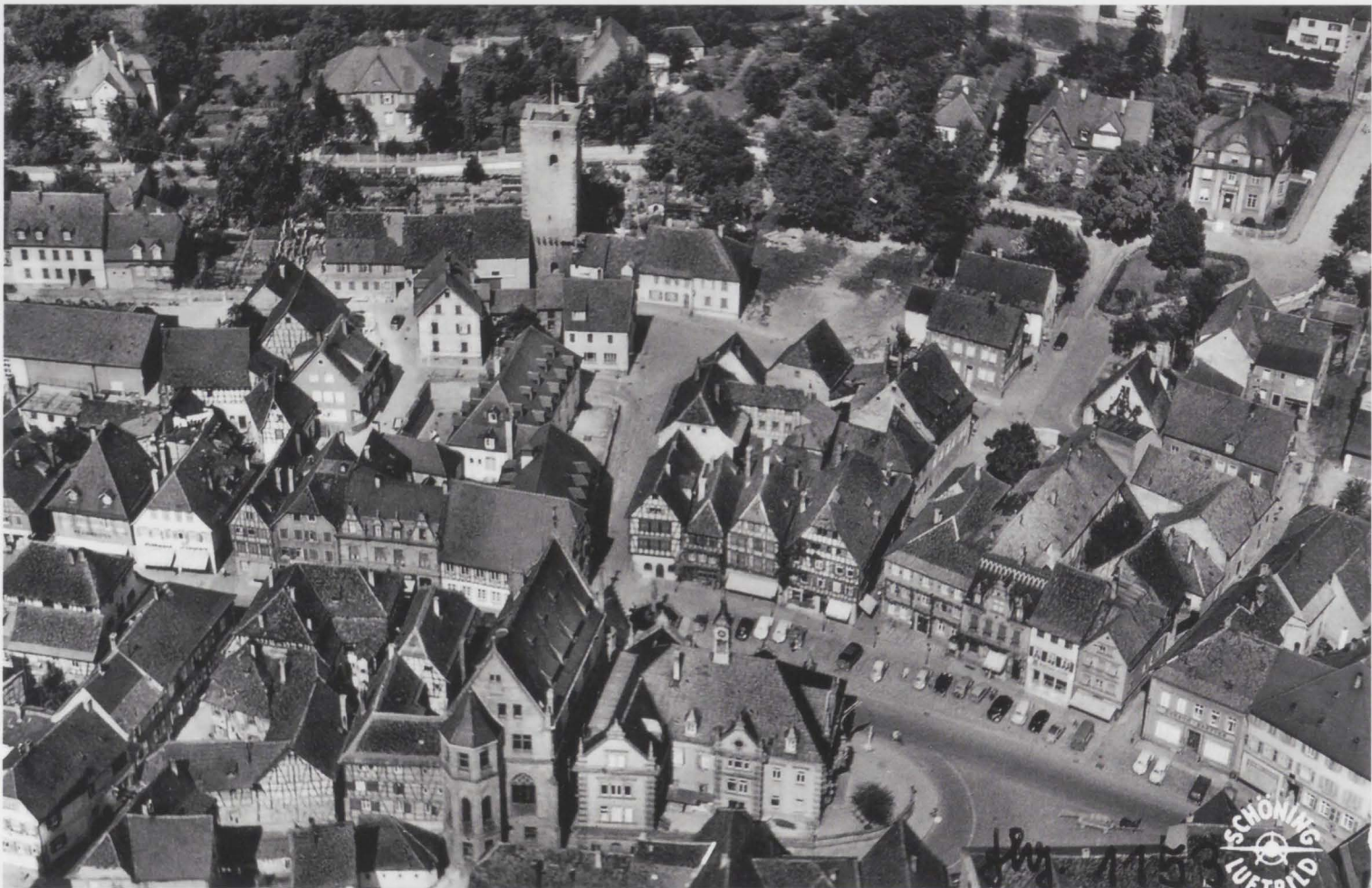


- 95** „*Geselliges Vergnügen und angemessener Lesestoff*“
Zur Geschichte der Gesellschaft Eintracht und ihrer Bibliothek
ALEXANDER KIPPHAN
- 105** 175 Jahre sonntags zum Gottesdienst nach Wössingen:
Beiträge zur Kirche und Kirchengeschichte von Dürrenbüchig
GERHARD RINDERSPACHER
- 117** Nacht über Bretten: Das Jahr 1933 im Spiegel des Brettener Tagblatts
WOLFHARD BICKEL
- 139** „*Da war irgendwo ein wildgewordener Gauleiter in Baden,
der in Nullkommanichts seine Juden los sein wollte*“
(Eichmann über Gauleiter Wagner)

Ein Beitrag zu Adolf Eichmanns Rolle bei der Deportierung der jüdischen
Mitbürger im deutschen Südwesten am 22. Oktober 1940
MANFRED HILLER
- 167** Wie eine geniale Idee laufen lernte:
Die Geburtsstunde der Stadtbahn Karlsruhe – Bretten
GUNTER LANGE
- 173** Hat Bretten das Gesicht verloren? Die Melanchthonstadt 1967 – 2017.
Ein Vergleich
WOLFHARD BICKEL
- 201** Kurios, verstaubt, museumsreif? Depotarchäologie in Bretten
LINDA OBHOF
- 221** Warum Geschichte? Warum Geschichte im Verein?
Kann man aus der Geschichte lernen?
WOLFGANG STOLL
- 233** Autoren und Autorin

*Oben: Die Rehhütte. Um 1927 noch ein abgeschiedener Weiler
am Ort des früheren Dörfchens „Weißhofen“.*

*Unten: Fast alle Brettener Mühlen sind verschwunden.
Auch die alte Ölmühle an der Georg-Wörner-Straße.
(Fotos: Stadtarchiv Bretten)*



Grußwort

OBERBÜRGERMEISTER MARTIN WOLFF

Im vergangenen Jahr konnte der „Verein für Stadt- und Regionalgeschichte“ auf sein 100-jähriges Bestehen zurückblicken. Coronabedingt wurde 2021 auf Feierlichkeiten verzichtet. Umso mehr freue ich mich, dass der Verein mit seinem nunmehr 12. Jahrbuch für „Kultur und Geschichte“ ein Zeichen für Modernität und Vielfalt setzt. Denn die Autorinnen und Autoren betrachten die Brettener Geschichte aus unterschiedlichsten Perspektiven.

Die Bandbreite der Themen umfasst die Entstehungsgeschichte von Bretten bis hin zu aktuellen historischen Ereignissen, in denen auch neue Aspekte der Stadt- und Regionalgeschichte beleuchtet werden. Erinnerungskultur und das Dokumen-

tieren und Vermitteln von historischem Wissen sind wichtige Säulen der demokratischen Gesellschaft. Sie eröffnen sowohl den Mitgestaltenden

als auch den Leserinnen und Lesern einen Zugang zur Geschichte. Denn „Geschichte kann Heimat sein“, wie es Richard von Weizsäcker einmal formulierte.

Deshalb danke ich den außerordentlich kompetenten und engagierten Mitgliedern des „Vereins für Stadt- und Regionalgeschichte“ für ihren wertvollen Beitrag zur Erhaltung und Erweiterung des historischen Wissens über unsere Stadt und freue mich über diesen gelungenen und beeindruckenden Jubilä-

umsband, dem sicher noch viele weitere Bände folgen werden.



Martin Wolff, Oberbürgermeister der Stadt Bretten

Oben: Bretten wächst nach 1948 und dehnt sich durch enormes Wachstum der Bevölkerung und neuer Wohngebiete aus.

Unten: Der Marktplatz um 1950. Auf dem Platz der abgebrannten jüdischen Synagoge steht die Sparkasse. (Fotos: Stadtarchiv Bretten)



Vorwort und Dank

WOLFGANG STOLL, VORSITZENDER
HOLGER JÖRG, STV. VORSITZENDER

Vierzehn Jahre sind seit der letzten Ausgabe 2008 der traditionellen Jahrbuchreihe des Vereins für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V. vergangen. Aus Anlass unseres 100-jährigen Jubiläums 2021 war es naheliegend, diese Tradition mit einer besonderen Jubiläumsschrift zum 100-jährigen Bestehen Brettener Heimat- und Geschichtsvereine als 12. Brettener Jahrbuch für Geschichte und Kultur gebührend zu würdigen.

Die Bandbreite der Themen umfasst die Entstehungsgeschichte Brettens bis zu aktuellen historischen Ereignissen und beleuchtet einige neue historische Aspekte der Stadt- und Regionalgeschichte.

Unser Dank gilt allen ehrenamtlich engagierten Autorinnen und Autoren, von denen eine große Zahl Mitglied im Verein ist und die mit ihren Beiträgen unsere Zielsetzung einer nachhaltigen Förderung von Bildung und Kultur unterstützen. In einer Zeit, in der es immer schwieriger wird, qualifizierte und ehrenamtlich tätige Persönlichkeiten für geschichtliche und kulturelle Bildungsprojekte zu gewinnen, ist solches Engagement besonders wertvoll.

Große Unterstützung erhielten wir auch von einer ganzen Reihe von Sponsoren, ohne deren finanzielle Zuwendungen wir das Risiko der Veröffentlichung nicht hätten eingehen können. Das gilt auch für die Stadt Bretten und Herrn Oberbürgermeister Martin Wolff mit seinem anerkennenden Grußwort.

Besonderer Dank gilt Thomas Lindemann und seinem Verlags-Team, das uns über Monate hinweg verlässlich und professionell beraten und unterstützt hat.

Allen Beteiligten ein herzliches Dankeschön! Letzteres gilt in besonderem Maße auch dem Vorstand und allen Mitgliedern des Vereins, die mit uns gemeinsam das „Projekt Jubiläumsschrift“ mitgetragen haben.

*Oben: Das bäuerliche Leben vor 100 Jahren
an der Friedrichstraße am Oppenloch.*

*Unten: Idylle am Seedamm 1931 mit einer
herrlichen Allee am alten Mühlbach.
(Fotos: Stadtarchiv Bretten)*



Von der Ortsgruppe „Badische Heimat“ zum VSRG Bretten – 100 Jahre Vereinsgeschichte im Überblick (1921 – 2021) ✓

HOLGER JÖRG

Am Freitag, dem 4. November 1921, wurde im Brettener Gasthaus „Zur Krone“ in einer feierlichen Veranstaltung der Grundstein für eine mittlerweile über 100-jährige Vereinsgeschichte gelegt. Es war ein kalter und grauer Tag mit Temperaturen knapp oberhalb des Gefrierpunkts, und im damaligen Deutschland herrschten eine rasende Inflation und Wohnungsnot und eine wachsende Verunsicherung der Bevölkerung. Schon jetzt lässt sich erahnen, dass das Gründungsjahr des heutigen Vereins für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten mit seinem 100. Jubiläumsjahr mehr gemein hat, als man auf den ersten Blick vermuten würde: Beiden Jahren, *1921 und 2021*, ging eine weltweite Virus-Pandemie voraus, in deren Zusammenhang Millionen von Toten zu beklagen waren; die Rede ist von der sogenannten „Spanischen Grippe“ (Februar 1918 bis April 1920) und von der „Corona-Pandemie“ ([offiziell] März 2020 bis [konstatiert]

Oben: Ein historisch bedeutendes Lokal: „Hotel Krone“, in dem schon 1550 der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Karl V., mit großem Gefolge nächtigte. Es ist das Gründungslokal der Ortsgruppe Bretten der „Badischen Heimat“, dem Vorgängerverein des heutigen VSRG. (Foto: Gisela Hollritt)

Unten: Die Freilegung des Fachwerks am Hotel „Krone“ erfolgte erst im Jahre 1903. (Foto: Stadtarchiv Bretten)

April 2022).¹ Geschichte wiederholt sich demnach tatsächlich – nicht im Verhältnis 1:1, aber in deutlich erkennbaren Mustern und Wellen, die allerdings gerne ignoriert werden ... bis es zu spät ist.

So hat uns auch das Thema „Krieg“ im vergangenen Säkulum bis in die jüngste Gegenwart hinein schmerzhaft begleitet – möglicherweise standen wir in den letzten 40 Jahren noch nie so kurz vor einem neuen Weltkrieg zwischen Ost und West wie seit dem 26. September 1983, als sich der im Serpuchow-15-Bunker (ungefähr 50 Kilometer südlich von Moskau) diensthabende russische Offizier Stanislaw J. Petrow, der mit der computer- und satellitengestützten Überwachung des sowjetischen Luftraums beauftragt war, weigerte, aufgrund einer zu diesem Zeitpunkt noch nicht erkennbaren Fehlfunktion des Computersystems als Antwort auf einen vermeintlichen US-amerikanischen Raketenangriff den militärisch vorgeschriebenen nuklearen Gegenschlag in die Wege zu leiten, weil er nicht der Mann sein wollte, der den 3. Weltkrieg auf dem Gewissen haben würde. Dass diese mutige, von

¹ Die erste nachgewiesene Infektion mit dem „Corona-Virus“ erfolgte am 17. November 2019 in der chinesischen Millionenstadt Wuhan; zur weltweiten Pandemie erklärt wurde die Virus-Infektion am 13. März 2020. Ab März/April 2022 lässt sich die komplette Durchseuchung der Bevölkerung mit dem Stammvirus konstatieren, was die *Corona-Pandemie de facto* beendet – weitere Infektionen mit dem Virus oder seinen Mutationen erfolgen zwar immer noch, jetzt aber *endemisch*.

Menschenliebe und Pazifismus geprägte Tat, die von der sowjetischen Militärhierarchie als subversiver, nicht regelkonformer Akt gebrandmarkt wurde und Petrows militärische Karriere mit einem Schlag beendete, nun erneut von einer menschenverachtenden Militäraktion des amtierenden russischen Präsidenten überschattet wird, führt uns bei aller Bitterkeit deutlich vor Augen, dass das Zusammenspiel von Hybris, Fanatismus und Gier kein nationales, religiöses oder weltanschauliches Problem ist, sondern eine zutiefst verachtenswerte menschliche Charaktereigenschaft, die wir überwinden müssen, wenn wir nicht daran zugrunde gehen wollen.

Das kann uns aber nur gelingen, wenn wir beständig Rückschau halten auf das, was hinter uns liegt und uns geprägt hat. Im Falle Bretten ist da ein guter Ansatzpunkt der Rückblick auf eine Entstehungs- und Ortsgeschichte, die in der vorliegenden Jubiläumsschrift bis zu der ersten Besiedlung in der Steinzeit zurückreicht und zahlreiche Geschehnisse beinhaltet, die in dieser Form bisher noch nie aufgegriffen oder näher beleuchtet worden sind. Dass wir an dieser Stelle auch die eigene Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des jetzigen Geschichtsvereins ein wenig in den Vordergrund rücken wollen, liegt in der Natur der Sache und bedarf keiner weiteren Erklärung.

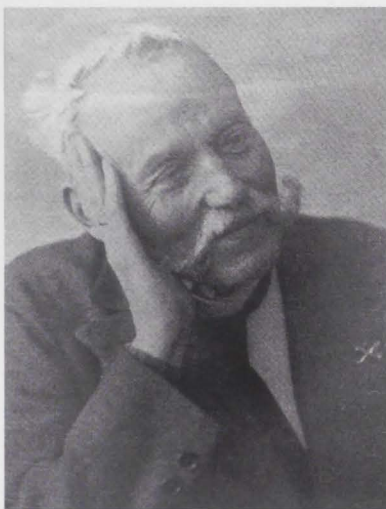
Der diesbezügliche „Zeitstrahl“ beginnt im Jahre 1908: In diesem Jahr schlossen sich in Baden zwei damals konkurrierende Vereine – der „Badische Verein für Volkskunde“ und der „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege“ – erstmals zusammen und gründeten, gefördert vom Badischen Großherzog, den bis heute aktiven Verein „Badische Heimat“ mit

Sitz in Freiburg. Als Ziel und Aufgabe des Vereins standen der Schutz der Natur, der Umwelt und Landschaft, die Denkmalpflege, die Landes- und Regionalgeschichte, die Volks- und Heimatkunde sowie die Familiengeschichte im Vordergrund. In den 1920er-Jahren hatte der Verein seine Blütezeit, da er sich mit namhaften Historikern und fachlich kompetenten Kennern der Materie einem breit gestreuten Themenspektrum öffnete. Nach 1924 zählte der Verein 12.000 Mitglieder. Diese Strahlkraft wirkte auch nach Bretten aus. Der Begriff „Heimat“ bekam nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg einen neuen Stellenwert.

„Die Heimat allein kann es gesund machen“ heißt es in einem Pressebericht der Nummer 50 des „Brettener Tagblattes“ vom Februar 1921, in dem auf die geplante Gründung einer *Ortsgruppe Bretten* des Vereins „Badische Heimat“ aufmerksam gemacht wird. Weiter wird hier ausgeführt: „Der Verein hat sich ein schönes Ziel gesetzt, die Heimatkunde zu pflegen und dadurch die Heimatliebe zu wecken und zu fördern. [...] Um dieses Ziel zu erreichen, muß der Verein alle Schichten des Volkes erfassen, die Stadt- und Landbewohner, Männer und Frauen, besonders auch die Jugend.“

Folgender Abriss soll – in gebotener Kürze – die Vereinsgeschichte anschaulich darlegen:

4. November 1921: Gründung der Ortsgruppe Bretten des Vereins „Badische Heimat“ im Anschluss an einen Vortrag des Freiburger Kunsthistorikers Prof. Dr. Max Wingenroth im Saal des „Hotels Krone“. Es trugen sich sofort 54 Mitglieder ein. 1. Vorsitzender: Johannes Lilli (1921 bis 1937); stellv. Vorsitzender (und Schriftführer):



Johannes Lilli
(Foto: Stadtarchiv Bretten)



Zeitungsbeilage „Der Pfeiferturm“ in den Brettener Tageszeitungen von 1933 bis 1943 und 1949 bis 1952
(Foto: Wolfgang Stoll)

August Groll; Beirat: Dr. Otto Beuttenmüller, Adolf Neureuther, Willy Peter und Heinrich Schlörer.

Ab Januar 1933 war die Ortsgruppe Herausgeber der monatlichen Zeitungsbeilage „Der Pfeiferturm“ in allen drei Brettener Tageszeitungen.

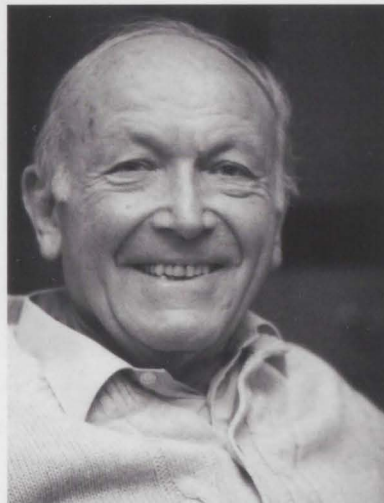
Ab Januar 1936 bis zur kriegsbedingten Einstellung im Frühjahr 1943 erschien „Der Pfeiferturm“ nur noch in der von der Druckerei Franz

Leitz Söhne herausgegebenen Tageszeitung „Brettener Tagblatt“, nachdem zuvor das „Süddeutsche Volksblatt“ mit dem „Brettener Tagblatt“ vereint worden war. Ab Juli 1949 wurde die Reihe in den „Brettener Nachrichten“ fortgesetzt, bis im Januar 1952 die letzte Ausgabe erschien.

Von 1945 bis 1955 ruhte die Vereinstätigkeit. Hintergrund: Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden 1945 alle Vereine durch die Besatzungsmächte aufgelöst. Die Tradition der Hei-



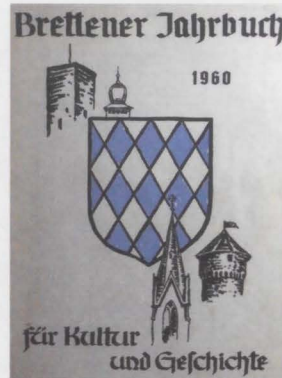
Dr. Otto Beuttenmüller
(Foto: Stadtarchiv Bretten)



Willy Bickel
(Foto: Stadtarchiv Bretten)



Otto Bickel
(Foto: Wolfhard Bickel)



Brettener Jahrbücher, alte und neue Folge, insgesamt elf Bände von 1956–2008 und Jubiläumsband 2021/22. Über den QR-Code finden sich die jeweiligen Inhaltsverzeichnisse auf der Homepage des Vereins für Stadt- und Regionalgeschichte. (Fotos: Wolfgang Stoll)



matpflege und Geschichtsschreibung wurde in dieser Zeit von engagierten und historisch gebildeten Persönlichkeiten wie Dr. Otto Beuttenmüller und den Brüdern Willy und Otto Bickel fortgesetzt.

Mai 1955: Neustart des Vereinslebens mit 26 Mitgliedern, Treffpunkt war wieder das „Hotel Krone“. 1. Vorsitzender: Willy Bickel; stellv. Vorsitzender: Dr. Otto Beuttenmüller; Schatzmeister: Gustav Münz; Beirat: August Groll, Dr. Erwin Huxhold, Friedrich Stäbler und Dr. Hans Potel. Das bisherige Konzept wurde beibehalten: Man verstand sich als rein kultureller Verein, unpolitisch und ohne Konkurrenz zur Vereinigung „Alt Brettheim“ und mit dem ausdrücklichen Wunsch nach Zusammenarbeit mit der Volkshochschule.

Ab 1956: Statt an die Tradition des „Pfeiferturms“ anzuknüpfen, begann der Verein nun damit, sporadisch Jahrbücher für Kultur und Geschichte herauszugeben. Insgesamt sechs dieser Schriften sind bis 1983 erschienen, welche bis heute einen bedeutenden heimatgeschichtlichen Fundus mit Themen in großer Bandbreite bieten.

Folgejahre/Zusammenfassung: In den Folgejahren der Neubelebung wurde die Brettener Ortsgruppe u. a. Mitglied im „Schwäbischen Heimatbund“ und pflegte (z. B. im Rahmen von gemeinsamen Veranstaltungen) den Austausch mit Ortsgruppen aus Karlsruhe, Pforzheim und Bruchsal. Viele Mitglieder widmeten sich in dieser Zeit parallel auch der Pflege und Betreuung des Melanchthon-Gedächtnishauses und übernahmen Funktionen im Melanchthonverein. Immer nachhaltiger kam es zur Forderung nach der Gründung eines Heimatmuseums in kulturgeschichtlicher Korrespondenz zum bereits etablierten Melanchthonhaus. Der Grundstock für ein solches Museum war durch die heimatkundlichen Sammlungen aus dem Nachlass des lang-

jährigen Stadtrats Georg Wörner aus dem Jahre 1903 bereits gegeben.

Sommer/Herbst 1990: Im Rahmen der seit 1978 jährlich an wechselnden Orten stattfindenden „Heimattagen Baden-Württemberg“ bekam die damalige Gastgeberstadt Bretten ein kleines, aber feines Heimatmuseum, das zunächst im Dachgeschoss des Alten Rathauses, ab 2002 dann im Anbau der Gaststätte „Schweizer Hof“ am Engelsberg 9 untergebracht wurde – einem ehemals vom Verfall bedrohten, im Zuge einer Bürgerinitiative unter der Leitung des damaligen Oberbürgermeisters Paul Metzger liebevoll renovierten Fachwerkgebäude.

6. Februar 1991: Unterstützung der Gründung des „Museums- und Geschichtsvereins Bretten“; 1. Vorsitzender: Emil Ludin; stellv. Vorsitzender: Bernd Bierer. In Kooperation der beiden Vereine entstand im Jahre 1999 ein neues Brettener Jahrbuch als „Neue Folge“ der Jahrbuchreihe für „Kultur und Geschichte“. Zahlreiche Fortsetzungen folgten ab 2001, wobei sich die Bandbreite der behandelten Themen von der Frühzeit über das Mittelalter bis in die Neuzeit spannte und die Reihe der stadt- und regionalgeschichtlichen Publikationen perfekt ergänzte.

Juli 2000: Auflösung der Ortsgruppe Bretten der „Badischen Heimat“ aus personellen Gründen und „Verschmelzung“ mit dem inzwischen prominent besetzten „Museums- und Geschichtsverein“ mit dem Ziel, die kulturelle Arbeit gemeinsam fortzusetzen.

7. März 2007: Namens- und Satzungsänderung zum „Verein für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V.“ (VSRG) aufgrund von Differenzen zwischen den Konzepten der unter städtischer Verantwortung liegenden Museumsarbeit und den Vorstellungen der Vereinsmitglieder; 1. Vor-

sitzender: Dr. Walther Priebe (von 1994 bis 1997 bereits Leiter des „Museums- und Geschichtsverein“) in Ablösung seines Vorgängers Wolfgang Martin; stellv. Vorsitzender: Udo Stammitz in Ablösung seines Vorgängers Michael Ertz.

12. April 2010: Neuwahlen; Stadtarchivar Alexander Kipphan und Reinhold Müksch übernehmen Vorsitz und Verantwortung und sorgen in den Folgejahren für Kontinuität in der Vereinsarbeit und für eine stabile Vereinsstruktur.

März 2019: Nach dem Rücktritt des langjährigen Vorsitzenden Alexander Kipphan aus beruflichen und privaten Gründen erweist es sich zunächst als schwierig, eine Nachfolge zu finden, und der Verein steht (mit etwas mehr als 20 Mitgliedern), wie auch viele andere Heimatvereine in dieser Zeit, kurz vor der Auflösung. Den 1. Vorsitz übernimmt nun Wolfgang Stoll, der von den bisherigen Vorständen bis zur turnusmäßigen Neuwahl in seinem Amt begleitet wird.

30. September 2021: Im 100. Gründungsjahr der Vereinsgeschichte finden die vorgezogenen Neuwahlen statt; Wolfgang Stoll wird als 1. Vorsit-

zender im Amt bestätigt, den stellv. Vorsitz übernimmt von Reinhold Müksch nun Dr. Holger Jörg, als Verwalter der Vereinskasse wird Holger Müller gewählt, der den bisherigen Schatzmeister Karlheinz Haufler ablöst. Schriftführerin bleibt Heidemarie Leins, die bereits seit 30 Jahren im Vorstand mitarbeitet. Im Beirat unterstützen: Reinhold Müksch, Alexander Kipphan und Hans-Joachim Reiber. So aufgestellt, ist das erste ehrgeizige Projekt des VSRG Bretten nach zwei harten Pandemie Jahren, in denen Vorträge, Exkursionen und Kontakte zur Öffentlichkeit quasi unmöglich waren, die Herausgabe eines neuen, des mittlerweile 12. Jahrbuchs für „Kultur und Geschichte“, welches gleichzeitig den Status einer Jubiläumsschrift zur 100-jährigen Vereinsgeschichte hat und daher auch optisch ein wenig aus der Reihe heraussticht. In enger, immer gewünschter und gerne gepflegter Zusammenarbeit mit benachbarten Heimatvereinen, unserem Stadtarchiv und Heimatmuseum, unserer VHS und den Brettener Schulen sollte es uns gelingen, den Verein mit Sinn, Bedeutung und öffentlichem Interesse zu füllen und am Leben zu erhalten – vielleicht sogar weitere 100 Jahre. Der Anfang ist gemacht.

Die Entstehung von Bretten – *Eine urgeschichtliche Spurensuche*

STEFAN OEHLER

Die Entstehung von Bretten

767 n. Chr. wird Bretten erstmalig urkundlich erwähnt. Zu dieser Zeit ist das Brettener Tal bereits seit vielen Tausenden von Jahren besiedelt. Diese lange vorgeschichtliche Phase soll näher beleuchtet werden, um einen umfassenderen Blick auf die Entstehungsgeschichte von Bretten zu werfen. Die Spurensuche erhebt nicht den Anspruch einer wissenschaftlichen archäologischen Veröffentlichung. Die hier aufgestellten Hypothesen versuchen vielmehr, mit Hilfe von Indizien eine in sich schlüssige und nachvollziehbare Kette von Entwicklungen zu rekonstruieren, die auf Funden, Literaturquellen, Plänen, topografischen Untersuchungen, Messungen, Berechnungen, Klima-Analysen, militärischen Gesichtspunkten, Technik, Verkehr, aber auch auf logisch-pragmatischen Schlussfolgerungen aufbauen. Zusätzliche Gewissheit wird man erlangen, wenn ergänzende Grabungen an den richtigen Orten vorgenommen werden, um die vielen geschichtlichen Fragmente von Bretten weiter zu verdichten. Damit breitet sich ein weites, viele Jahrtausende überspannendes Feld der Heimatforschung von Bretten aus. Dieser Aufsatz soll zu einer lebendigen Diskussion anregen und zu einer stetigen Weiterentwicklung ermuntern, damit die spannenden Ursprünge von Bretten begreifbarer werden.

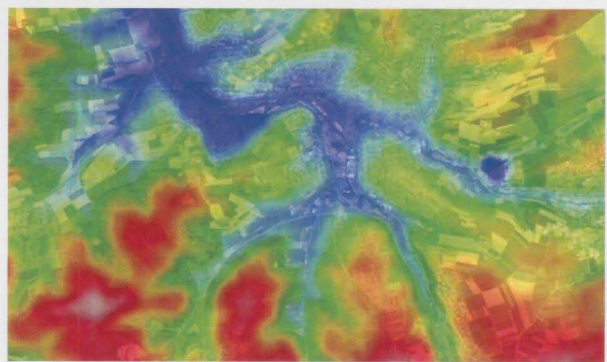


Abb. 1a: Das Brettener Tal mit seinen Bachläufen in Blau (Grafik: topographic-map.com)

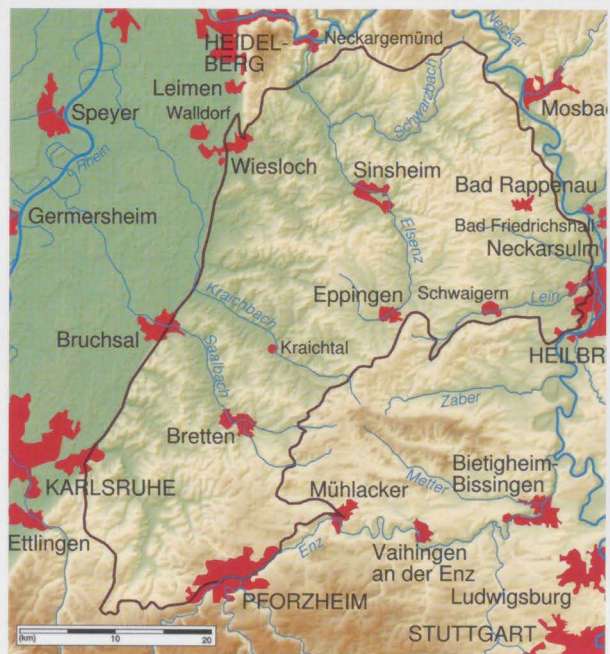


Abb. 1b: Der Kraichgau (Grafik: de.academic.ru)

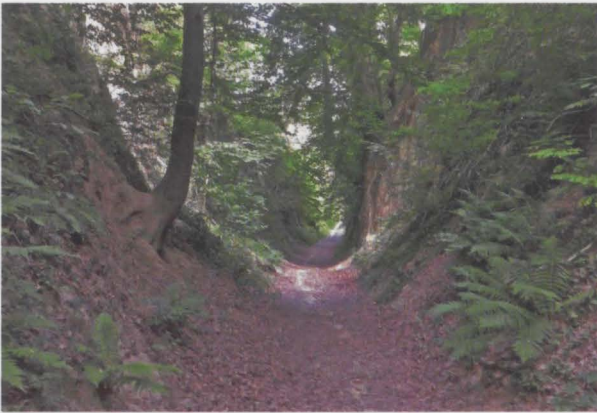


Abb. 2: Hohlweg im Kraichgau (Foto: Stefan Oehler)

Altsteinzeit, Paläolithikum, 1.200.000 – 5.600 v. Chr.

Der Kraichgau zwischen Rheintal und Neckar, zwischen Schwarzwald und Odenwald ist einer der ältesten Kulturräume Europas. In der Eiszeit, auch Pleistozän genannt, welche vor 1,7 Mio. Jahren beginnt, wird aus dem Oberrheingraben Löss und Schluff ausgeblasen und zwischen Schwarzwald und Odenwald abgelagert. Mit 30 Metern Dicke erreicht der Löss im Kraichgau seine größte Mächtigkeit in Deutschland. Die fruchtbaren Lössböden und Schwarzerden (auf Griechisch Melanchthon⁴) des Kraichgaus sind daher seit der Jungsteinzeit stetig besiedelt (Abb. 1).

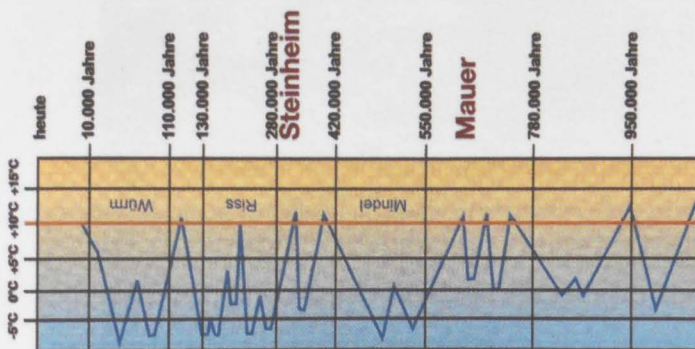


Abb. 3: Temperaturen in Baden-Württemberg
(Grafik: Baden-Württemberg, Menschen,
Kultur, Geschichte, S. 5)

Die für den Kraichgau typischen Hohlwege sind das Ergebnis von starken Löss-Erosionen. Sie erklären, warum es im Kraichgau infolge der starken Verwehungen, Abtragungen und Auswaschungen weniger archäologische Funde gibt als in anderen Regionen von Baden-Württemberg. Die Spuren aus der Vorzeit werden hier durch Wind und Regen freigelegt und verwittern sehr viel schneller, als wenn sie beispielsweise in einer geschützten schwäbischen Höhle unter einer meterdicken Erdschicht konserviert wären. Der Name Kraich geht vermutlich auf das keltische Wort *Creuch* für Schlamm und Lehm zurück, denn der Kraichbach ist stets braun von ausgewaschenem Löss. Ein *Gau* ist eine Untergliederung eines Stammes und ebenfalls als Siedlungsgemeinschaft und Rechtsgemeinschaft zu verstehen. Daraus entsteht schließlich im Mittelalter die Bezeichnung Kraichgau (Abb. 2).

Eiszeiten

Die zehn Warmzeiten innerhalb der letzten 1.000.000 Jahre sind immer von kurzer Dauer. Eine Jahresdurchschnittstemperatur von ca. +10 Grad Celsius (heutiges Niveau) wird in Baden-Württemberg immer nur für einige Jahrhunderte erreicht, bis die Temperatur wieder ins Frostige abstürzt. In diesen kurzen, warmen Phasen blüht das Leben auf und die wenigen Funde von unseren Vorfahren aus der Altsteinzeit stammen immer aus diesen milden Phasen. Die restliche Zeit ist es extrem ungemütlich und die Durchschnittstemperaturen fallen teilweise bis auf minus 6 Grad Celsius ab. Das sind dann die Extreme der einzelnen Eiszeiten, in denen sich die Alpengletscher bis über die Donau nach Norden schieben. In diesen eisigen Phasen müssen die Menschen aus Baden-Württemberg fliehen, um am Mittelmeer erträglichere Temperaturen zu finden.

Die letzte Eiszeit vor 60.000 Jahren wird Würm genannt. Der Meeresspiegel ist 100 Meter tiefer als heute, weil sehr viel Wasser in Eis und Gletschern gebunden ist. Es ist allerdings eine trockene Kälte mit viel Sonne und blauem Himmel, was dem Neandertaler das Überleben überhaupt erst ermöglicht (Abb. 3).

Der älteste bekannte Europäer kommt aus dem Badischen, er wird 1907 in einer Sandgrube bei Heidelberg gefunden. Der dort entdeckte Unterkiefer gehört einem vor 600.000 Jahren lebenden *Homo Erectus*, der in einer Neckarschleife angespült wurde. Der zwanzigjährige Mann wird *Homo Heidelbergensis* getauft. Dieser einzige Knochen lässt bereits Schlüsse auf die damals hier lebenden Menschen zu. Seine Sippe lebt in einer Warmzeit, wobei Warmzeit bedeutet, dass es in etwa so warm ist wie heute. Mischwälder aus Nadelbäumen und Eichen bestimmen die Landschaft, die Lebensräume für eine reiche Tierwelt bietet. Flughörnchen, Maulwurf, Spitzmaus, Reh, Wildschwein, Rothirsch und Elch, Wildpferd, Bison, Luchs, Säbelzahn tiger, Löwe oder Bär bevölkern den Kraichgau. Waldnashörner und riesige Waldelefanten kommen ebenso vor wie Biber und Flusspferde (Abb. 4).

Seit 400.000 Jahren wird der Kraichgau nachweislich immer wieder von Menschen besucht. Vor 150.000 Jahren taucht der frühe *Homo Sapiens* auf, genannt Neandertaler, und vor ca. 35.000 Jahren kommt der moderne *Homo Sapiens Sapiens* hinzu. Nur 3.000 Jahre später ist der Neandertaler ausgestorben. Der Grund dafür dürfte in der größeren Anpassungsfähigkeit des *Homo Sapiens* zu finden sein. Wir tragen jedoch heute immer noch 1 bis 2% vom Neandertaler-Erbgut in uns, was auf eine gewisse Durchmischung schließen lässt.

Vor 60.000 bis 80.000 Jahren hinterlassen Neandertaler bei Bruchsal Spuren und vor 20.000 Jahren schlägt eine kleine Gruppe immer wieder ihr Lager bei Bad Cannstatt auf. Die Menschen



Abb. 4: *Homo Heidelbergensis*
(Foto: Badisches Landesmuseum Karlsruhe,
Foto: Thomas Goldschmidt)

leben als Jäger und Sammler und müssen ihre Beute mit Speeren erlegen. Die Speere sind vorne mit spitz zugehauenen Steinen verklebt und verschnürt und das erlegte Tier wird über dem Feuer zubereitet. Der Faustkeil ist der Vorgänger des Schweizer Taschenmessers. Erst vor 20.000 Jahren werden Pfeil und Bogen erfunden und erleichtern die Jagd auf Großtiere beträchtlich, denn man muss nicht mehr ganz so nah an die Tiere heranpirschen. Vor 15.000 Jahren gesellt sich der Jagdhund als hilfreicher Assistent hinzu.

Das Nomadenleben kann man sich vorstellen wie bei einem Indianerstamm, der mit seinen Zelten oder leichten Hütten und den nur wenigen Habseligkeiten dem Wild hinterher zieht und im Jahresrhythmus seine typischen Lagerorte aufsucht. Die Gesellschaft ist äußerst homogen, alle besitzen das Gleiche und man kann sagen, dass diese Gesellschaftsform einen nachhaltigen Lebensstil pflegt, denn man lebt nur von dem, was man transportieren kann und was die Natur anbietet. Das soll sich bald und für alle Zeiten grundlegend ändern (Abb. 5).



Abb. 5: Jäger- und Sammlerkultur (Baden-Württemberg, Menschen, Kultur, Geschichte, S. 12)

Jungsteinzeit, Neolithikum, 5.600–2.200 v. Chr.: Ende der Eiszeit

Vor 13.000 Jahren erholt sich der Kraichgau von der letzten strengen Eiszeit. Die Jahresdurchschnittstemperatur steigt von -6 auf +10 Grad Celsius an. Dieser Anstieg dauerte allerdings 3.000 Jahre. Bis heute pendelt diese Temperatur relativ stabil auf dem Niveau von +10 Grad. In

der Atmosphäre ist nun viel mehr Wasser, es wird warm und feucht und die Wälder beginnen wieder zu wachsen. Das ist wie ein erdgeschichtlicher Frühling. Während in der Eiszeit die kulturelle Entwicklung so gut wie gar nicht stattfindet, beginnt nun eine stabile, anhaltende Warmzeit, die eine äußerst dynamische kulturelle Entwicklung in Gang setzt. Diese Entwicklung hält bis heute an, droht allerdings gerade zu schnell

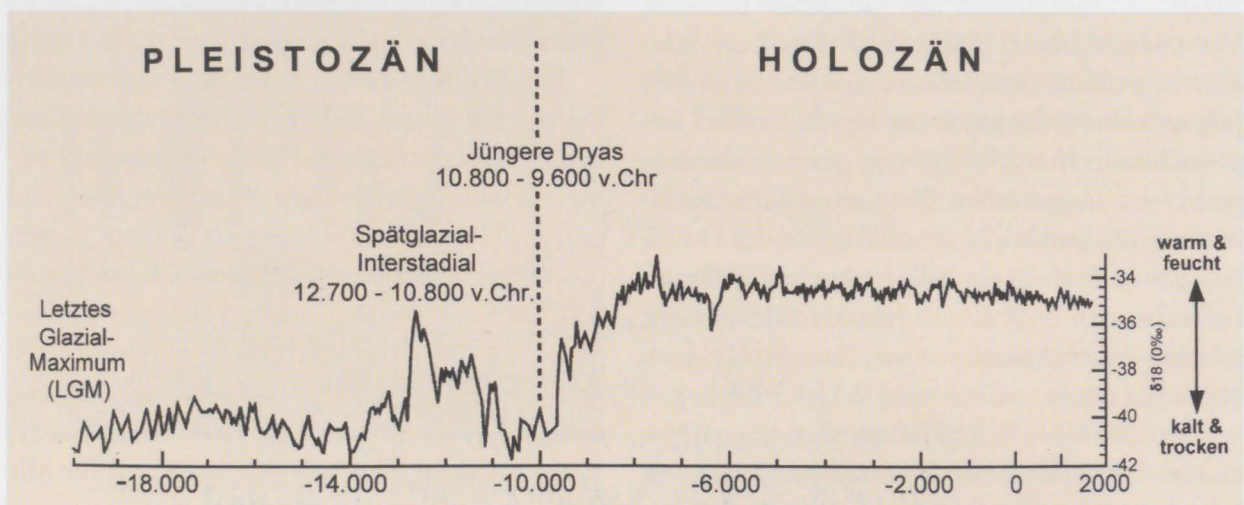


Abb. 6: Die klimatische Entwicklung vom Pleistozän zum Holozän (Grafik: Kulturgeschichte des Klimas, S. 63)

zu überhitzen. Wenn das gegenwärtige Global Warming mit gerade einmal 2 Grad Erwärmung bereits so heftige Unwetter, Turbulenzen, Klimaverschiebungen und Fluchtbewegungen auslöst, dann ist es schier unmöglich, sich einen Temperaturanstieg von -6 auf +10 Grad Celsius in Baden-Württemberg vorzustellen. Alleine das Abschmelzen der über Europa liegenden Gletscher setzt so viel Wasser frei, dass der Meeresspiegel um 100 Meter ansteigt, was ausreicht, um beispielsweise vor 9.500 Jahren den Ärmelkanal zu fluten und sozusagen als Ur-Brexit England von Europa abzuschneiden. Im Holozän vor ca. 13.000 Jahren erwärmte sich das globale Klima und ist seither relativ stabil (Abb. 6).

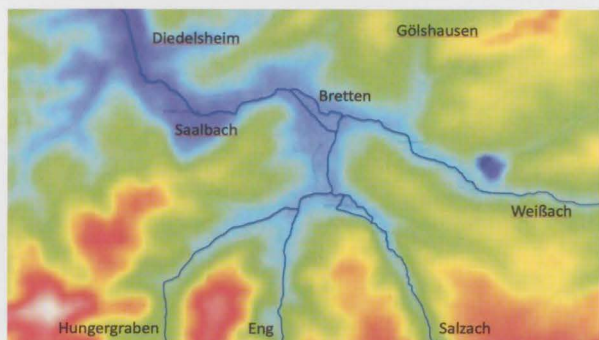


Abb. 7: Das Brettener Tal
(Grafik: topographic-map.com)



Abb. 8: Höhenlinienplan von Bretten mit der mittelalterlichen Stadtmauer (orange). Die dunkelblaue Linie markiert den Hochwasserbereich.
(Grafik: Vermessungsamt Baden-Württemberg)

Neolithische Revolution

Nachdem der Mensch Millionen von Jahren als Jäger und Sammler gelebt hat, wird er in Baden-Württemberg um 5.600 v. Chr. plötzlich sesshaft, baut Getreide und Gemüse an und hält sich Schafe und Ziegen. Das Steinbeil ersetzt den Faustkeil. Diese rasche Umstellung ist nur möglich, weil das Wissen und die Lebensweise aus Anatolien importiert wurde. Sie bringen das Know-how für die Landwirtschaft und den Hausbau mit. Besiedelt werden in der Regel lössreiche Tal- und Beckenlandschaften mit Schwarzerden. Das Brettener Tal ist hierfür ideal geeignet. Diese kulturelle Revolution vor 7.600 Jahren ist der Beginn unserer modernen Menschheitsgeschichte.

Das Brettener Tal wird durch den Zusammenschluss von Salzach und Weißbach geformt, die gemeinsam als Saalbach in den Rhein fließen. Das Tal ist flach, wasserreich, hat mildes Klima, ist eine fruchtbare Lössregion und bietet ideale Lebensbedingungen für die ersten Siedler. (Zur Orientierung sind die späteren Orte Bretten, Diedelsheim und Gölshausen eingetragen, Abb. 7)

Die Topografie von Bretten wird mit Höhenlinien in 50-cm-Schritten angegeben. Zur Orientierung sind die mittelalterliche Stadtmauer in Orange und die Bachläufe in Cyan dargestellt. Das Brettener Tal ist entlang der Bachläufe sumpfig, so dass alle historischen Siedlungen einen Mindestabstand von den Bachauen einhalten. Dass es bis heute im Brettener Tal zwei parallele Bachläufe (Brühlgraben und Saalbach, hellblau) gibt, ist ein Hinweis darauf, dass dieses sumpfige Gebiet im Mittelalter trockengelegt und drainiert wurde. Dieses bis heute vom Hochwasser gefährdete Gebiet umfasst in etwa die dunkelblaue Höhenlinie. Sie ist 1–4 Meter höher als der Saalbach (Abb. 8).

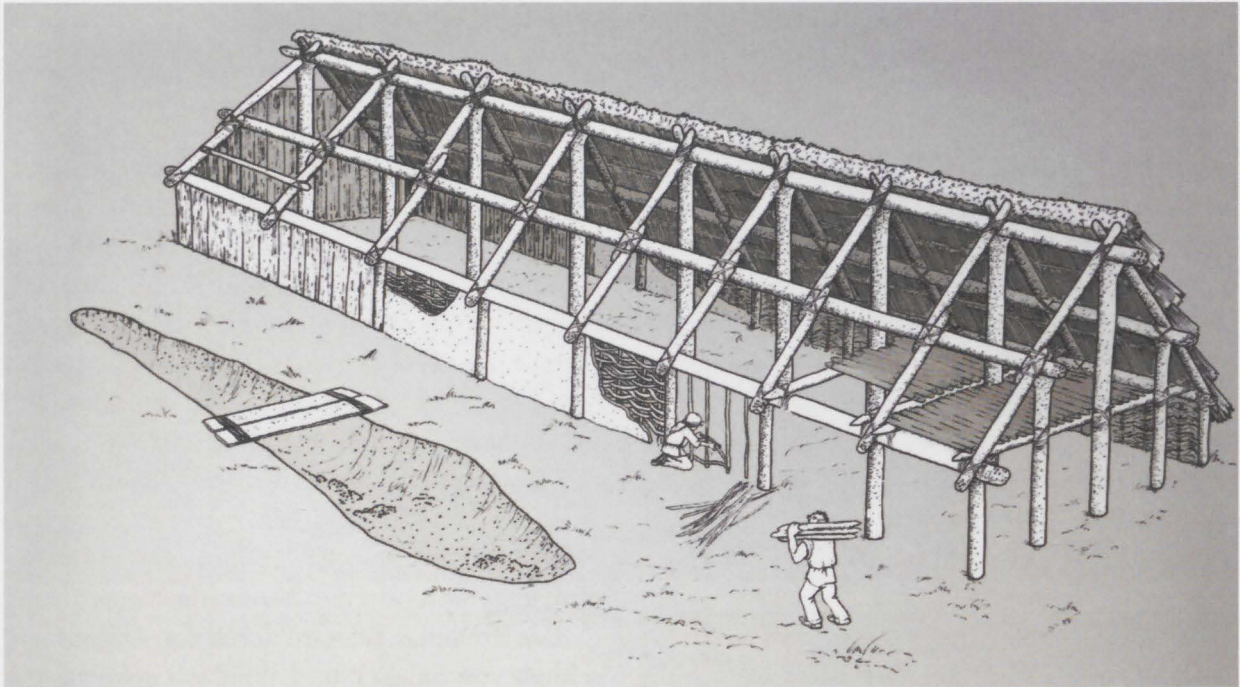


Abb. 9: Steinzeitliches Langhaus (Grafik: Landesmuseum Württemberg)

Altneolithikum 5.600–4.800 v. Chr.: Bandkeramik

Die Jungsteinzeit (das Neo-Lithikum) beginnt mit der Kulturepoche der Bandkeramik. Die Bandkeramiker sind die ersten Hersteller von Tongefäßen, letztere geschmückt mit kurvigen, linearen, bänderartigen Verzierungen, was dieser Kultur ihren Namen gibt. Im Kraichgau entwickelt sich ein eigenständiger regionaler Keramikstil. Bereits vor der Bandkeramik wird Feuerstein verwendet, im Kraichgau steht jedoch kaum geeignetes Material zur Verfügung. Das Rohmaterial wird über große Entfernungen transportiert, es muss dafür einen ausgeprägten europäischen Handel geben.

Der Fachwerkbau wird aus Anatolien und der Levante importiert. Die in Vaihingen-Enz gefundenen Langhäuser mit 30–40 Metern Länge und 5–8 Metern Breite werden mit Baumstämmen, lehmverputztem Weidegeflecht und Reet-

dach konstruiert. Seitlich der Häuser gibt es (Müll-)Gruben, die gleichzeitig das vom Dach abtropfende Wasser als Sickergrube aufnehmen, damit der Innenraum bei Regen trocken bleibt. In ganz Baden-Württemberg leben um 5.000 v. Chr. ca. 2.000 Menschen (Abb. 9).

Die Häuser zeigen meist mit einer Längsseite nach Süd-Westen. Das dürfte mit der Hauptwindrichtung und der optimalen Ausnutzung der Sonnenstrahlen im Winter zusammenhängen. Sie besitzen ein massiver ausgeführtes Nord-West-Ende. Dies ist der kälteste Teil des Hauses, welcher den Tieren oder dem Vorrat vorbehalten ist (Abb. 10).

Besonders dicht besiedelt sind ab 5.600 v. Chr. die Regionen am Saalbach und am Kraichbach. Die Bauern bevorzugen die fruchtbaren Böden, Schwarzerden auf Löss oder Lösslehm. Der Wald wird gerodet, die Ansiedlungen liegen immer in der Nähe (50–300 Meter) von Wasserläufen oder Quellen. Alle diese Fundstellen weisen eine sehr



Abb. 10: Leben im Langhaus
(Grafik aus: Das Rätsel der Kelten, S. 75)



Abb. 11: Kornsichel und Reibestein
(Foto: Naturhistorisches Museum Wien)

lange Belegungszeit von mehreren Jahrhunderten auf. Auf den Lössebenen ist der Wald aufgrund intensiver Nutzung als Waldweide und als Ressource für Bau- und Feuerholz innerhalb von wenigen Generationen stark aufgelichtet oder sogar ganz abgeholzt. Die ehemals nachhaltige Lebensweise der Jäger und Sammler ist endgültig vorbei.

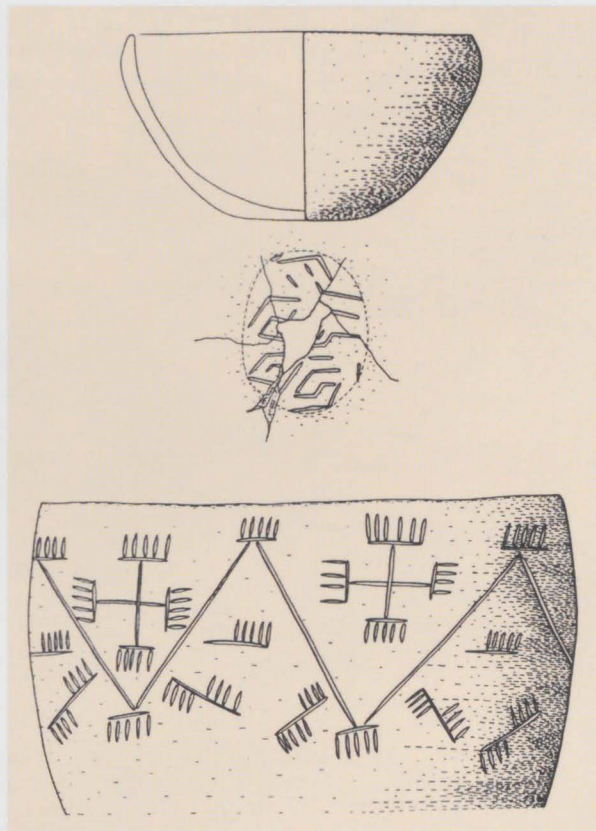


Abb. 12: Schale der ältesten Bandkeramik mit Bodenverzierungen aus Münzesheim. Unten: Gefäßbruchstück aus Diedelsheim mit „Besenmotiv“. (Faustkeil, Urne, Schwert, S. 45)

Das Sesshaft-Werden und der Anbau von Korn verändern die Ernährung der Menschen. Kornsicheln werden aus scharfen Steinen hergestellt, die mit Birkenpech, dem Alleskleber der Steinzeit, in ein gebogenes Holzstück eingeklebt werden. Die Körner werden zwischen zwei planen Reibesteinen zu Mehl verrieben (Abb. 11).

Diverse textile Techniken sind in Baden-Württemberg seit der Mittelsteinzeit bekannt. Die unterschiedlichen Geflechte aus Hanf, Bast und Schilf formen mit gespleisten und gesponnenen Schnüren oder Tauen Körbe, Schalen, Fischernetze, Eimer, Rückentragen, Verbindungen bei Gebäude u. v. m.



Abb. 13: In Vaihingen-Enz wird ein jungsteinzeitliches Dorf von 5.000 v. Chr. ausgegraben und rekonstruiert. (Landesmuseum Württemberg)

Original-Rezept aus der Jungsteinzeit

Wer die Steinzeit einmal schmecken möchte, dem sei dieser Weizeneintopf aus Baden-Württemberg zum Nachkochen empfohlen: 500 g Weizen über Nacht in Wasser einweichen lassen. 200 g Speck und 4 Zwiebeln im Topf anbräunen. Weizen durch ein Sieb abgießen und mit zwei Stangen Lauch, einer Sellerieknolle und drei Möhren in den Topf geben, kurz andünsten. Dann mit Wasser ablöschen, bis alles bedeckt ist. So lange kochen lassen, bis der Weizen weich ist. Am Schluss mit Petersilie, Dill und Salz abschmecken.

Die Zutaten und die Zubereitung konnten aus einem eingebraunten Topf aus der Jungsteinzeit erschlossen werden.

Salzquellen

Salz, das weiße Gold, wird über ganz Europa gehandelt und ist sehr wertvoll, da die Vorkommen selten sind. Im Kraichgau gibt es in Heilbronn, Friedrichshall, Rapp nau und eben auch in Bretten Salzvorkommen. Damit sind diese Orte herausgehoben gegenüber allen anderen Siedlungen, denn die Salzquellen locken das Wild an und erleichtern dadurch die Jagd. Das Salzwasser wird in Tonbechern über dem Feuer verdunstet (sogenannte Briquetage), so dass sich an den Wandungen die Salzkruste absetzt. Trotz dieser äußerst mühsamen Gewinnung von Salz lohnt sich der Aufwand für dieses begehrte Tauschobjekt.

Salz-Siedeöfen aus Tonbechern werden in Heilbronn, Friedrichshall und Rapp nau eingesetzt. Funde bei der Brettener Salzquelle sind bislang noch nicht bekannt (Abb. 14).

Die Salzquelle bei Salzhofen spendet bis ins 13. Jhd. n. Chr. Salzwasser, danach ist die Salzader im Sprantaler Sattel ausgelaugt (Abb. 15). Die Namen Salzhofen, Salzach, Saalbach weisen auf diese Salzquelle in Bretten hin. Das Brettener Tal wird später auch Salzgau genannt. Zu den Zeiten, als die Wasserläufe mit Namen belegt wurden, kannte man mit Bestimmtheit Salzquellen am Saalbach und seinem südlichen Quellfluss Salzach, denn beide Namen leiten sich von „Salz“ her. Im Codex *Laures-Hamensis*, einer Zusammenstellung der Erwerbungen und empfangenen Schenkungen des weithin begüterten Klosters Lorsch, wird 769 der „Fluvius Salzaha“



Abb. 14: Tonbecher zum Salz-Sieden
(Foto: Landesmuseum Württemberg)

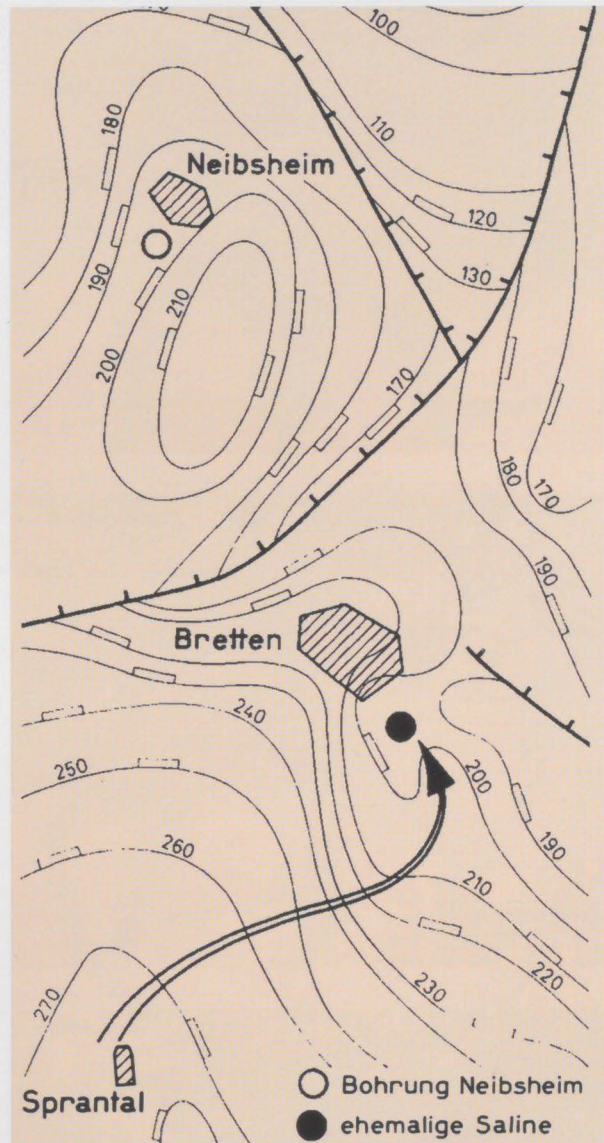


Abb. 15: „Die längst abgegangene Saline zu Salzhofen bei Bretten“ von Walter Carlé, S. 17

erwähnt. Im Jahre 1244 berichten Urkunden von einem „rivus qui dicitur Salzah“ (KRIEGER 1874). Der Name Salzach galt zeitweise auch für den ganzen Saalbach (zu manchen Zeiten schrieb man den Namen in der Form „Salbach“); auch waren die Namen „Sulzach“ und „Salza“ im Gebrauch (BICKEL, 1955).

An diesem Ort gibt es eine äußerst seltene Kombination aus günstigen Standortfaktoren:

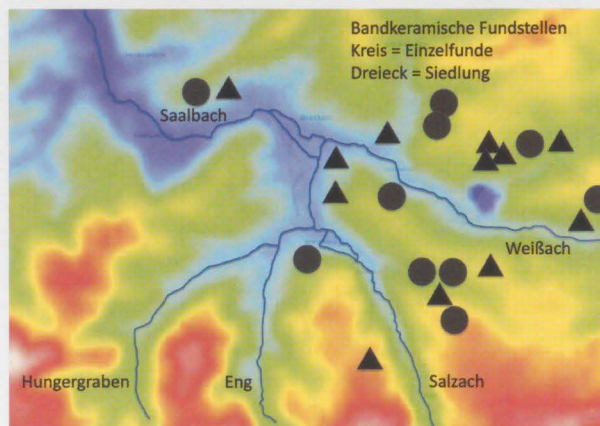
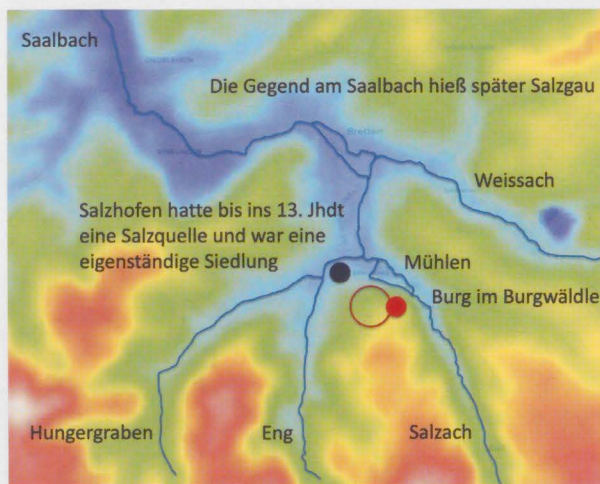
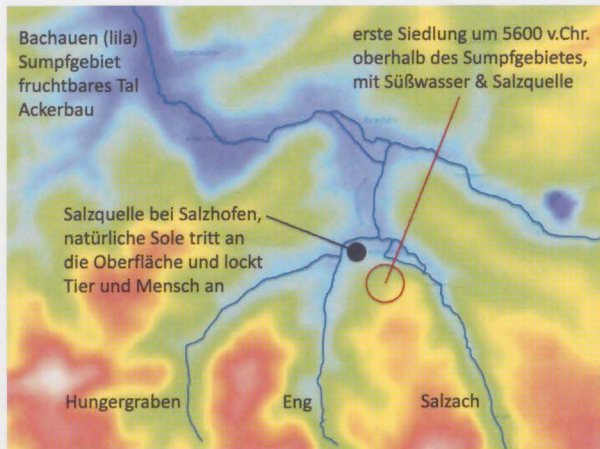


Abb. 16–18 (von oben nach unten):
Besiedlung des Brettener Tals
(Grafiken: topographic-map.com)

Salzwasser, Süßwasser, Wald, mildes Klima und ein ebenes, fruchtbares Tal mit Löss und Schwarzerden. Damit ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, dass bei Salzhausen eine der ersten Siedlungen im Kraichgau entstanden sein dürfte, gleich als die ersten Bauern sesshaft wurden. Allerdings läge damit der Ursprung von Bretten nicht im Altstadtbereich, sondern südlich davon beim Burgwäldle (Abb. 16).

Die Brettener Burg im Burgwäldle liegt direkt neben der vermuteten ersten Siedlung bei Salzhausen und dürfte in diesem Zusammenhang lange Zeit eine wichtige Rolle gespielt haben. Wenn die Siedlung Salzhausen seit 5.600 v. Chr. mit Salz und Fleisch handelte, dann hätte dort sehr viel mehr Reichtum erwirtschaftet werden können als in allen anderen Siedlungen im Kraichgau. Solch ein Reichtum weckt Begehrlichkeiten und lockt Neider, Diebe und Räuber an. Somit würde hier zügig eine befestigte und gesicherte Siedlung errichtet werden, die man im Laufe der Jahrhunderte immer weiter ausbaut, um die Reichtümer der Salzgrafen zu schützen. In dem Moment, in dem die Salzquelle versiegt, ist auch die Quelle dieses Reichtums versiegt, Burg und Siedlung verlieren ihre herausragende wirtschaftliche Grundlage (Abb. 17).

Funde bestätigen, dass das Brettener Tal während der Zeit von 5.500–4.800 v. Chr. stark besiedelt ist. Neben Diedelsheim wird vor allem entlang von Weißbach, Salzach und bei Knittlingen gesiedelt. Lediglich im Bereich der späteren Altstadt Bretten gibt es keine Siedlungsspuren. Das ist damit zu erklären, dass im Gegensatz zu Diedelsheim oder Gölshausen oder Knittlingen in Bretten ein Bachlauf fehlt. Damit ist die wichtigste Voraussetzung für eine damalige Ansiedlung nicht gegeben (Abb. 18).

Der massive Eingriff ins ökologische Gleichgewicht durch Rodung und Ackerbau erzeugt Bodenerosionen und führt zu einem Rückgang der Siedlungstätigkeiten und der Bevölkerung

im Kraichgau. Die offensichtlich tiefgreifende ökonomische Krise am Ende der Epoche der sog. Bandkeramik führt zu einem wirtschaftlichen und ökonomischen Wandel.

Mittelneolithikum 4.800–4.300 v. Chr.

Der Kraichgau wird von der Hinkelstein-Kultur, der Großgartacher Kultur und dann von der Rössner Kultur geprägt. Die Großgartacher Kultur erhält ihren Namen von einem Fundort bei Heilbronn, die Rössner Kultur von einem Gräberfeld in Sachsen-Anhalt. Das Zentrum der Hinkelstein-Kultur liegt in Rheinhessen und hat seinen Namen einem Missverständnis zu verdanken. Auf einem bekannten Hünen-Grab stand ein 2 Meter hoher Menhir. Im Volksmund ist das Hünengrab aus Unwissenheit zum „Hühnchengrab“ mutiert und Hühnchen wird im Rheinhesischen „Hinkel“ genannt. So wird aus dem Hünen-Grab ein Hinkel-Grab und der Menhir wird zum Hinkelstein. Rheinhessen wird bekanntlich ab 50 v. Chr. römisch und so findet der Hinkelstein seinen Einzug bei den Galliern, deren berühmtester Hinkelsteinlieferant Obelix heißt.

Während die bandkeramischen Siedlungen an den Talhängen der Bachläufe aneinandergereiht sind, sucht man nun die vorher gemiedenen Kuppen und Höhenlagen auf. Sogenannte Höhengründungen tauchen jedoch erst in der Rössner Kultur auf. Die weilerartigen Ansiedlungen verwandeln sich im Mittelneolithikum zu dorfähnlichen Anlagen, deren Kennzeichen zentrale Gebäudekomplexe, Umzäunungen und eine dichtere Bebauung sind. All das spricht für mehr kommunale Siedlungs- und Lebensweise. Männer sind durchschnittlich 166 cm groß und erreichen ein Durchschnittsalter von 44 Jahren. Frauen erreichen eine Größe von 157 cm groß und werden durch eine geburtenbedingte höhere Sterblichkeit nur 36 Jahre alt.

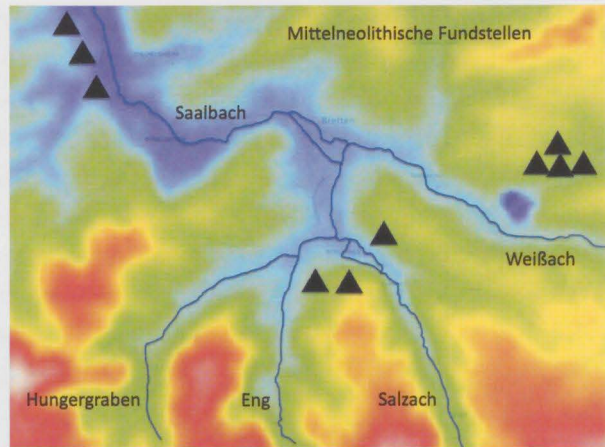


Abb. 19: Im Brettener Tal sind Siedlungsspuren bei Salzhofen, bei Diedelsheim und bei Knittlingen zu finden. (Grafik: topographic-map.com)

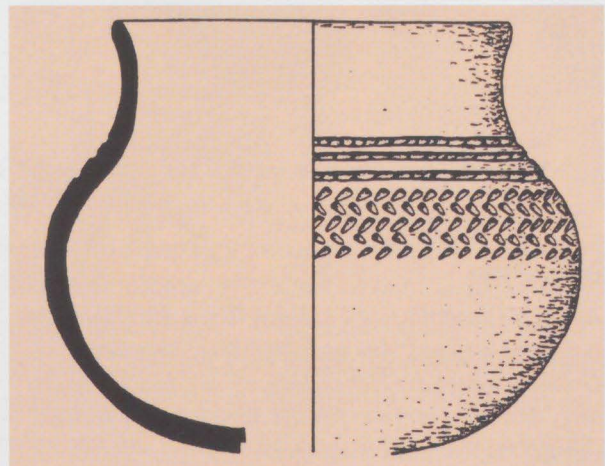


Abb. 20: Gefäß der Rössner Kultur aus Knittlingen. (Faustkeil, Urne, Schwert, S. 61)

Jungneolithikum 4.100–3.000 n. Chr.

Das Klima in dieser Periode ist anfangs kühl und trocken, wird aber im Verlauf der Zeit deutlich feuchter. Zeitweise zunehmende Starkregen verursachen in den nordbadischen Lössgebieten katastrophale Abschwemmungen. Zurückzuführen ist das vermutlich vor allem auf eine nahezu totale Abholzung der Wälder, einerseits zur Gewinnung von Holz, andererseits zur Schaffung von Acker- und Weideland. Offensichtlich fällt

es der Menschheit seit der neolithischen Revolution schwer, eine nachhaltige Forstwirtschaft umzusetzen. Zum überwiegenden Teil wird der Fleischbedarf durch die Zucht von Haustieren wie Rind und Schwein gedeckt. Die Jagd spielt nur eine untergeordnete Rolle. Insbesondere die intensive Rinderhaltung erfordert ausgedehnte Weideflächen. Zusammen mit gleichartigen Vor-



Abb. 21: Oberhalb vom Saalbach liegen die Höhensiedlungen Scheelkopf, Aue und Altenberg; über dem Grombach liegt die Höhensiedlung auf dem Michaelsberg, dem Namensgeber für die Michelsberger Kultur. (Grafik: topographic-map.com)



Abb. 22: Die befestigte Höhensiedlung auf dem Michaelsberg bei Untergrombach überblickt das Rheintal und bildet ein Tor zum Kraichgau. (Foto: Denkmalpflege BW, Erdwerk auf dem Michaelsberg, S.10, O. Braasch)



Abb. 23: Original-Rad um 3.500 v. Chr. (Foto: National Museum of Denmark)

gängen in der Bandkeramik hat die Erosion am Ende des Jungneolithikums die Formung der nordbadischen Lössgebiete bewirkt, so wie wir sie heute kennen. Der Kraichgau ist demnach eine Landschaft, die bereits in der Jungsteinzeit weithin durch menschliche Einwirkung geformt wird. Spätere Zeiten haben nur noch wenig hinzugefügt, lässt man die moderne Flurbereinigung in Teilgebieten außer Betracht.

Michelsberger Kultur

Die Siedlungsweise verändert sich im Kraichgau grundlegend. Offene Siedlungen ohne Umwehungen verschwinden anscheinend weitgehend. An ihre Stelle treten solche mit Befestigung auf isoliert liegenden Kuppen. Das bekannteste Beispiel dafür ist der Michaelsberg bei Untergrombach. Man spricht in ganz Europa von der Michelsberger Kultur, die zwischen dem Pariser Becken und Nordböhmen sowie dem Nordrand der deutschen Mittelgebirge und dem Bodensee Verbreitung findet. Neben der Höhensiedlung

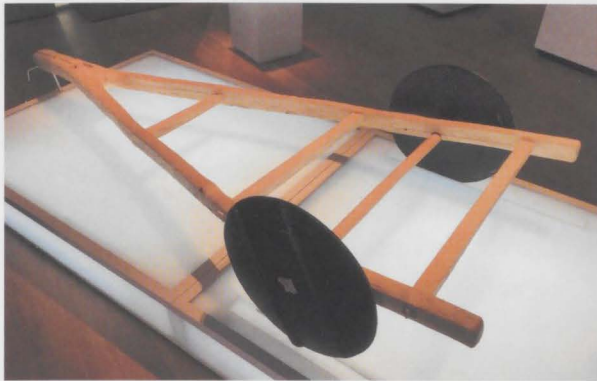


Abb. 24: Karrenkonstruktion um 3.500 v. Chr.
(Foto: Landesmuseum Württemberg)



Abb. 25: Transport von Gütern auf befestigtem Wagen (Baden-Württemberg, Menschen, Kultur, Geschichte, S. 19)

bei Untergrombach werden drei weitere Höhengründungen bei Bruchsal entdeckt. Sie liegen alle weit oberhalb von Bächen, an der Kante zur Rheinebene. Diese geschützten Erdwerke sind mit einem Graben umgeben, hinter dem Palisaden stehen. Es gibt Hinweise, dass die Tore durch aufwändige Bauwerke aus Holz gesichert werden. Das Erdwerk Bruchsal Aue beispielsweise umschließt eine Fläche von 7 ha, die eine Siedlung beinhaltet.

In Baden-Württemberg findet um 3.500 v. Chr. eine weitreichende Entwicklung statt, erstmalig werden Räder gebaut (Abb. 23). Vom Rad zum Fahrzeug ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. Die Fahrzeugproduktion in Baden-Württemberg startet bereits in der Jungsteinzeit. Die Achsen sind fest mit den Rädern verbunden und drehen sich mit, was allerdings zu einem hohen Verschleiß der Achsen führt. Das wird in den folgenden Jahrtausenden weiter optimiert (Abb. 24). Gleichzeitig entstehen die ersten befestigten Wege aus Holzbohlen; Ochsenkarren transportieren die Ware bestimmt auch durch das Brettener Tal, welches Teil der zentralen Ost-West-Verbindung von Donau und Rhein ist (Abb. 25).

Spätneolithikum 3.000 – 2.200 v. Chr.

Gegen 3.000 v. Chr. verschwindet die Michelsberger Kultur offenbar aus dem nordbadischen Raum. Für mehrere Jahrhunderte fehlen jegliche Hinweise auf menschliches Leben. Gegen 2.600 v. Chr. tauchen die Träger der Schnurkeramik im Kraichgau auf. Das Klima ist wieder wärmer geworden und lichter Buchenwald überzieht inzwischen die von der Erosion schwer geschädigte Landschaft. Wohngebiete sind weder im Rheintal noch in den Lössgebieten bekannt. Gelegentlich auftretende Kupfergegenstände weisen auf weitreichende Wirtschaftsbeziehungen hin. 800 Jahre lang gibt es so gut wie keine Spuren von den damals lebenden Menschen.

Bronzezeit 2.200 – 900 v. Chr.

Doch dann entwickelt sich die Bronzezeit zu einem goldenen Zeitalter. Die Steinzeit geht nicht zu Ende, weil die Steine ausgehen, sondern weil die Metallverarbeitung entwickelt wird und völlig neue Möglichkeiten eröffnet. Das führt zu einer

tiefgreifenden Umstrukturierung und einer Differenzierung der Gesellschaft. Die Metallgewinnung wird von spezialisierten Bergleuten und Handwerkern vorgenommen und die ersten Rievire entstehen. Diese Fachleute stehen damit nicht mehr für die Feldarbeit zur Verfügung, sie müssen von den anderen Mitgliedern der Dorfgemeinschaft mitversorgt werden, was eine gewisse Überschussproduktion in der Landwirtschaft voraussetzt. Zunächst findet hauptsächlich Kupfer Verwendung, später dann Bronze, eine



Abb. 26: Wiederverwendbare Gussform
(Foto: Naturhistorisches Museum Wien)



Abb. 27: Dolch, Gewandnadel und Rasiermesser
(Foto: Naturhistorisches Museum Wien)

Legierung aus 90% Kupfer und 10% Zinn. Bronze erreicht immerhin fast die Härte von weichem Stahl. Für Süddeutschland sind vor allem ostalpine Kupferabbaugebiete von Bedeutung. Die Abbaumethoden und die genaue Herkunft des Zinns sind hingegen bis heute unbekannt.

Erstmals können nun auch gleiche Gegenstände in einer mehrfach verwendbaren Gussform sozusagen in Serie produziert werden. Metallgegenstände können durch Einschmelzen ohne wesentlichen Wertverlust wieder rezykliert werden. (Abb. 26)

Über das Siedlungswesen der älteren Bronzezeit ist nur wenig bekannt. Das ändert sich erst in der jüngeren Bronzezeit. Zu den bereits im Neolithikum angebauten Getreidesorten Emmer, Einkorn und Gerste treten Dinkel und vereinzelt Hirse. Zudem werden Linsen und Erbsen angebaut sowie durch zahlreiche Sammelfrüchte wie Äpfel, Birnen, Kirschen, Beeren, Nüsse und Pilze ergänzt. Als Haustiere sind Rind, Schwein, Schaf, Ziege sowie Hund und Pferd belegt.

Frauen tragen Armspiralen und Armringe als Schmuck. Modebewusste Frauen tragen sogenannte Beinberge, die an den Waden getragen werden. Die Kleidung verschließt man mit Nadeln. Halsketten werden aus Bernstein aus dem Baltikum hergestellt. Männer sind weniger modisch gekleidet; sie tragen Dolche, so wie der Brettener aus einem Grab im Lehrwald.

Funde in Nordbaden demonstrieren eine neue Stufe der Körperpflege um 1.700 v. Chr. Neben rotem Lippenstift sind Rasiermesser im Einsatz, die auch zum Haarschneiden verwendet werden, daneben Nadel und Dolch (Abb. 27).

Urnenfeld-Kultur 1.200–800 v. Chr.

Während des letzten Abschnitts der Bronzezeit ist Nordbaden Teil einer ganz Zentraleuropa umfassenden, auffällig einheitlich ausgeprägten Kul-



Abb. 28 u. 29: Kleidung in der Bronzezeit um 2.200 v. Chr. (Fotos: Naturhistorisches Museum Wien)

turentwicklung. 1.200 v. Chr. entsteht die Urnenfeld-Kultur. Mit dieser Epoche wird der traditionelle Sippengrabhügel der Mittelbronzezeit aufgegeben und es setzt sich die Totenverbrennung durch, was den Namen Urnenfeld-Kultur begründet. Eindrucksvolle Beispiele derartiger Bestattungen liegen aus Bretten, Knittlingen und Gondelsheim vor, wo man den ausgelesenen Leichenbrand in einer mit Steinen gepflasterten Grabgrube beisetzt. Anschließend wird die in Trockenmauerwerk erbaute Steinkiste durch mächtige Deckplatten versiegelt.

Ein neuer Aufschwung mit erstaunlich vielen Siedlungsneugründungen erfolgt am nördlichen Oberrhein. Die Verbesserung der klimatischen Verhältnisse führt zu einem verstärkten Ausbau der Landwirtschaft.

Die Urnenfeldzeit zählt zu den fundreichsten vorgeschichtlichen Zeitperioden überhaupt. Eine starke Normung der einzelnen Gefäßformen und außerordentlich großen Keramikmengen lässt eine geradezu gewerbsmäßig betriebene Herstel-

lung in regelrechten Manufakturen vermuten. Das Metallhandwerk beherrscht schwierige Guss- und Verarbeitungstechniken. Ein reger Austausch mit Mitteleuropa findet statt.

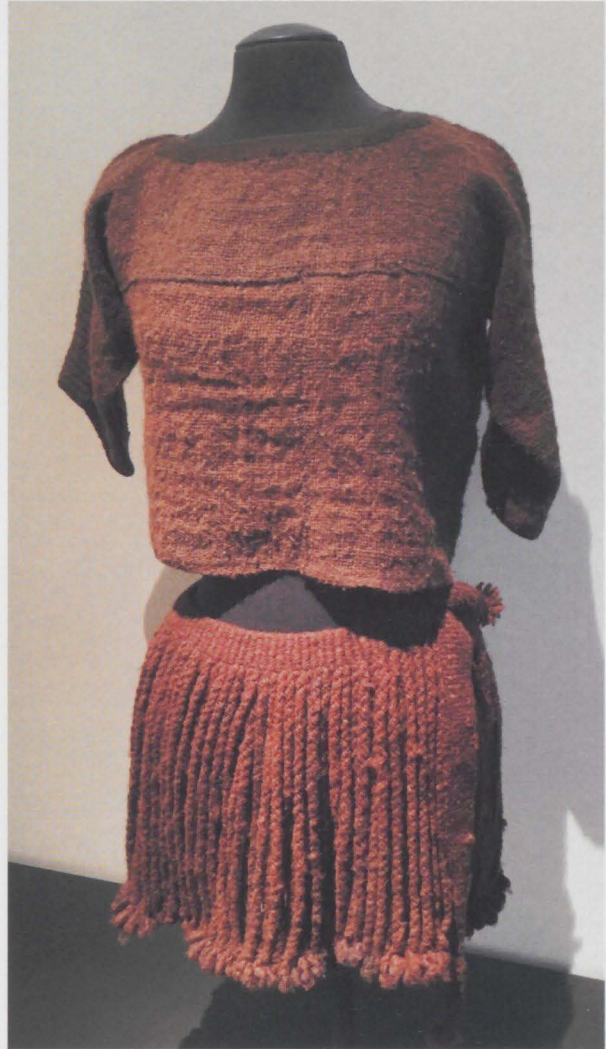


Abb. 30: Den Minirock gibt es bereits seit 3.400 Jahren. Eine 17-jährige Frau aus Baden-Württemberg trägt dieses bronzezeitliche Kostüm, als sie um 1.370 v. Chr. in Dänemark beerdigt wird. Die Kleidung hat sich außergewöhnlich gut erhalten, weil das Grab in einem Moor konserviert wurde. Über eine Haaranalyse der Frau kann man sogar feststellen, dass sie in den letzten Jahren ihres Lebens mehrfach zwischen Baden-Württemberg und Dänemark hin und her gereist ist. (Foto: National Museum of Denmark)



Abb. 31: Spätbronzezeitliches Schwert aus der Gegend von Mannheim. (Foto: Badisches Landesmuseum, *Ur- und Frühgeschichte*, S. 60)

Der Kraichgau wird seit der Steinzeit aus Osten über die Donau besiedelt. In griechischer Zeit entsteht dann eine zweite Entwicklungsachse von Marseille über Rhone und Rhein nach Baden. Diese Flüsse sind die überragenden Entwicklungsachsen, entlang derer sich der europäische



Abb. 32: Die günstigste Verbindung zwischen Donau und Rhein (Grafik: *topographic-map.com*)

Fernhandel zwischen Mittelmeer und Ostsee bewegt. Die günstigste, kürzeste, schnellste, flachste Verbindung zwischen Schwarzwald und Odenwald verbindet Donau und Rhein auf einem Fernweg durch das Brettener Tal. Diese Verbindung stellt die südlichste Möglichkeit dar, um von der Donau zum Rhein zu gelangen. Das Brettener Tal ist Teil dieser Fernverbindung (Abb. 32).

Mit Hilfe von Computerprogrammen lässt sich bequem die kürzeste Fußverbindung zwischen Donau und Rhein berechnen. Zusätzlich werden die Steigungen und Höhenmeter angegeben, damit Wanderer und Fahrradfahrer heutzutage wissen, worauf sie sich einlassen. Früher musste das alles ausgekundschaftet werden. Von der Rheinebene bis Knittlingen kann man bequem dem Saalbach folgen, über Maulbronn und Cannstatt geht es relativ gleichmäßig bis zum Alaufstieg weiter. Dort gilt es den günstigsten Einstieg zu finden. Insgesamt sind vom Rheintal bis zur Donau auf dieser Route 1.100 Höhenmeter zu überwinden, flacher ist es mit keinem anderen Verlauf möglich (Abb. 32).

Steigung und Gefälle sind bei vollbeladenen Ochsenkarren noch wichtiger als die reine Entfernung, denn sowohl das Hochschieben als auch das Abbremsen ist nur bis zu einer mäßigen Steigung möglich. Das wurde beim Peter-und-Paul-

Tross in der Praxis mit voll beladenen Ochsenkarren am Hügel zwischen Maulbronn und Knittlingen ausprobiert. Das vorsichtige Abbremsen bergab stellte sich als noch schwieriger heraus als das mühsame Hochschieben. Da musste die ganze Mannschaft die Ochsen unterstützen.

Der Regelfall sind kleinere weilerartige oder gehöftartige Siedlungen im Kraichgau, obwohl sich in dieser Zeit erstmals größere zentrale Orte an verkehrstopografisch günstigen Punkten herausbilden. Diese dienten wohl vornehmlich der Aufgabe, die großen Handelsstraßen für Kupfer- und Zinnlieferungen zu kontrollieren, so wie das beispielsweise in Wiesloch mit einer Graben-Wall-Anlage nachgewiesen werden kann.

Höhensiedlungen sind insbesondere im befestigten Zustand in ganz Mitteleuropa zu finden und gelten als besonders geschützte Burgen bzw. als politische Mittelpunkte eines größeren Siedlungsverbandes.

Wirtschaftliche Grundlage des urnenfeldzeitlichen Lebens ist offensichtlich der Ackerbau. Vielfach gefundene Reibsteine (Getreidemöhlen) werden in den verdichteten Siedlungsstellen in den trockenen und warmen, stets fruchtbaren Lössgebieten des Kraichgaus wie z. B. in Knittlingen gefunden.

Zum Ende der Urnenfeldzeit mehren sich die Anzeichen, dass auf den ackerbaulich genutzten Flächen eine starke Bodenverarmung infolge ständigen Anbaus und zu kurzer Brachephasen bei fehlender Düngung einsetzen.

Eisenzeit 900–50 v. Chr.

Für die Zeit von 800 bis 0 v. Chr. spricht man klimatisch vom Subatlantikum. Eine starke, schnelle Abkühlung von 1–2 Grad verursacht einen Klimasturz, der sehr viel mehr Niederschläge erzeugt. Damit einher gehen Bevölkerungsabnahme, Erschöpfung von Ackerland und

Ausbeutung von Lagerstätten. In Nordbaden gibt es einen deutlichen Rückgang der Siedlungsaktivitäten. Der Zusammenhang zwischen Klima- und Kulturwandel ist sehr markant. Vom milderen Klima der Urnenfeldkultur zum klimatischen „Hallstatt Desaster“ sind deutliche Unterschiede erkennbar. Urnenfeld-Funde liegen unter Schlammschichten, Hallstatt-Funde liegen höher, aber selten an den gleichen Orten. Siedlungsmuster und Lebensformen verändern sich stark, die Seespiegel steigen an, Siedlungen am Wasser müssen aufgegeben werden. Die Flüsse schwellen an, Pässe werden unpassierbar, ein neues Verkehrssystem entsteht und Siedlungen werden nach oben verlegt. Es entstehen große Migrationsbewegungen. Die Bedeutung des Eisenbergbaus wächst, die neue Eisensteintechnologie verbreitet sich rasch und benötigt völlig neue Handelsnetze in Europa, da die Eisenerz-Vorkommen anders verteilt sind als Kupfer und Zinn und vor allem häufiger vorkommen.

Hallstattkultur 900–500 v. Chr.

Die erste Phase der Eisenzeit, die Hallstattkultur, wird nach einem Fundort in Österreich benannt. Dort wird seit 7.000 Jahren bis heute Salz in einem Bergwerk abgebaut und in ganz Europa gehandelt.

Der Salzbergbau erfährt einen zusätzlichen Aufschwung, denn Fleisch kann durch das feuchtere Klima nicht mehr luftgetrocknet werden, sondern muss durch Pökeln in Salzlake konserviert werden. Damit wird das ohnehin schon wertvolle Salz noch wichtiger. Neben dem Salzhandel produzieren die Hallstätter geräucherten Schinken, indem sie das gepökelte Fleisch in ihren Salzstollen zum Trocknen aufhängen. Die Stollen werden mit Kienspanen beleuchtet und produzieren ausreichend Rauch, um das Fleisch zu räuchern. Diese beiden Produkte verhelfen

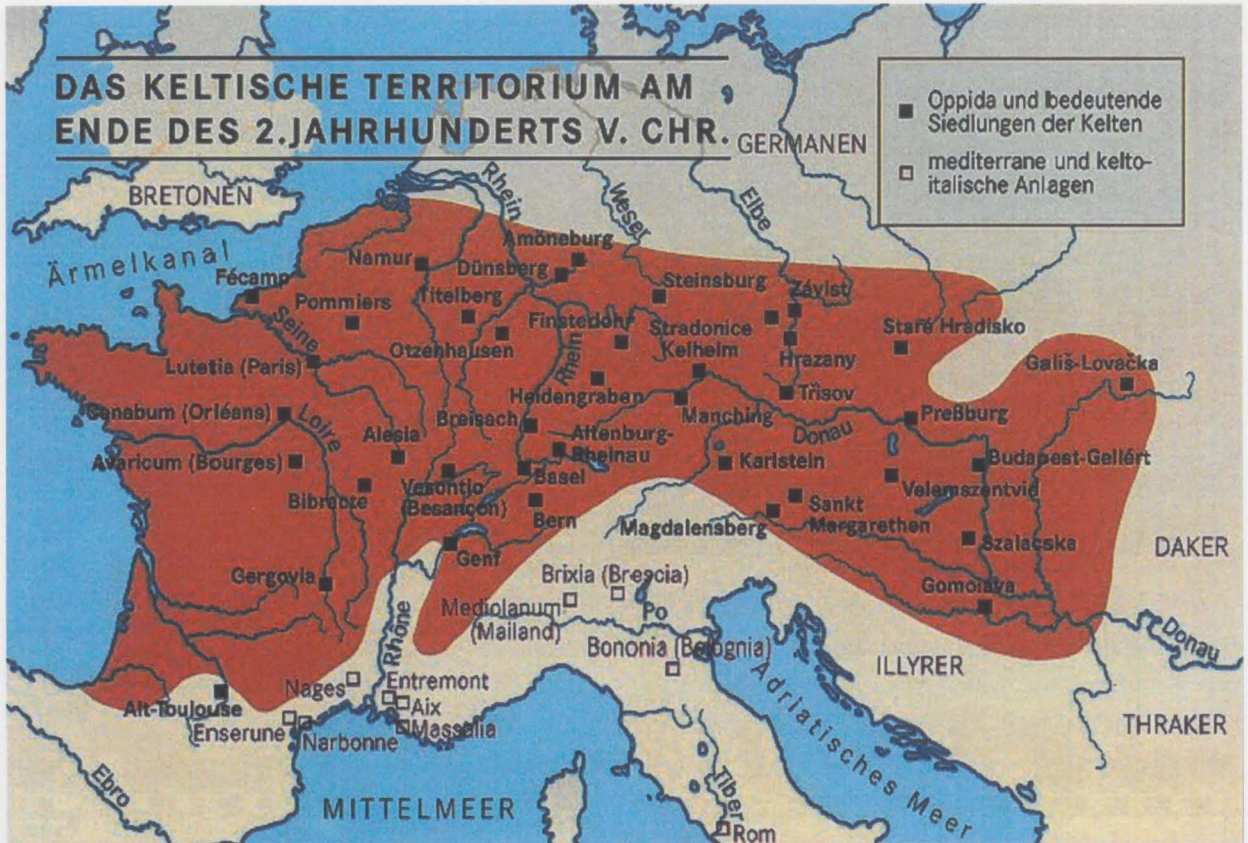


Abb. 33: Die keltische Ausbreitung zum Ende des 2. Jhds. v. Chr.
(Grafik: wissenmedia 2010)

den Hallstattern im ersten Jahrtausend v. Chr. zu unermesslichem Reichtum.

Die Kelten

Mit der Eisenzeit beginnt in unseren Breiten die Geschichtsschreibung, denn in Griechenland und Italien setzt mit der klassischen Antike die schriftliche Überlieferung ein. Erstmals gibt es von Griechen und Römern schriftliche Zeugnisse über die Menschen in Baden-Württemberg. Es beginnt die Zeit der Kelten, die von den Griechen als Galater und von den Römern als Gallier (= Krieger) bezeichnet werden. Die Kelten werden als großgewachsen, hellhäutig und blond beschrieben, als streitsüchtig, aufbrausend und

trinkfest. Die keltische Kultur hat laut diesen Überlieferungen ihren Ursprung an den Quellen der Donau im Schwarzwald (Abb. 33).

Die Kelten entwickeln im ersten Jahrtausend v. Chr. eine Hochkultur mit hochwertiger Technologie und bauen in ganz Europa Städte (Oppida), zu einer Zeit, als in Athen die ersten Olympischen Spiele stattfinden (776 v. Chr.) und die Stadt Rom überhaupt erst gegründet wird (753 v. Chr.).

Ab 550 v. Chr. zeichnet sich bei ihnen das Ende des Einzelkampfes und der Beginn der geschlossenen Schlachtordnung ab, ähnlich der griechischen Hopliten-Phalanx. Diese wird von den Römern beispielsweise mit der Schildkröte und im Mittelalter wieder mit dem schweizerischen Gewalthaufen aufgegriffen.

Die Druiden

Die keltischen Druiden haben sich angeblich dagegen gewehrt, schriftliche Aufzeichnungen anzufertigen, da sie damit ihren Machtverlust fürchteten. Ihr Wissen wird ausschließlich mündlich weitergegeben und eine Ausbildung zum Druiden soll bis zu 20 Jahre in Anspruch nehmen. Trotz fehlender Schrift haben die Kelten vielfältige andere Spuren hinterlassen.

Sowohl unser Sonnenkalender als auch der Mondkalender werden um 850 v. Chr. von keltischen Druiden entwickelt (Abb. 34). Das Jahr wird in zwölf Monate aufgeteilt, das Sonnenjahr wird präzise mit Schaltjahren berechnet, der Mondkalender wird ergänzt und die Sonnenwendfeiern erlangen eine wichtige Bedeutung. Davon abgeleitet werden später z. B. Allerheiligen, Halloween, Mariä Lichtmess, Fasching, Walpurgisnacht, Johannisfeuer, Erntedank, Mariä Himmelfahrt. Die Römer übernehmen den keltischen Kalender. Keltische Kultur und Sprache haben sich bis heute in England und der Bretagne überliefert. Rhein, Rhone, Donau, Main oder Kraichgau sind beispielsweise keltische Namen.

Ein wichtiges, wenn auch propagandistisches Zeugnis ist der „Gallische Krieg“ („De Bello Gallico“) von Gaius Julius Cäsar, in dem er seine Eroberung von Gallien in den Jahren 58 bis 50 v. Chr. detailliert, aber subjektiv gefärbt beschreibt: „Den Druiden obliegen die Angelegenheiten des Kultus, sie richten die öffentlichen und privaten Opfer aus und interpretieren die religiösen Vorschriften. Eine große Zahl von jungen Männern sammelt sich bei ihnen zum Unterricht, und sie stehen bei den Galliern in großen Ehren.“ Allerdings dürfte unsere Vorstellung von einem Druiden à la *Miraculix* (mit weißem Gewand, langem Bart und goldener Sichel) eher eine romantische Verzerrung sein. Einig ist man sich, dass die Druiden hochangesehene Priester und Gelehrte sind, Sichel aus Bronze nut-

zen, Rechtsprechung, Heilkunde und Astronomie beherrschen und dass sie tatsächlich auf Eichen klettern, um die dort wachsenden Misteln zu ernten, denn diese haben nachweislich eine besonders heilende Wirkung. Diskutiert wird hingegen immer noch, ob die Druiden mit den welt-



Abb. 34: Sonnen- und Mondkalender (Foto: Latino-mann – Own work, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=92498243>)



Abb. 35 u. 36: Kleidung der Hallstattkultur, 800 v. Chr. (Fotos: Naturhistorisches Museum Wien)



Abb. 37: Keltische Siedlung in Hochdorf bei Vaihingen-Enz (Grafik entnommen aus: „Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 28“, S. 32)



Abb. 38: Rekonstruktion eines Wohnhauses in Hochdorf. (Foto: Keltenmuseum Hochdorf)

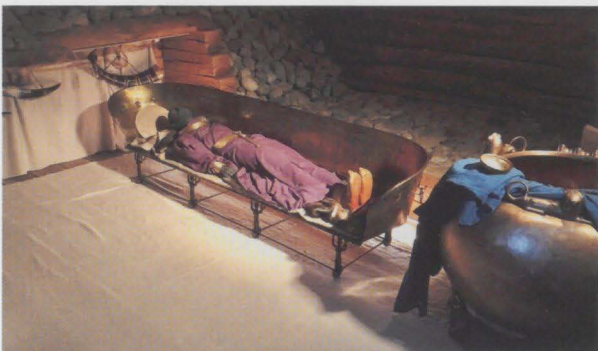


Abb. 39: Keltisches Fürstengrab bei Hochdorf (Foto: Keltenmuseum Hochdorf)

lichen Führern, also den Fürsten gleichzusetzen sind. Auch im Kraichgau beginnt man sich zu spezialisieren, in geringem Umfang auch mit dem Salzhandel, so dass sich die soziale Gesellschaftsordnung zunehmend auffächert.

Salz-Siedeöfen mit Tonbechern zur Salzgewinnung sind seit 800 v. Chr. aus dem Raum Heilbronn nachgewiesen.

In Hochdorf bei Vaihingen-Enz wird eine Keltensiedlung von 600 v. Chr. entdeckt. Sie besteht aus Gehöften mit Wohnhaus, Grubenhaus, Keller, Hochspeicher, Bronze gießerei, Textilproduktion, Importen vom Mittelmeer, Keramik, Edelmetallwaagen (Abb. 37).

Die schnell laufende Töpferscheibe und das Holzdreheln werden um 500 v. Chr. in Baden-Württemberg eingeführt.

Das keltische Fürstengrab bei Hochdorf von 550 v. Chr. ist sehr aufschlussreich, da es ungeplündert entdeckt wurde (Abb. 39). Die wichtigen Dinge kommen mit ins Grab, z. B. ein Fahrzeug, ein riesiger, mit Met gefüllter Kessel, zwölf Trinkhörner und eine außergewöhnliche Sitzbank aus Bronze. Man weiß ja nie, was alles auf der Reise ins Totenreich passiert. Neben dem Prunkwagen und Goldschmuck kennzeichnen importiertes Bronzegeschirr und griechische Luxusartikel wie Wein, Olivenöl und Keramiken solche Grablege, die einen in Mitteleuropa bisher nicht gekannten Reichtum offenbaren.

Der starke Wunsch nach Wein ist in Baden-Württemberg offensichtlich eine der Triebfedern für den Handel mit dem Mittelmeer. Für griechische und italische Weinamphoren werden astronomische Preise bezahlt und es wird über gestreckten Wein und Lug und Trug im Weinhandel berichtet. Die Höhensiedlung auf dem Hohenasperg, die man sich bereits als eine befestigte Burganlage vorstellen kann, dürfte der Herrnsitz von diesem Fürsten sein. Die Grundlage für diesen erstaunlichen Reichtum ist im Nord-schwarzwald zu finden.



Abb. 40: Die Schuhe des Fürsten von Hochdorf sind mit fein geprägtem Goldblech verziert; ein Luxus, den sich nicht einmal der Sonnenkönig in Frankreich geleistet hat. (Foto: Keltenmuseum Hochdorf)



Abb. 41: Die Kelten sind hochspezialisiert in der Metall- und Glasverarbeitung, sie wissen, wie man Damaszenerstahl und buntes Glas verarbeitet. Ihre Metallurgie wird erst wieder in der Neuzeit, also über 2.000 Jahre später, übertroffen. Der Prunkwagen im Fürstengrab Hochdorf ist aufwändig gebaut, rundum mit Eisenblech beschlagen und von einer außergewöhnlichen Qualität. Die Wagenräder sind vollständig mit Blech eingefasst, eine unvorstellbar anspruchsvolle Arbeit, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Eisenblech in Handarbeit als dünne Platte ausgerollt und dann ohne Dellen und Risse geformt werden muss. Jedes gedrechselte Holzteil wird zum Teil sogar konisch mit Blech verkleidet. Die benötigte Herstellungszeit macht diesen Wagen unbezahlbar. Die Verbindungen und das Blech sind von solcher Qualität, dass sie über 2.500 Jahre erhalten geblieben sind. Solch eine Dauerhaftigkeit ist bei keinem heutigen baden-württembergischen Oberklassefahrzeug zu vermuten. Der Fahrzeugbau hat nachweislich eine sehr lange Tradition in Baden-Württemberg. (Foto: Keltenmuseum Hochdorf)

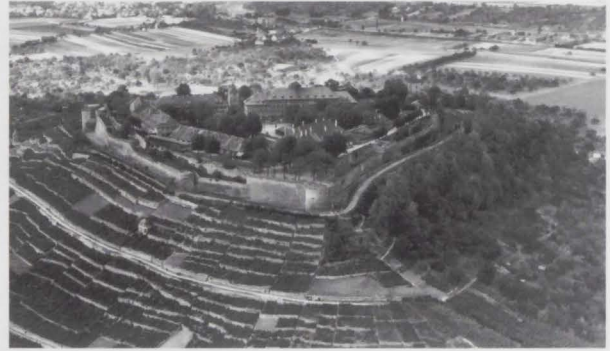


Abb. 42: Die keltische Höhensiedlung auf dem Hohenasperg ist als Fürstenburg um 650 v. Chr. eines von mehreren Herrschaftszentren in Baden-Württemberg. Die Spurensuche auf dem Berg wird durch die vollständige Überbauung in der Neuzeit erschwert. An solchen prominenten Orten wird in allen Jahrhunderten gebaut und überbaut, so dass die Archäologen eine äußerst anspruchsvolle Aufgabe vorfinden. Daher ist es bis heute nicht gelungen, die keltische Burganlage zu rekonstruieren.



Abb. 43: Im ganzen Kraichgau gibt es zahlreiche Funde aus Dutzenden Weilern und Siedlungen so wie dieser Schmuck aus Oberderdingen. Das Brettener Tal ist mit seiner begünstigten Lage weiterhin ein bevorzugter Ort für Besiedlungen, der Fernverkehr läuft durch das Brettener Tal und die Kreuzung mit der Pforzheimer Straße lässt einen wichtigen Marktplatz entstehen. (Foto: Keltenmuseum Hochdorf)

Die Schwarzwald-Maschine

Der Schwarzwald ist den Kelten heilig. Abnoba ist eine Muttergöttin in der keltischen Religion und personifiziert den Schwarzwald. Das ist nachvollziehbar, denn der Nordschwarzwald spendet reichlich Eisenerz, Gold, Salz, Silber, Holz und Holzkohle. Der Transport dieser Materialien ist äußerst bequem über die Flüsse Enz, Nagold und Würm möglich, so dass alle Güter automatisch flussabwärts in Pforzheim landen. Damit dürfte Pforzheim bereits um 800 v. Chr. ein natürlicher

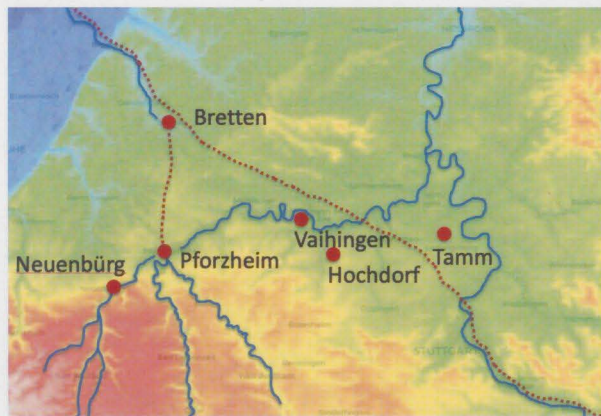


Abb. 44: Verkehrswege aus dem Schwarzwald nach Ost und West (Grafik: topographic-map.com)



Abb. 45: Luftaufnahme der Stadt Neuenbürg (Foto: Dr. Joachim Techert)

Sammel- und Umschlagplatz für die Güter aus dem gesamten Nordschwarzwald gewesen sein. Die Römer bezeichnen ihn daher 900 Jahre später folgerichtig als Hafen (Portus). Hier irrte Melanchthon, da er „portus“ mit „Tor“ übersetzte. Pforzheims Ruf als Goldstadt dürfte durch die keltischen Goldfunde im Schwarzwald begründet sein. Von dort geht es entweder auf der Enz per Schiff weiter Richtung Neckar oder die Güter werden auf Ochsenkarren verladen und es geht über Bretten weiter Richtung Rheintal. Die Pforzheimer Straße wird damit für Bretten sehr wichtig (Abb. 44).

12 km oberhalb von Pforzheim, auf dem Schlossberg in Neuenbürg (Abb. 45), liegt eine keltische Höhensiedlung. Dort entsteht um 700 v. Chr. der älteste Bergbau und die älteste Eisenerzhüttung nördlich der Alpen. Neuenbürg wird zum Zentrum des ältesten Reviers der Eisenerzhüttung. Nach und nach werden überall im Nordschwarzwald Dutzende Rennöfen aus dieser Zeit entdeckt. Das im Schwarzwald gewonnene Eisenerz wird mit Holzkohle zu typischen linsenförmigen Eisenbarren verarbeitet, die in ganz Europa gehandelt werden. Oder es werden direkt Eisenerzeugnisse hergestellt. Der große Energiebedarf führt allerdings zu einer systematischen Entwaldung. Solche genormten Eisenbarren sind ähnlich wie die bereits seit der Bronzezeit einheitlich geformten Kupferinge beliebte Tauschobjekte und damit die Vorgänger der Geldmünzen. Neuenbürgs Rolle ist nicht zu unterschätzen; es dürfte ähnlich bedeutsam sein wie das Ruhrgebiet 2.500 Jahre später. Neuenbürg liegt ebenfalls an der Enz. Somit können die Eisenbarren und Eisenerzeugnisse einfach nach Pforzheim geflößt oder verschifft und von dort nach ganz Europa transportiert werden. Diese Schwarzwald-Industrie mit den vielfältigen Bodenschätzen dürfte den Reichtum des Kraichgauer Fürstentums im ersten vorchristlichen Jahrtausend begründet haben. Und Bretten hing mit

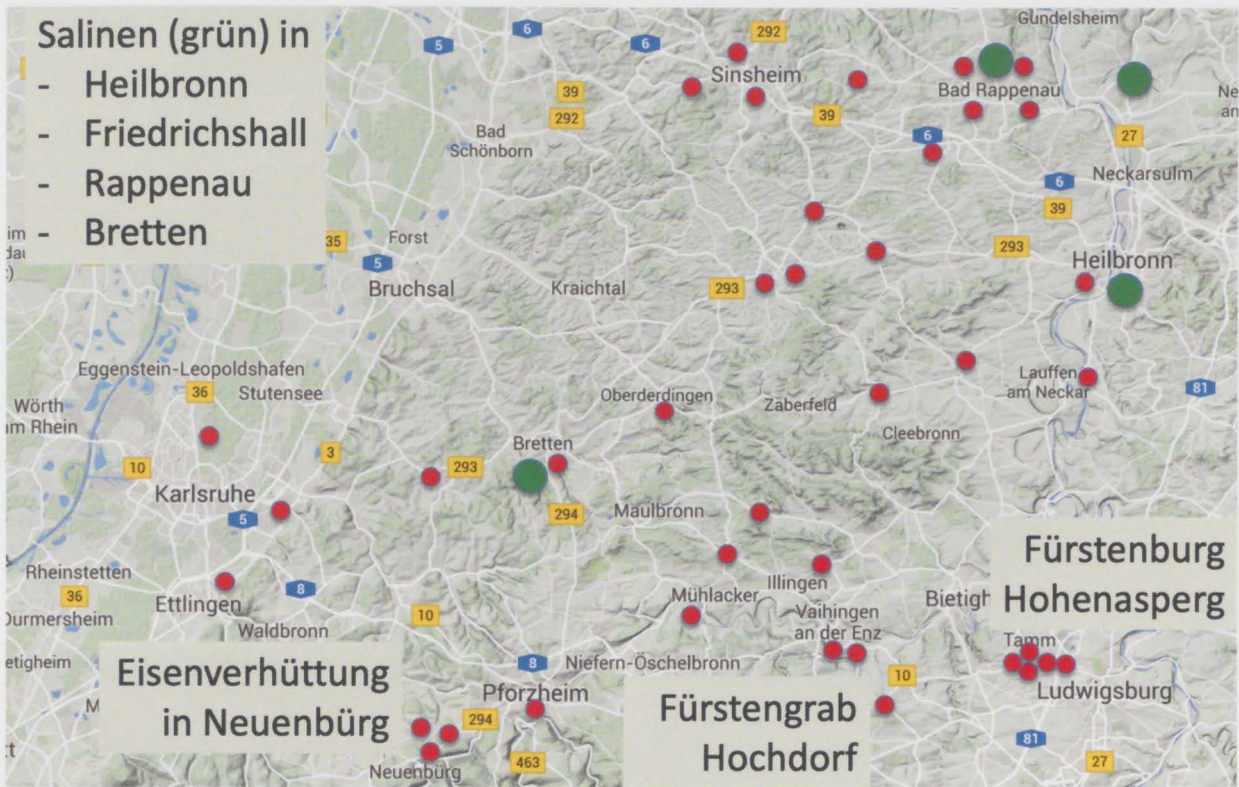


Abb. 46: Der Kraichgau in der Hallstatt-Zeit (Grafik: topographic-map.com)

seiner Fernstraße und seinem ursprünglichen Marktplatz auf dem Kirchplateau direkt an dieser Schwarzwald-Maschine.

Der Kraichgau als blühendes Fürstentum

Der Kraichgau dürfte unter diesen Voraussetzungen zur Hallstatt-Zeit ein blühendes Fürstentum sein (Abb. 46). Die Achsen Neuenbürg–Pforzheim–Tamm entlang des Neckars und die Rheinebene sind hochfrequentierte europäische Handelswege. Die auf der Karte markierten Siedlungen und Fundstellen sind bei Weitem nicht vollständig. Auch das Brettener Tal dürfte mit dem Salzhandel und seiner überaus verkehrsgünstigen Lage an der Kreuzung Pforzheimer Weg und Donau-Rhein-Fernweg als Handels- und

Kontrollposten seine vielleicht größte Blütezeit erleben.

In der ausgehenden Hallstatt-Zeit setzen eine rege Salzverarbeitung und ein intensiver Salzhandel ein, wie verschiedene kleine „Briquetage“-Gefäße aus Oberöwisheim und Stettfeld belegen. Dabei handelt es sich um viele kleine Tonbecher, die mit Salzwasser gefüllt und zum Verdunsten in die Glut gestellt werden. Das Salz bleibt an den Wandungen haften und wird dann ausgeschabt. Das ist eine mühsame, aber lohnende Arbeit, denn Salz ist nach wie vor ein stark nachgefragtes, teures Produkt. Hinzu kommt der typische Räuchergeschmack beim Salz, der bis heute beim Schwarzwälder Schinken gefragt ist. Die auffallende Fundkonzentration im Heilbronner Raum lässt bereits zu dieser Zeit einen intensiven Salzhandel in Nordwürttemberg erahnen. Hin-

gegen ist in Baden eine frühe eigenständige Salzproduktion bisher noch nicht nachzuweisen. Aber nach den überlieferten Fluss- oder Gewannnamen wie „Saalbach“ oder „Salzach“ oder „Salzgäu“ ist das durchaus anzunehmen. Eine gezielte Grabung im Brettener Tal bei Salzhofen und im Burgwäldle wird hier mehr Gewissheit über Bretens wohl wichtigsten Standortvorteil bis ins Mittelalter und die in diesem Zusammenhang vermutete vorgeschichtliche Blütezeit bringen.

Latène-Kultur 500–50 v. Chr.

Zu Beginn des fünften Jahrhunderts v. Chr. zeichnet sich in Mitteleuropa ein kultureller Wandel ab, der bald zu einer relativ einheitlichen archäologischen Zone zwischen Seine, Moldau, Alpenrand und Mittelgebirgen führt. Pate für die neue Latène-Kultur ist ein Fundort in der Schweiz. Ein radikal neues Stilempfinden macht sich bemerkbar, Veränderungen der Gebrauchskeramik signalisieren geänderte Koch- und Esssitten und es kann ein gewisser Wandel bei der Tracht und der Bewaffnung beobachtet werden. Viele Eisengeräte werden im Verlauf der Latène-Zeit derart verbessert, dass sie ihre Form bis zum Beginn der industriellen Werkzeugproduktion im 19. Jahrhundert nahezu unverändert beibehalten. Auch das Münzwesen und die Geldwirtschaft nördlich der Alpen sind ein Verdienst der späten Kelten.

Der keltische Reichtum im Kraichgau gründete auf Metallverarbeitung, Gold, Salz und Landwirtschaft. Der mächtige Silberring (Torques) um 100 v. Chr. aus Rottweil dürfte mit seinem Gewicht von 6 kg zu schwer sein, um als Schmuck getragen zu werden (Abb. 47).

Diese zwei Fundstücke aus Gold und Eisen (Abb. 49 u. 50) sind typisch für die ganz spezielle Formensprache der Latène-Kultur. Die Schwarzwälder Bollenhüte erinnern heute noch an diese



Abb. 47: Keltischer Silberring um 100 v. Chr. (Foto: Landesmuseum Württemberg)



Abb. 48: Keltische Goldmünze (Foto: Landesmuseum Württemberg)

keltische Formensprache. Im Kraichgau lebt der keltische Stamm der Helvetier und das Gebiet der Helvetier in Nordbaden gilt als goldreich. Berg- und Flussgold lassen sich leicht gewinnen. Die Vorkommen liegen im Rhein (Rheingold) und im Nordschwarzwald. Die Helvetier werden um 100 v. Chr. von germanischen Stämmen, die aus dem Norden einfallen, nach Süden in die Alpen vertrieben. Dort werden sie später die *Confoederatio Helvetica* (CH) gründen.

Die ersten Goldmünzen (Abb. 48) lassen sich im Kraichgau um 200 v. Chr. nachweisen. Die ersten Motive kopieren die Vorbilder aus Griechenland und Italien, wo schon länger mit Gold-

münzen gehandelt wird. Mit der Zeit werden die Darstellungen auf den Münzen immer keltischer. Bedingt durch eine spezielle Herstellungstechnik haben diese Münzen eine schüsselartige Form und werden im Mittelalter *Regenbogenschüsselchen* genannt. Dahinter steckt der Volksglaube, man könne sie am Ende des Regenbogens finden. Das könnte damit erklärt werden, dass man die Goldstücke nach einem Gewitterregen auf einem frisch gepflügten Acker in der Sonne blitzen sieht und könnte auch eine mögliche Deutung für das Sterntaler-Märchen sein. Durch Metallanalysen lässt sich für einige Fundstücke aus Baden die Herkunft als Rheingold nachweisen.

Herrenbrunnenbuckel in Bauerbach

1997 wird in Bauerbach eine Siedlung aus der Späthallstatt/Früh-Latène auf dem Herrenbrunnenbuckel entdeckt. Die bisher umfangreichsten archäologischen Ausgrabungen in Nordbaden werden hier durchgeführt. Die Aufarbeitung dieses Siedlungsplatzes erlaubt Einblicke in die länd-



Abb. 49 u. 50: Zwei keltische Figuren aus Gold und Eisen mit bollenförmigem Kopfschmuck, die mit ihrer Formensprache Vorbild für die Schwarzwälder Bollenhüte gewesen sein dürften. (Fotos: *Die Rätsel der Kelten vom Glauberg*, S. 178; Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Foto: Thomas Goldschmidt)



Abb. 51: Außergewöhnliche Linsenflasche aus Bauerbach (Foto: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart/B. Hausner)

liche Siedlungsstruktur. Der bislang in der Literatur ausschließlich durch Lese- und Grabfunde repräsentierte Kraichgau erscheint nun in einem neuen Licht. Fünf Siedlungsgruben belegen, dass bereits im Jungneolithikum Menschen auf dem Herrenbrunnenbuckel siedeln. Zahlreiche Funde beweisen, dass das Kraichgauer Hügelland seit der Urnenfeldzeit ein bevorzugter Siedlungsraum ist.

In Bauerbach wird diese außergewöhnliche Linsenflasche (Abb. 51) ausgegraben; ihre grafische Verzierung konnte vollständig rekonstruiert werden. Das 32 cm hohe Gefäß gehört zu den Meisterstücken latène-zeitlicher Drehscheibenkunst. Ihre flächige Verzierung mit einer außergewöhnlichen Zinnfolie ist bislang einzigartig und lässt weitreichende Kontakte nach Europa vermuten. Man muss bis nach China Ausschau halten, um

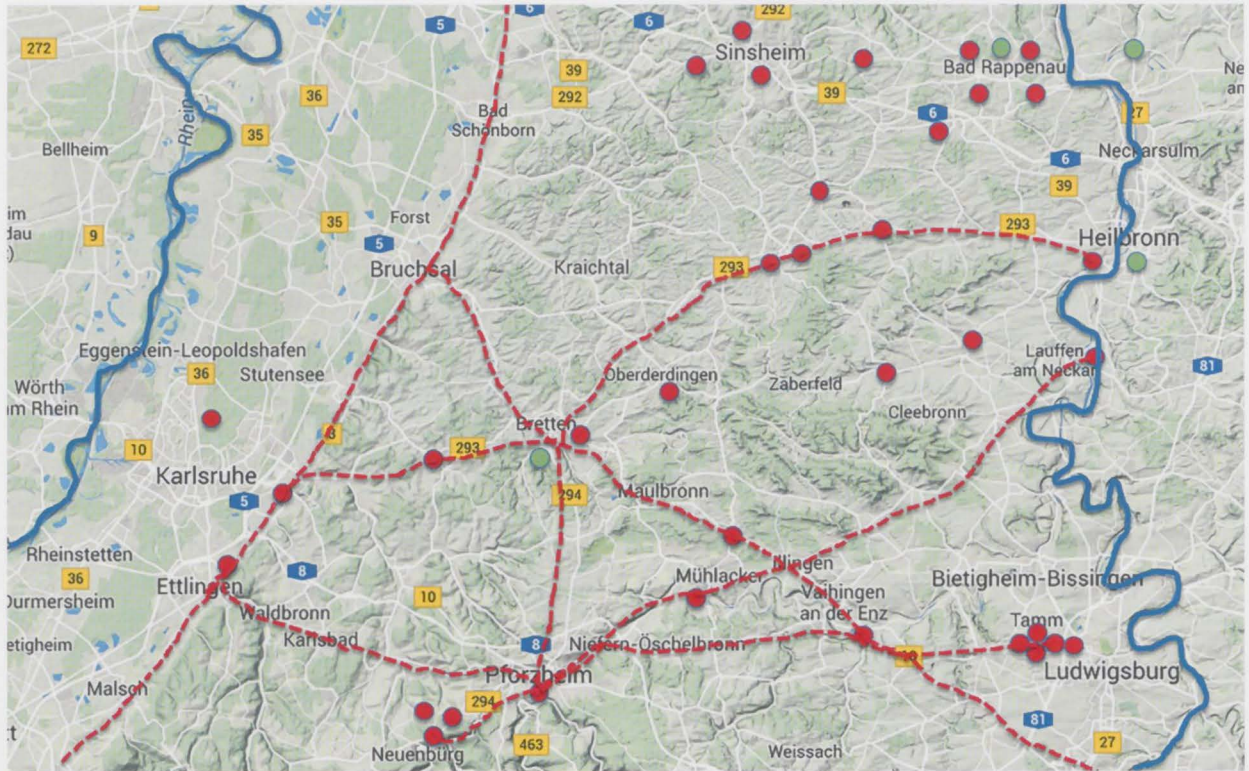


Abb. 52: Keltische Handelswege durch Bretten (Grafik: topographic-map.com)

gleichwertige Gefäße zu finden. Selbst routinierten Hafnern fällt es heute schwer, dieses Gefäß nachzudrehen.

Zahlreiche größere, weilerartige Ansiedlungen entstehen in Bauerbach, die in der Siedlungsstruktur an urnenfeldzeitliche Vorläufer erinnern. Die Ursachen für diesen Siedlungsboom sind vermutlich klimatische Veränderungen. Das freundlichere und trockenere Klima ermöglicht eine Intensivierung der Landwirtschaft, die Spuren in zahlreichen Siedlungsneugründungen hinterlässt und einen damit verbundenen Bevölkerungsanstieg ermöglicht.

500 v. Chr. führen wichtige Handelswege (rot) durch Bretten; der Kraichgau dürfte ein blühendes keltisches Fürstentum sein und Bretten ein zentral gelegener Handelspunkt an einer der wichtigsten Kreuzungen im Kraichgau. Die rot markierten Fundstellen und Siedlungen sind nicht

vollständig, grün markiert sind Orte mit Salzgewinnung (Abb. 52). Im Brettener Tal dürfte es um 500 v. Chr. mehrere Siedlungen geben (Abb. 53). Die Handelswege durch das Brettener Tal sind mutmaßlich von Hohenasperg/Donau nach Hei-



Abb. 53: Keltische Siedlungen (Grafik: topographic-map.com)

delberg, Durlach, Ettlingen, Rheintal und von Neuenbürg/Pforzheim über Bretten verlaufen. Einige Funde und die Nähe zu den Bächen lassen Siedlungen bei Salzhofen, bei Diedelsheim und bei Weißhofen/Gölshausen vermuten. Hinzu kommt spätestens jetzt die Siedlung Bretten mit seiner einzigartigen Topografie direkt an der Kreuzung „Pforzheim–Donau–Rhein“-Fernweg. Allerdings liegt Bretten an keinem Bachlauf. Man muss sich dort aufwändig über Brunnen versorgen, was eine pragmatische Erklärung für seine relativ späte Besiedlung ist.

Das Plateau über dem Brettener Tal

Auf einem Höhenlinienplan von Bretten (Abb. 57) in 50-cm-Schritten ist ein deutlich aus dem Hang herausragendes Plateau (Kirchplateau) erkennbar. Dieser einzigartige Vorsprung ist nach Süden orientiert und bietet einen idealen Überblick über das Brettener Tal. Direkt unterhalb des Plateaus dürfte der Donau-Rhein-Fernweg verlaufen sein. Er ist weit genug vom sumpfigen Bachgelände entfernt, verläuft aber gleichzeitig flach, geradlinig, ohne Steigungen und verbindet Donau und Rhein auf kürzester Strecke und vor allem mit möglichst wenigen Steigungen. Zur Orientierung ist die heutige Bebauung auf dem Höhenlinienplan beschriftet. Das heutige Bretten entsteht an einem Südwest-Hang oberhalb der sumpfigen Weißbach-Saalbach-Aue, genau an dem Punkt, an dem das Plateau oberhalb der Kreuzung Pforzheimer Weg und Fernweg herausragt. Diese einzigartige Konstellation dürfte der Grund für die Gründung von Bretten sein, an der Stelle, wie wir es heute kennen.

Auf einer Höhe von +174,5 Metern liegt das natürliche Plateau mit 2.800 m² Größe und dreiseitig steiler Böschung deutlich über dem Brettener Tal (Abb. 58). Sechs Meter weiter unten auf +168,0 Metern verläuft der vermutete Fernweg



Abb. 54: Dieser keltische Helm um 300 v. Chr. wird bei Mannheim aus dem Rhein geborgen. Keltische Waffen wie Legionärshelm, Kettenhemd, Kurzschwert oder auch die Schlachtordnung werden später von den Römern kopiert. (Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Foto: Thomas Goldschmidt)



Abb. 55 u. 56: Keltische Kleidung im 4. Jhd. v. Chr., Latène-Kultur. (Fotos: Naturhistorisches Museum Wien)

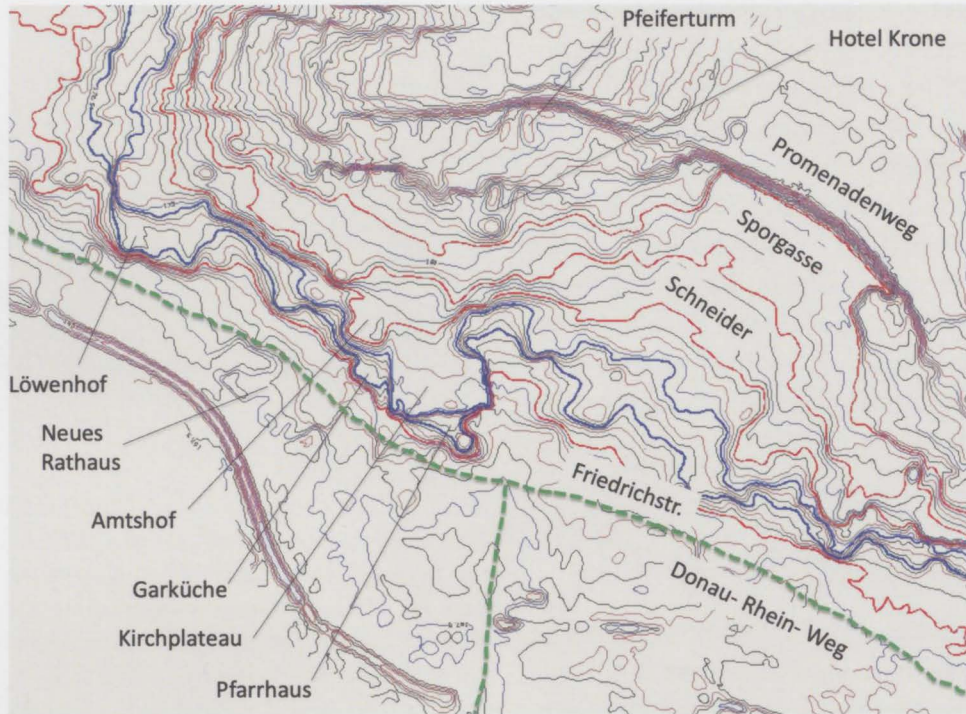


Abb. 57: Höhenlinienplan von Bretten in 50-cm-Schritten
(Grafik: Vermessungsamt Baden-Württemberg, Stefan Oehler)

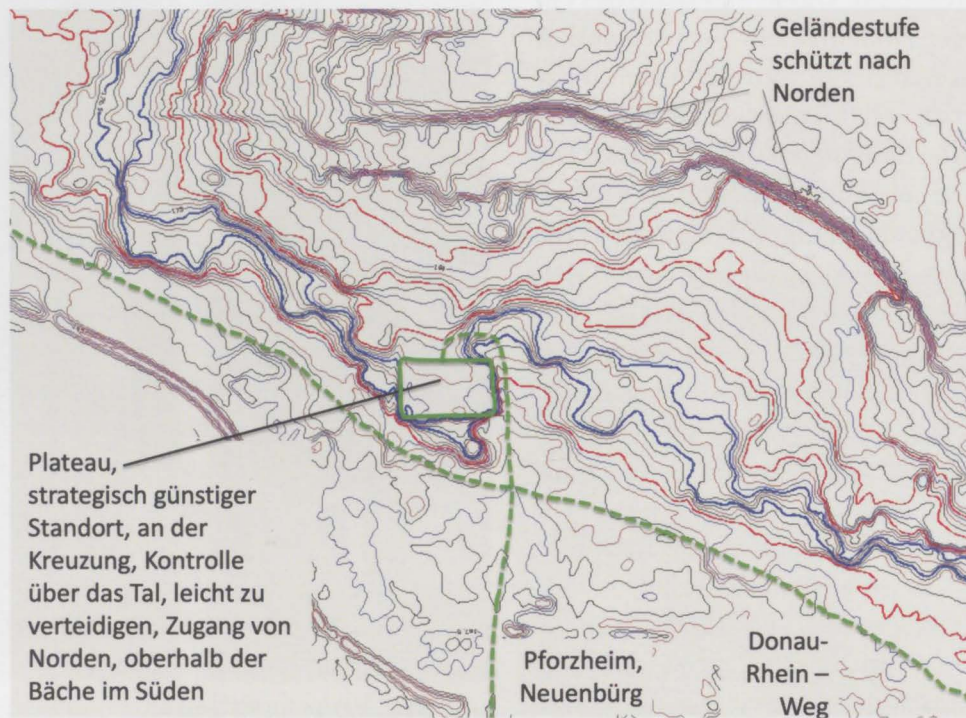


Abb. 58: Das Plateau am Brettener Tal
(Grafik: Vermessungsamt Baden-Württemberg, Stefan Oehler)

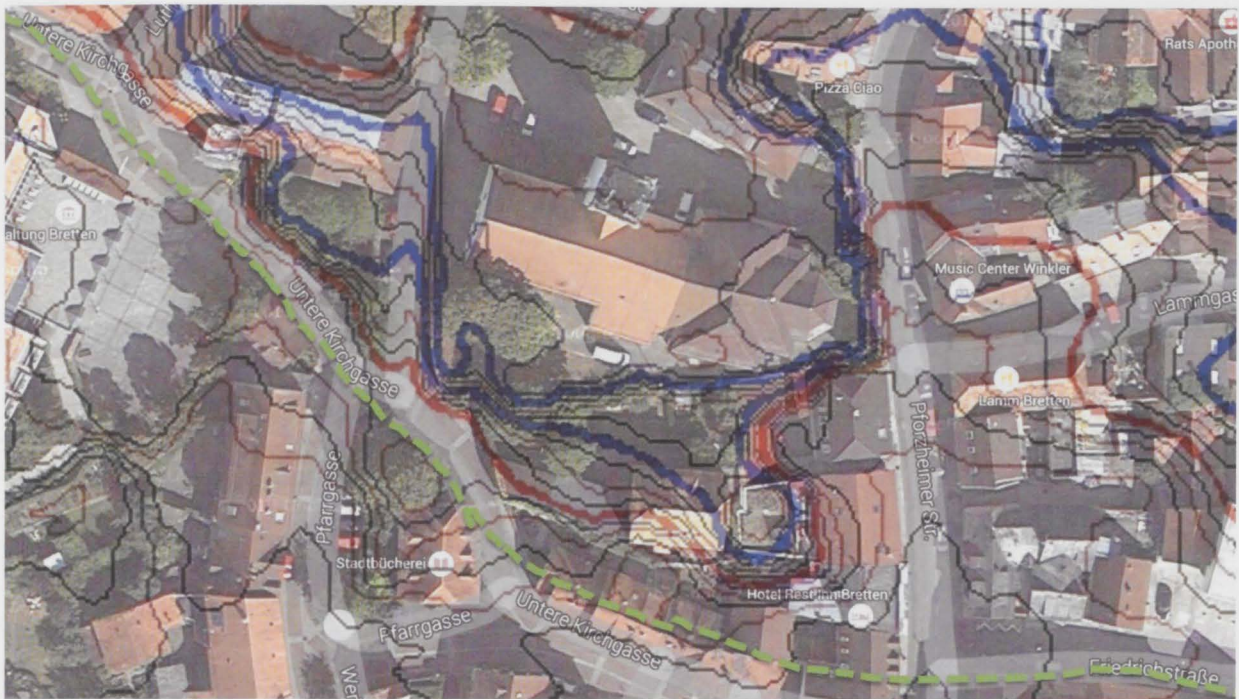


Abb. 59: Höhenlinienplan und Luftaufnahme vom Plateau, grün gestrichelt der vermutete Fernweg (Grafik: Vermessungsamt Baden-Württemberg, Stefan Oehler)

(gestrichelt). Das Plateau dürfte zu dieser Zeit noch etwas kleinere Ausmaße gehabt haben, denn es soll im Mittelalter um zwei Meter Höhe abgetragen worden sein, um seine bebaubare Fläche zu vergrößern. Diese Geländebewegung wird somit alle archäologischen Spuren von früheren Besiedlungen des Plateaus abgeräumt haben. Schließlich kommen noch die mittelalterlichen Bebauungen hinzu, so dass es äußerst schwer sein wird, in dem abgetragenen Geröll rund um das Kirchplateau herum Informationen über die Vorgeschichte zu finden. Der Zugang auf das Plateau erfolgt über die östliche Seite, weil die dortige Bucht im Hang eine geringere Steigung bietet als die Westseite.

Der Höhenlinienplan (Abb. 59) kombiniert mit einer Luftaufnahme zeigt die Topografie rund um das Kirchplateau und den gestrichelten Donau-Rhein-Fernweg. Schön zu erkennen ist die im Mittelalter ausgebaute Burg-Kirche, die das

Plateau vollständig einnimmt. Das Gebäude sitzt allerdings weder parallel zur Plateaukante, was die Fläche wesentlich besser ausgenützt hätte, noch in Ost-West ausgerichtet, sondern es sitzt parallel zum Bachlauf und zum Brettener Tal, als ob die Kontrolle über das Tal der ursprüngliche Grund für seine Erbauung ist. Die Zufahrt erfolgt über eine östlich ansteigende Straße mit einem Zugang auf der Nordseite. Einiges spricht dafür, dass das Plateau bereits in vorgeschichtlicher Zeit eine befestigte Anlage als Kontroll- und Zollposten gewesen sein dürfte, die strategisch äußerst günstig eine der zentralen Kreuzungen im Kraichgau kontrolliert. An solch einer Kreuzung entsteht typischerweise ein reger Handel; das Plateau bildet somit den ursprünglichen Marktplatz von Bretten. Um diesen Markt herum beginnt eine Siedlung zu wachsen. Die Hypothese von Rainer Kunze und Otto Schmich von 2002 (Abb. 60) skizziert eine ganz

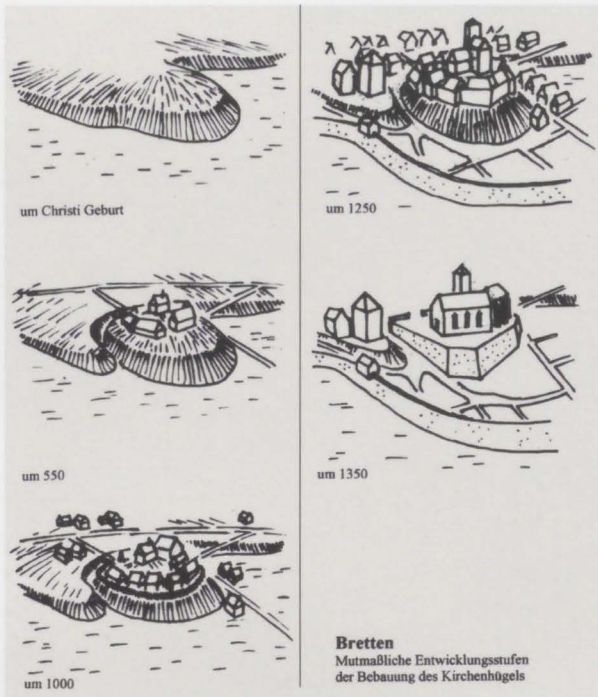


Abb. 60: Bretten, mutmaßliche Entwicklungsstufen der Bebauung des Kirchenhügels (v. l. o. n. r. u.): Um Christi Geburt, um 550, um 1000, um 1250, um 1350. (Otto Klaus Schmich, Aufsätze zur Brettener Stadtgeschichte, S. 5)

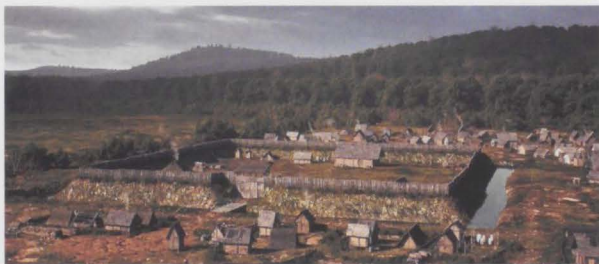


Abb. 61: Rekonstruktion einer keltischen Viereckschanze (Kelten in Bayern, reise-zikaden.de)

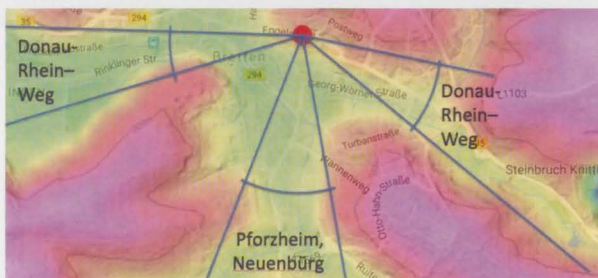


Abb. 62: Das Plateau kontrolliert das Brettener Tal (Grafik: topographic-map.com)



Abb. 63: Die mittelalterliche Stadtmauer Brettens in orange. (Grafik: Stadtplanungsamt Bretten, Stefan Oehler)

ähnliche Entwicklung. Allerdings dürfte die Bebauung des Brettener Plateaus mit dem ersten Marktplatz bereits in der Eisenzeit, also mindestens 1.000 Jahre früher erfolgt sein, als Kunze und Schmich vermuten.

So ähnlich kann man sich eine Befestigung auf dem Brettener Plateau vorstellen (Abb. 61). Ein Phänomen der Latène-Zeit sind die „keltische Viereckschanzen“ genannten quadratischen Grabenanlagen. Neueste Untersuchungen sprechen für eine wirtschaftliche Nutzung, also für einen befestigten Gutshof, dessen historischer Nachfolger die römische *Villa Rustica* ist. Im Kraichgau werden Viereckschanzen bislang ausschließlich durch Luftbildarchäologie nachgewiesen. In keinem Fall konnten Lesefunde das genaue Alter der bislang bekannten Anlagen von Bauerbach und Menzingen bestimmen. Auf dem Brettener Plateau wird ein Nachweis durch die ständigen Überbauungen äußerst schwierig werden, was andererseits ein Hinweis auf die anhaltende Attraktivität dieses Plateaus ist.

Das Brettener Plateau liegt strategisch ideal (Abb. 62). Man stelle sich dort einen befestigten

Gutshof, also den Vorgänger einer Burganlage als Kontrollposten am Fernweg vor, der die Handelsströme aus Pforzheim Richtung Donau und Rhein kontrolliert und umschlägt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Römer diesen Kontrollposten 500 Jahre später weiter nutzen und mit einem weiteren Wachturm hangaufwärts im Norden sichern. Sie dürften damit das Fundament für den Pfeiferturm gelegt haben.

Die Wege durch Bretten verschieben sich im Laufe der Jahrtausende immer weiter hangaufwärts. Während man in der Steinzeit ganz unten im Tal noch dem Bachlauf folgte, verläuft die Umgehungsstraße B35 aus dem 20. Jhd. n. Chr. bereits weit oberhalb von Brettens erstem Marktplatz, dem Kirchplateau (Abb. 63).

Römer am Rhein

Um 80 v. Chr. geht das keltische Zeitalter abrupt zu Ende und es gibt dafür bis heute keine befriedigende Erklärung. Bis zur Zeitenwende gibt es rechtsrheinisch kaum archäologische Spuren. Die Römer gründen 13 v. Chr. auf gallischer Seite an der römischen Rheintalstraße ihr erstes Fort Mainz für eine Legion, Speyer folgt 10 v. Chr. mit einem Stützpunkt für eine 500-Mann-starke Infanterie und Cannstatt wird 98 n. Chr. als Reiterkastell auf germanischer Seite als größte Einheit zwischen Mainz und Augsburg gegründet. Allmählich mischen sich auch rechtsrheinisch die keltische und gallo-römische Kultur. Damit gleitet Bretten aus der Vorgeschichte in die christliche Zeitrechnung hinüber, nachdem es bereits Tausende von Jahren bewegte Siedlungsgeschichte hinter sich hat.

Mehrere Römerstraßen werden als Nachschublinien zwischen Speyer und dem Limes gebaut. Eine davon ist die von Karl Dettling ausgegrabene Römerstraße Nr. VI. Sie verläuft nordöstlich von Bretten (Abb. 64). Römische Legionäre



Abb. 64: Römerstraße No. VI von Speyer nach Cannstatt (Grafik: Dettling, Heimatverein Kraichgau)



Abb. 65: Der Lorsch Codex (Foto: heimatmuseum-nauheim.de)

marschieren im Schnitt 23 km pro Tag, da sie bis zu 25 kg Ausrüstung mitschleppen müssen. Nach zwei Tagesmärschen (= 46 km von Speyer entfernt) machen sie auf der Höhe von Bretten Station. Der Schwarzerdhof liegt genau an dieser Stelle, was seinen Ursprung als römische Station nahelegt, was ebenfalls noch zu beweisen ist.

Der Name „Bretten“

Im Jahre 767 n. Chr. wird die ganze Ortschaft *Breteheim* faktisch samt Bevölkerung verschenkt, ohne dass es dazu irgendwelche Abstimmungen mit den Einwohnern gegeben hätte. Das Ehepaar Wigilo und Hartrud stiftet sie dem heiligen Mär-

tyrer Nazarius, um beim Jüngsten Gericht eine bessere Bewertung zu erzielen. Da Nazarius zu dieser Zeit bereits lange im Kloster Lorsch begraben liegt, geht das Eigentum von Bretten an das Kloster über. Mit dieser großzügigen Spende wird Bretten erstmalig aktenkundig.

Woher könnte aber der Name *Breteheim* stammen? Im Lorscher Codex werden in den kommenden Jahren verschiedene Bezeichnungen für Bretten vermerkt: *Breteheim*, *Bredaheim*, *Bretaheim*, *Brethaheim*, *Bretheim*, *Brettheim*, *Brettenheim*. Die einzigartige Topografie Brettens mit seinem Plateau im Südhang über dem Brettener Tal dürfte von jeher die unverwechselbare Eigenschaft von Bretten markiert haben. Das Grimm'sche Wörterbuch gibt dazu folgende Hinweise: Unser „breit“ hat in „breiden“ seine offenbare Wurzel, mhd. „breit“, alts. „brêd“, nnl. „breed“, urverwandt sind ihm litt. „platus“, lat. „latus“ für „platus“, die Vorstellungen der Breite und Ebene stehen einander nah, von Sanskrit „prithus“, griech. „πλατος“, „platüs“, eben, glattflächig, breit, frz. „plateau“, (nach Dr. Alfons Schäfer u. Dr. Konrad Fischer).

Im Lorscher Codex von 767 n. Chr. wird Bretten erstmalig aktenkundig, nachdem das Brettener Tal bereits seit 5.600 v. Chr. besiedelt ist (Abb. 65). Solche Jahreszahlen machen die ungeheure Zeitspanne deutlich, in der sich die Geschichte von Bretten abspielt. Es geht dabei nicht um einige Jahrhunderte, sondern um 7.600 Jahre, in denen sich Siedlungsspuren im Brettener Tal nachweisen lassen.

Dieses große, spannende Geheimnis der Brettener Vorgeschichte gilt es noch sehr viel genauer zu erforschen und zu lüften, um ein vollständigeres Verständnis von Brettens Geschichte zu erlangen.

Literaturverzeichnis

- Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015
Badisches Landesmuseum Karlsruhe; Ur- und Frühgeschichte
- Banck-Burgess, Johanna et al; Die verkannte Revolution, Textilien im Neolithikum
- Behrends, Rolf-Heiner; Faustkeil, Urne, Schwert
- Behringer, Wolfgang; Kulturgeschichte des Klimas
- Bischoff, Ulrich; Vergleich der Stadtgeschichte Bretten
- Bittel, Kurt et al; Die Kelten in Baden-Württemberg
- Boosen, J. D.; Urnenfelderzeit, Bretten
- Brettener Jahrbuch; Neue Folge 5
- Carlé, Walter; Die längst abgegangene Saline zu Salzhofen
- Dettling, Karl; Römerstraßen im Kraichgau und im Unterland, 2006
- Fischer, Konrad; Bretten, Zitat aus dem Grimm'schen Wörterbuch
- Kraichgau-Gemeinden im Internet
- Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Fürstensitze und Zentralorte der frühen Kelten 1+2
- Landesdenkmalamt Baden-Württemberg; Gesellschaftswandel während der älteren Eisenzeit
- Landesvermessungsamt Baden-Württemberg; Höhenlinienkarten
- Ludwig, Katrin; Der späthallstatt- und latène-zeitliche Siedlungsplatz Bretten-Bauerbach
- Magisches Land; Kult der Kelten in Baden-Württemberg
- Morrissey und Müller; Wallanlagen im Regierungsbezirk Karlsruhe
- Rudolf, Bertold; Der Kraichgau, Beharrung und Wandel
- Schäfer, Alfons; Geschichte der Stadt Bretten
- Schmich, Ott, Klaus; Bretten, Aufsätze zur Stadtgeschichte
- Störzer, Manfred; Wasser für Bretten
- topographic-map.com
- Willmy, Andreas et al; Baden-Württemberg, Menschen, Kultur, Geschichte

„Wie es deßmahls zu Bretheim
in Sachen des Bawren Kriegs ergangen.“¹

Georg Schwarzerd als Augenzeuge einer
belagerten kurpfälzischen Stadt im »Bauernkrieg« ✓

MICHAEL KLEBON

Jorg Schwartzerd der Jüngere,² *Schultes vnd Keller zu Bretten*,³ Bruder Philipp Melancthons, dürfte in der Stadt des Peter-und-Paul-Festes allemal als Verfasser der Chronik über den Landshuter Erbfolgekrieg bekannt sein. Dabei war der um 1500/1501 Geborene im Jahre 1504 noch ein Kleinkind gewesen.⁴ Nicht von geringerem Wert (aber unbekannter) sind seine Erinnerungen an den »Bauernkrieg« von 1525, den er als junger Mann erlebte und als Zeit- und Augenzeuge die Ereignisse in seiner Heimatstadt Bretten schilderte – wenn auch in der Rückschau.⁵

*Wie man in diesem Buch thut lesen.
Ich bin bei diesem selbst gewesen,
[Das ist bey meinen Tagen geschehen*

1 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufuhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 11.

2 Sämtliche Namen im Text sind nach der in der heutigen Literatur üblichen Normalschreibung wiedergegeben. Jegliche Kursivsetzung weist jedoch auf eine Schreibweise nach den Quellen hin. *Jorg Schwartzerd* ist die Namensschreibweise nach Schwarzerds eigenhändiger Unterschrift vom 23. Oktober 1548. Ein Faksimile dieser Signatur, bei: Müller, Schwartzerd, Frontispiz.

3 Ebd.

4 Zum Geburtsdatum Georg Schwarzerds: Ebd., S. 13.

5 „Entstanden ist die Handschrift vor 1561, wahrscheinlich in dem Zeitraum zwischen 1546 und 1560“. Schäfer, Urkunden, S. 245. Zur Quellkritik an Schwarzerd: Klebon, Taumel, S. 72. Vgl. Heidenreich, Ereignis, S. 235. – Röcker, Bauernkrieg, S. 69. – Seeliger-Zeiss, Inschriften, S. 100, Nr. 202. – Schäfer, Urkunden, S. 245. – Hartfelder, Geschichte, S. 17–23.

*Wie ichs mit Augen hab gesehen.]
Hab helfen handeln alle Sachen
So lang bis Gott thet Frieden machen.*⁶

Uns liegt damit eine Quelle vor, die einen einzigartigen Einblick in eine belagerte und heftig umworbene kurpfälzische Stadt zu geben vermag. Die originale Handschrift ist verschollen; erhalten ist das Werk lediglich in einer Abschrift des 16. Jahrhunderts.⁷ Im Druck wiedergegeben ist das Manuskript vollständig nur im Neuburger Kollektaneen-Blatt von 1879 und auszugsweise in Schäfers Urkunden zur Geschichte der Stadt Bretten.⁸

Obgleich weder das kurpfälzische Bretheim noch das weitere Umland im Geschehen von 1525 eine Hauptrolle spielten, so fanden hier dennoch bedeutsame Ereignisse statt, die sinnbildlich – pars pro toto – vom gewaltigsten Untertanenkonflikt zu Beginn der Frühen Neuzeit zu künden vermögen.

6 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufuhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 46.

7 Diese handgefertigte Abschrift lagert heute in den Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB), Signatur: Cgm 5060, BSB-ID: 12376568.

8 Würdinger, Nachricht, S. 11–48. – Schäfer, Urkunden, S. 246–258. Alle Quellzitate Schwarzerds speisen sich in diesem Artikel aus Joseph Würdingers Textausgabe. Diese ist im »öffentlich zugänglichen Online-Katalog (OPAC)« der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) einsehbar: < <https://opacplus.bsb-muenchen.de/title/5910507> > (17.05.2021).

Ein historisches und atmosphärisch dichtes Strategiespiel



Einen ganz anderen Weg, komplexe Geschichtsinhalte erlebbar zu machen, schlug der Verfasser dieses Artikels in der Entwicklung des unter: <https://boardgamegeek.com/> gelisteten, in deutscher und in englischer Sprache frei verfügbaren historisch-atmosphärischen Brettspiels »Eysenhudt« ein, das die besondere Situation im Kraichgau des Jahres 1525 spielerisch nacherlebbar macht. Über zehn Jahre wurde das Strategiespiel beständig weiterentwickelt und stetig verfeinert.

Während die erste Welle jener Erhebungen Unterdrückter gegen ihre Unterdrücker, die 1525 in den »Bauernkrieg« mündeten, bereits 1524 vom Hegau aus durchs Reich schwappte, Anfang 1525 die Region Oberschwaben erfasste und schließlich durch das Elsass, Mainfranken und Thüringen flutete, war es im Kraichgau lange Zeit ruhig geblieben. Gebrodelt hatte es allerdings auch hier. So hatten etwa die Menzinger 1524 einen erbitterten Rechtsstreit gegen ihren Ortsherrn Philipp von Mentzingen geführt. Diese Auseinandersetzung sagte bereits viel über die Stimmung im Land aus und beschrieb die Anliegen einer geknechteten und in ihren Rechten beschnittenen Dorfbevölkerung – Anliegen, wie sie später teilweise in den Zwölf Artikeln

wiederauftauchten.⁹ Etwa zur selben Zeit hatte die Gochsheimer Stadtbevölkerung unter dem Bau des neuen Schlosses gestöhnt, hatten die Heidelheimer sich einen neuen (lutherisch gesinnten) Pfarrer gewünscht und war die Erinnerung an den Bundschuhaufstand des Untergrombacher Joß Fritz von 1502 oder an den Württembergischen Armen Konrad von 1514 immer noch sehr lebendig.

Als dann mit Beginn des Frühjahrs 1525 die revolutionären Ereignisse an Fahrt aufnahmen und allenthalben sich das Umland erhob, rückte die kurpfälzische Oberamtsstadt *Bretheim* plötz-

⁹ Zum Streit der Menzinger mit ihrem Ortsherrn und zum Vergleich mit den Zwölf Artikeln: Klebon, Taumel, S. 38–42 mit Anm. 130.



Als Marktort und an einem Knotenpunkt von Straßen gelegen, war Bretten von einiger Bedeutung: Besuch des »Beutemeisters« auf dem »Markt in Bretheim«. Dort liegen allerlei Waren aus. Die Unterstützungskarte »Feldharnisch« ist eine stille Hommage an den Waffenschmied und Verwalter der kurfürstlichen Rüstkammer: Georg Schwarzerd der Ältere.

lich in den Fokus. Denn seit Mitte April steckte dort ein Kaufmannszug mit Waren im Wert von 200.000 Gulden fest. Nun trug sich eben deßmahls zu, das der oberlendischen Kaufleuth Gueter zwei und dreisig geladener Lastwagen, darauf vil guter Waren, alhie zu Bretten zusammen kamen, die konten vor den Ufrürischen nit weiter kommen.¹⁰ Das weckte Begehrlichkeiten bei den Haufen der Aufständischen: Nachdem nun nit alleinig von den Maulbronischen sondern auch den Brureinischen und Kraich-

10 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufuhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 18. Vgl. Peter Harers Beschreibung des Bauernkrieges [A], in: Franz, Beschreibung, Kap. 26, S. 40f. – Chronik über den „Bauernkrieg“ im Bistum Speyer, verfertigt im Auftrag von Bischof Georg von Speyer, in: Mone, Quellensammlung, S. 31, Kap. 43.

grawischen [sic!], auch der Stuttgarter Haufen [mit grosser Trewung] herabgeschrieben wardt, wir solten die Statt ufgeben und sie hieran oder die Güeter nit hinauflassen.¹¹ Der Kurfürst, unter dessen Schirm und Geleit der Kaufmannszug stand, war verständlicherweise in großer Sorge. Nicht nur wäre ein Verlust der Waren ein großer finanzieller Schaden gewesen, vielleicht viel schlimmer noch: Eine Eroberung der Stadt Bretheim mit ihrer wertvollen Fracht wäre ein bedeutender Prestigeverlust für den mächtigen Reichsfürsten, ein Schlag gegen seine Ehre gewesen. So schrieb [...] unser gnedigster Herr an Bürgermeister, Rath und Gemeindt

11 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufuhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 19.

zu Bretten, das sie solche der Kaufleuth Gueter mit Verhuetung der Statt in guter Verwahrung haben solten, dan wo Jemandt Schaden bescheh, das durch sie verwarlost wurde, wolten Ihr Churfürstlichen Gnaden das an iren Leiben und Gütern inkommen.¹²

Die Stadt *Bretheim* verschloss also ihre Tore. Das ging so weit, dass jene ärmeren »Ackerbürger«, die auf die Bestellung ihrer außerhalb der Stadtmauern gelegenen Felder angewiesen waren, sich alsbald beklagten, *sie müsten also wie die Münch in ein Closter eingesperrt sein, und das mehrertheils umb der Reichen willen [...]*.¹³

Während Stadt um Stadt an die Aufständischen fiel, Dorf um Dorf sich ihnen anschloss, wuchs auch der Unmut in Bretten. Der Chronist Peter Harer berichtet: Es gab *etlich wormessige Schaff in Bretheim, die villeicht, wo es an in gestanden, der Bauern Beger vervolgt hetten*.¹⁴ Und Schwarzerd ergänzt: *Es wer nit gar ohn gewesen, man hett auch Leuth in die Statt gefunden, doch wenig(,) die gern dazu geholffen hetten*.¹⁵ Aufgrund äußeren Drucks und inneren Mangels herrschten allemal *Spaltung und Kleinmüthigkeit* innerhalb der Bürgerschaft.¹⁶ Ein Lichtblick für die städtische Ehrbarkeit, der auch Schwarzerd angehörte, waren die Rinklinger. *Die zogen einmundichlich mit ihren Gewehren und Harnisch hieher, und als sie unter das Gotzackherthor kamen und mit ihnen geredt, was Sins sie sein wolten, ob sie lieber in der Statt Brettheim, in ihres Herrn getrewe Pflicht und Huldigung bleiben, oder ob sie auch mit den Ufrurischen Bawren ziehen wolten, [...] beschlossen sie einhellig, sie wolten [...] zu uns in der Statt ziehen, und sich in ihren Herrn Pflicht [...] beweisen*.¹⁷

12 Ebd., S. 18f.

13 Ebd., S. 22.

14 Peter Harers Beschreibung des Bauernkrieges [A], in: Franz, Beschreibung, Kap. 28, S. 43.

15 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufruhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 22f.

16 Ebd., S. 21.

17 Ebd., S. 19f.

Dazu kam, dass der besorgte Kurfürst nun auch bald Entsatz schickte. Ein solcher Söldnertrupp unter Führung des Kraichgauer Ritteradligen Wolf Ulrich von Flehingen allerdings wurde am 12. Mai bei Unteröwisheim von *bis in 3.000 Bawren* abgefangen und zur Umkehr gezwungen.¹⁸

Da allerdings war die unmittelbarste Gefahr für die Stadt *Bretheim* schon vorüber. Denn drei Tage zuvor, am Abend des 9. Mai, einem Dienstag, *dan sich eben Tag und Nacht schaiden wolt, [...] da bekam der Amtman Botschaft, wie der Hauf, so zu Gochtzen lag [...] in willens weren, dieselbig Nacht die Statt Bretheim zu überfallen und zu stürmen*.¹⁹

Diese Vereinigung aufständischer Landleute und Stadtbürger hatte sich erst zwei Tage zuvor gebildet. Ihr Hauptmann war ein vom Feldlager der Württemberger herabgeeilter Geistlicher, der seinen Aufruf mit *Anthonius eysenhudt* unterzeichnete;²⁰ ein Mann, der offensichtlich der Reformation zugeneigt war, dessen erste Spur ins Zabergäuische führt, der vor Ausbruch des Krieges in Eppingen als Kaplan gewirkt und der sich der Erhebung früh (und aus freien Stücken) angeschlossen hatte. Unter Matern Feuerbacher und Hans Wunderer, den obersten Feldhauptmännern der Württemberger Vereinigung, hatte er Erfahrung in der Führung eines Haufens sammeln können. Als diese bedeutende revolutionäre Armee kurz vor einer Feldschlacht mit dem heranziehenden Fürstenheer, dem Schwäbischen Bund, stand, eilte Eisenhut zurück nach Norden, ins damals württembergische Gochsheim. Dort rief er am Sonntag, den 7. Mai 1525,

18 Ebd., S. 32. Die Episode der Abwehr des kurfürstlichen Entsatzheeres, bei: Klebon, Taumel, S. 90–94.

19 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufruhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 24.

20 Das originale Dokument des »Aufrufs zu Gochsheim« ist leider nicht überliefert; Abschriften sind einzig in verschiedenen Kopien einer ebenfalls nicht im Original erhaltenen kurfürstlichen Quelle zum Bauernkrieg enthalten. Zur Diskussion um die dem Original am wahrscheinlichsten entsprechenden Schreibweise der Unterschrift Eisenhuts: Klebon, Taumel, S. 129, Anm. 154.

zum Aufstand auf. Es gründete sich damit spät eine eigene Kraichgauer Revolutionsarmee: der sogenannte »Kraichgauer Haufen«. Handelte Eisenhut tatsächlich im Auftrag der unter Druck stehenden Württemberger, so ist die beinahe fiebrige Eile zu erklären, mit der er nun den Kraichgau zu erobern begann.²¹

Denn kaum dass sich die neue Vereinigung in Gochsheim gesammelt hatte, zog sie an jenem Abend des 9. Mai unter die Mauern Brettens. Dort war just ein großes Gelage in Gange. Melchior Hechel, der Schwiegervater Georg Schwarzerds, außerdem *Würth zu der Cronen*, [*Gerichtsmann* und] *der Reichist in der Statt*,²² hatte den Unzufriedenen innerhalb der Bürgerschaft ein Ohm Wein spendiert. *Das gefiehl Jederman wohl*.²³ Und obgleich die städtische Obrigkeit die Gefahr von trunkenen Bürgern im Kriegszustand erkannte und fürchtete, *es half kein sagen, der Schlemmer zog für [...], doch wer besser gewesen, sie hetten Wasser dafür getruncken*.²⁴ Gerade als die Bezechten von dem Gelage heimkehrten, erhielt der kurpfälzische Amtmann Adam Scheuble die Nachricht von dem drohenden Angriff der Kraichgauer. Ihn *empfieng deß groß Entsetzens*.²⁵ Schon hatte sich der Haufen im zunehmenden Dämmerlicht versammelt und *mit etlichen Wagen, mit Laidern und andern Notdurft darzu gerüst*.²⁶ Ferner hatten sie der Stadt gedroht, *wo die von Bretheim sich wereten [...], wolten sie erwürgen, was sie in der Stadt funden*.²⁷ Die Angst Adam Scheubles war nicht unbegründet, denn vor Kurzem erst hatte die bis

dahin weitgehend gewaltfreie Erhebung eine entscheidende Wendung genommen: Im nicht weit entfernten Weinsberg war die Festung des Grafen von Helfenstein gefallen und eine Rotte Aufständischer hatte den regierenden Grafen und die Burgbesatzung in *onmenschlicher Weys durch die Spieß gejagt*.²⁸ Nun fürchtete man in Bretten, dass Eisenhuts Kraichgauer Haufen auch mit ihnen *vielleicht den Tantz, wie die von Weinsperg gegen der Ritterschaft gethan, [...] fürnemmen möchten*.²⁹

Doch – oh Wunder! – der Angriff blieb aus. Georg Schwarzerd gibt dafür ebenso wenig eine Erklärung, wie auch andere Quellen über die Gründe schweigen. Ausführlich allerdings berichtet Schwarzerd von der Stimmung innerhalb der Stadtmauern, von Meinungsverschiedenheiten und Aufruhr in der durch den Weingenuß zusätzlich aufgebrachten Bevölkerung.

Wieder scheint es Melchior Hechel gewesen zu sein, der die Wogen mit einer Ansprache zu glätten vermochte: „*Ob dann Jemandt unter ihnen were, der sich an Nahrung nit erhalten möcht und Mangell hett, der solt zu ihm kommen, er wolt ihnen mit Frucht, Wein und Gelt zu Hilff kommen und, mit ihnen theilen, so lang sein Vermögen reicht; allein, sie sollten ihr Ehr und Aid, damit sie dem frommen Churfürsten ihrem Herrn zugethon weren [...] bedencken [...], das wurd ihnen zu ewigem Lob gerechnet werden*“, so appellierte Hechel noch *mit viel mehr Worten und hartem Geschrey* an die Aufgebrachten;³⁰ ja, er vermochte es gar, sie bei ihrer Ehre zu packen, erinnerte an die löblichen Taten *ihre(r) Aeltern [...] in der pfaltzgrawischen vhedt* (Lands-huter Erbfolgekrieg).³¹

Der Erfolg dieser Rede war, dass *[er damit] viel zu Rugen brachte und abtrieb, also das sie zulest*

21 Neue Ansätze, die Figur Anton Eisenhut, seine möglichen Ziele und Absichten zu verstehen, hat neuerdings Michael Klebon herausgearbeitet: Ebd., insbesondere S. 70f., 74–78, 80, 100–103.

22 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufuhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 23.

23 Ebd.

24 Ebd., S. 24.

25 Ebd.

26 Ebd.

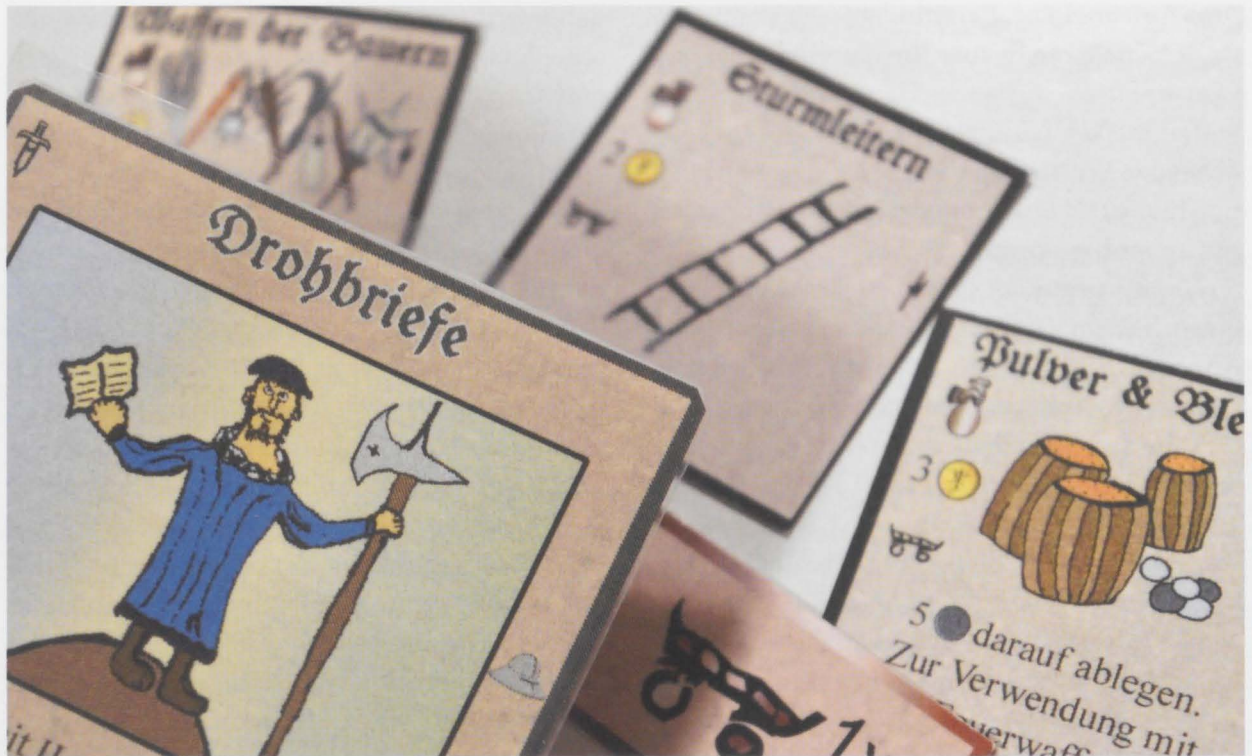
27 Ebd.

28 Peter Harers Beschreibung des Bauernkrieges [A], in: Franz, Beschreibung, Kap. 16, S. 30f.

29 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufuhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 25.

30 Ebd., S. 27.

31 Ebd., S. 26.



Die Botschaft, die der kurpfälzische Amtmann am Abend des 9. Mai erhielt, „wie der Hauf, so zu Gochtzen lag [...] in willens weren, dieselbig Nacht die Statt Bretheim zu überfallen“, spiegelt sich in der Eysenhudt Karte »Drohbriefe« wider. Ebenso wie Schwarzerds Erwähnung der gegnerischen Rüstungsbemühungen – „von etlichen Wagen, Laidern und andern Notdurft“ – ihren Niederschlag im Spiel finden.

sich von einander theten. Deren zogen viele uf ihrer Letzi (Posten im äußeren Befestigungswerk), und versahen ihr Wacht nach Notturft [...].³²

Vielleicht liegt ja hierin der Schlüssel für den ausgebliebenen Angriff: Die Stadt Bretheim hielt nach Schwarzerds Bekunden also ihre Tore geschlossen und blieb in Abwehrbereitschaft. An anderer Stelle hatte er von den Verteidigungsmaßnahmen berichtet: Etwa hielt man alle Nacht Schiltwacht [...] und schlug Stickell ins Feld, bandt des Schäfers Hundt alle Nacht umb die Statt, wo sich etwas herbeythun wolt, das mans destehe gemerchen möcht.³³ (Eine ganz unlegendenhafte Berichterstattung von der Bedeutung der »Brettener Hundle«.)

Des Weiteren [hetten (d)ie Weiber Befelch], das sie alle Nacht Holtz an Herdt legten, ein Kessel mit Wasser überhengten und sich [...] dahin richten, wan ein Sturmb bei Nacht angieng, das sie das Wasser bald heiß [...] theten, und samt ihrem Gesindt der Mawren [...] zutrugen.³⁴

Der anhaltenden Verteidigungsbereitschaft der umwehrten Stadt scheint es also zuzuschreiben zu sein, dass Anton Eisenhut den Angriff abblies. Zudem Schwarzerd zwar die Rüstungen der Gegner – etlich(e) Wagen, mit Laidern und andern Notdurft –³⁵ aufzählt, Belagerungsgerät oder gar Geschütze aber nicht erwähnt.

32 Ebd., S.27.

33 Ebd., S.20.

34 Ebd., S. 21.

35 Ebd., S. 24.



Auch die Möglichkeit, Heidelberg einzunehmen, besteht in »Eysenhudt« – einschließlich des Schlagens der »Trommeln«. In der Führung eines Fähnleins Aufständischer versuchen die Spieler ihre Rotten bestmöglich durch die historischen Wirrnisse des »Bauernkrieges« zu führen – denn am Ende wartet, unabwendbar, das »Fürstliche Strafgericht«.

Bedenkt man zudem die Situation des Kraichgauer Haufens, der sich zwei Tage zuvor erst zu bilden begonnen hatte, so wird einleuchten, dass die Aufständischen in der kurzen Zeit weder eine bedeutende Personenanzahl, geschweige denn Rüstungsgüter aufbieten konnten. Die ganze Drohung also nichts als eine bloße List, eine Täuschung, ein Blendwerk?

Tatsächlich spielte sich am selben Abend im nur wenige Kilometer saalbachabwärts gelegenen Heidelberg eine Geschichte ab, die das Vorhandensein einer ausgeklügelten Kriegstaktik wahrscheinlich macht. Vor die ehemalige Reichsstadt – auch hier ist Georg Schwarzerd unser hauptsächlicher Gewährsmann – zogen [bey der Nacht] etliche uf 50 Persohn für Haidelßheim, ließen ein Trommelschlager etwas vor der Statt die Trommen

schlagen, als ob ein Hauf dahinder wer.³⁶ Allein auf die Drohung hin (wo man sie nit inließ, wolten sie die mit Gewalt nöthen) und (w)iewohl nun viel frommer Bürger darin waren, die sich gern zur Wehr gestellt [...], dargegen noch mehr, denen wohl darmit war [...], wurden die Thor ufgehalten, und zogen die Bawren hinein [...].³⁷

Die von einem Trupp des Kraichgauer Haufens zeitgleich mit dem Angriff auf Bretten angesetzte Eroberung Heideisheims (bey der Nacht [...] uf Dienstag nach Jubilate) lässt hier die Umriss eines auf Einschüchterung aufbauenden Planes erkennen – eines Planes, welcher gezielt die Abenddämmerung nutzte, die fehlende Mann-

36 Ebd., S. 35.

37 Ebd.



Die Stadt Bretheim für ihre Sache zu gewinnen, misslang den Aufständischen im »Bauernkrieg« von 1525. Im Spiel »Eysenhudt« hingegen liegt eine erfolgreiche Einnahme zumindest im Bereich des Möglichen. Auch wenn, anders als hier abgebildet, gemäß der historischen Überlieferung Geschütze dabei noch keine Rolle spielen können. Diese kommen, wenn überhaupt, dann erst in einer späteren Phase ins Spiel. Die Nutzung von List, von Drohung, von nächtlichem Dunkel hingegen ist möglich. Die handgezeichnete Grafik Bretheims basiert übrigens auf dem bekannten Stich Matthäus Merians.

stärke verschwimmen zu lassen, der es vorsah, zu lärmern und die Stadtbevölkerung durch ernsthafte Drohung zur freiwilligen Übergabe zu bringen.³⁸ Was in Heildelshym mit nur 50 Persohn gelang, scheiterte an der Standhaftigkeit Bretzens. Tatsächlich wandte der Kraichgauer Haufen auf seinem späteren Feldzug durch den Kraichgau diese »Taktik des nächtlichen Lärmens« noch häufiger (und mit Erfolg) an,³⁹ sodass pfaltzgraf

Ludwig churfurst nichts [behielt], dann Haidelberg und Bretham, das ander alles fiel zu den pauren.⁴⁰

Bretzen jedenfalls war der unmittelbarsten Gefahr in diesem Krieg entronnen. Der festsitzende Kaufmannszug, der den Kurfürsten und die Stadtbewohner so in die Bredouille gebracht hatte, war schon kurz darauf sicher in Ulm angelangt.⁴¹ Denn schon wenige Tage nach dem

38 Zur These, im wiederholt festzustellenden Drohgebaren bei Dämmerung eine gezielte Taktik zu erkennen: Klebon, Taumel, S. 88 mit Anm. 309f.

39 Ebd.

40 „Ausführliche Beschreibung des Aufstandes anno 1524 und 1525“ vom „Schreiber des Truchsessens Georg III. von Waldburg“, in: Baumann, Quellen, Nr. 17, S. 577.

41 Darüber sandte Georg III. Truchsess von Waldburg, der Führer des Schwäbischen Bundes, seinem Verbündeten Ludwig V. erleichtert Nachricht. Brief-Regest Georgs III. Truchsess von Waldburg an Ludwig V. von der Pfalz, vom 16.05.1525, in: Ders., Akten, S. 283, Nr. 299.

unterlassenen Angriff auf Bretten, am Tag, als die Aufständischen noch die Abwehr des kurfürstlichen Entsatzheers bei Unteröwisheim feierten, erlitt die revolutionäre württembergische Vereinigung bei Böblingen eine verheerende Niederlage. Der siegreiche Schwäbische Bund stieß nun neckarabwärts in den Norden vor, tangierte auch den Kraichgau und nahm die Anführer des dortigen Haufens fest. Am 23. Mai hatte sich auch Kurfürst Ludwig V. mit seiner Heeresmacht auf den Weg gemacht. Im zurückeroberten Bruchsal traf er auf die Führer des Schwäbischen Bundes, die ihm als eine Art *beutepfening* Anton Eisenhut auslieferten.⁴²

Der Hauptmann des Kraichgauer Haufens starb am 25. Mai im Schlosshof von Bruchsal.

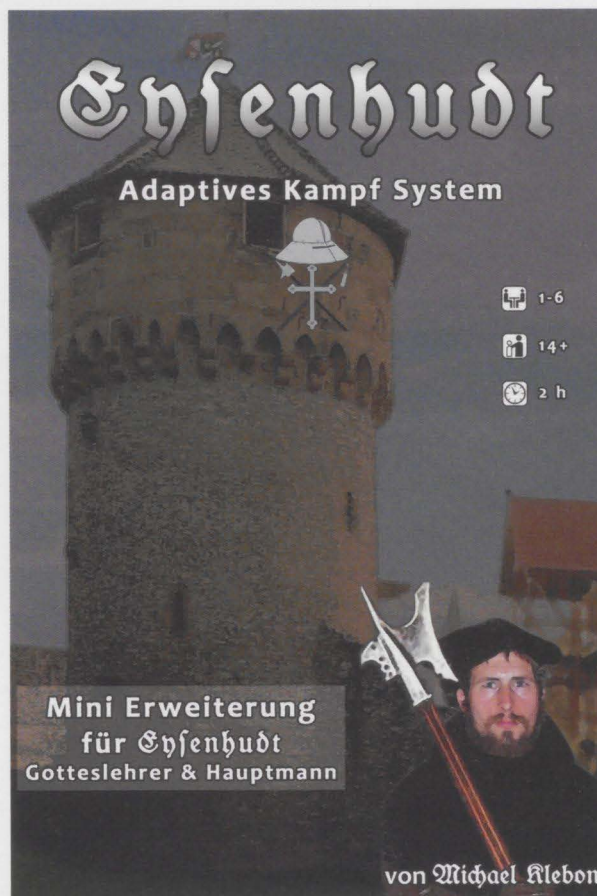
In Bretten *wardt* [indes] *nit vergessen, das etliche* [...] *zu viel geredt und* [...] *sich etwas mehr, dann ihnen gebührt, mißhalten. So kamen derenhalb etlich Persohnen in Gefengnuß* [...]. *Weiter wurden vier in die Bachen Brent, und etlich die Finger ein wenig abgekürtzt. Alles in allem aber* [wurden] *die von Brettheim ihres Wohlhaltens* [...] *hoch gepriesen.*⁴³

Georg Schwarzerd, der die brenzlige Lage in der umworbenen Stadt selbst miterlebt hatte, schließt seinen Bericht mit den Worten: *Das sollen wir noch heutigs Tags zue Herten fassen, unser Leib, Ehr, Gut und Blut zu unser christlichen Oberkeit setzen, ihnen gebürendt Ehrenbüetung und Gehorsame leisten, so wurdt ohn Zweifell Gott unser himlischer Vatter die Obrigkeit und uns die Underthanen also begnaden, das wir hie zeitlich bey einander in guter friedlicher policey leben und dorten ewig seeelig werden mögen, das verley uns der Vatter im Himmel durch Jesum Christum seinen Sohn unsern Herrn Amen.*⁴⁴

42 Bericht von Magister Lorenz Fries über die Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken, in: Henner – Schäffler, Geschichte, Kap. 68, S. 287.

43 Georg Schwarzerds „Nachricht von dem Bauernaufuhr von anno 1514 biß 1526“, in: Würdinger, Nachricht, S. 44.

44 Ebd., S. 45.



Das »Adaptive Kampf System« ist eine Mini-Erweiterung für »Eysenhudt«, welche ein bekanntes Brettener Motiv für die Gestaltung der Spielschachtel aufnimmt. Denn das »Adaptive Kampf System« stärkt in erster Linie die Verteidigungskraft der Städte, macht den Angriff auf dieselben herausfordernder, weil sich die Verteidiger innerhalb der Stadtmauern den Rüstungsbemühungen der Spieler anpassen – eine Art von »Spielintelligenz«.

Bibliographie der zitierten Werke

Ungedruckte Quellen

Schwarzerd, Georg: Nachricht von dem Bauernaufruhr oder bäurischen Krieg, von vor 1561 (Abschrift), in: BSB Cgm 5060, BSB-ID: 12376568.

Gedruckte Quellen

Baumann, Franz Ludwig (Hg.): Akten zur Geschichte des deutschen Bauernkriegs aus Oberschwaben, Freiburg 1877.

Baumann, Franz Ludwig (Hg.): Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs in Oberschwaben, Tübingen 1876.

Franz, Günther (Hg.): Peter Harers wahrhafte und gründliche Beschreibung des Bauernkrieges (Veröffentlichungen der Pfälzischen Ges. zur Förderung der Wiss. in Speyer, Bd. 25), Kaiserslautern 1936, Ndr. in: Die Berichte von Peter Harer und Johannes Keßler vom Bauernkrieg 1525, hg. von Willi Alter, Speyer 1995, S. 5–126.

Henner, Theodor – Schäffler, August (Hg.): Die Geschichte des Bauern-Krieges in Ostfranken von Magister Lorenz Fries, Bd. 1, Würzburg 1883.

Mone, Franz Joseph: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. 2, Karlsruhe 1854.

Schäfer, Alfons (Bearb.): Urkunden, Rechtsquellen und Chroniken zur Geschichte der Stadt Bretten, Bretten 1967.

Würdinger, Joseph (Bearb.): Nachricht von dem Bauernaufruhr oder bäurischen Krieg des Georg Schwarzerdt (1514–1526), in: Collectaneen-Blatt für die Gesch. Bayerns insbesondere für die Gesch. der Stadt Neuburg a. d. D. und des ehemaligen Herzogthums Neuburg 43 (1879), S. 1–48. (Frei zugänglich über den Web-OPAC der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB): < <https://opacplus.bsb-muenchen.de/title/5910507> > (17.05. 2021).)

Literatur

Hartfelder, Karl: Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland, Stuttgart 1884.

Heidenreich, Benjamin: Ein Ereignis ohne Namen? Zu den Vorstellungen des ‚Bauernkriegs‘ von 1525 in den

Schriften der ‚Aufständischen‘ und in der zeitgenössischen Geschichtsschreibung (Forsch. zur Agrargesch., Bd. 59), Berlin – Boston 2019.

Klebon, Michael: Im Taumel des Evangeliums. Anton Eisenhut und der Kraichgauer Haufen im »Bauernkrieg«. Absichten, Planungen und Taten als Ausdruck einer ungleich dynamischen Phase der Revolution von 1525 (Heimatver. Kraichgau. Sonderveröffentlichung, Bd. 40), Heidelberg – Ubstadt-Weiher – Weil am Rhein 2020.

Müller, Nikolaus: Georg Schwartzertdt. Der Bruder Melanchthons und Schultheiß zu Bretten (Fschr. zur Feier des 25-jährigen Bestehens des Vereins für Reformationsgesch. – Schr. des Vereins für Reformationsgesch., Bde. 96/97), Leipzig 1908.

Röcker, Bernd: Der Bauernkrieg in Kraichgau und Hardt (Heimatver. Kraichgau. Sonderveröffentlichung, Bd. 22), Ubstadt-Weiher 2000.

Schäfer, Alfons (Bearb.): Urkunden, Rechtsquellen und Chroniken zur Geschichte der Stadt Bretten, Bretten 1967.

Seeliger-Zeiss, Anneliese (Bearb.): Die Inschriften des Grosskreises Karlsruhe (Die deutschen Inschriften, Bd. 20), München 1981.

Abbildungsverzeichnis

Sämtliche Abbildungen sind Fotografien beziehungsweise vom Verfasser entworfene und handgezeichnete Grafiken zum unter <https://boardgamegeek.com> frei verfügbaren historisch-atmosphärischen Brettspiel *Eysenhudt*.



Der in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts erbaute „Simmelturm“ war ein schon von Weitem sichtbarer Eckpfeiler der heute noch erkennbaren südöstlichen Stadtbefestigung. Im Hintergrund die Brettener Stiftskirche. (Foto: Stadtarchiv Bretten)



Abb. 1: Friedrich V. von der Pfalz, (von 1610 bis 1623 Pfalzgraf und Kurfürst von der Pfalz und damaliger Landesherr von Bretten) – eine der regionalgeschichtlich interessantesten und tragischsten Figuren des 30-jährigen Krieges. Seine Krönung zum König von Böhmen am 4. November 1619 war der eigentliche Anlass für den Beginn der kriegerischen Auseinandersetzungen. [Abb.: Gemälde von Gerrit van Honthorst (1590–1656); London, Government Art Collection of the United Kingdom; Quelle: commons.wikimedia].

„Das Land zerstampft, das Haus verbrannt.“ Bretten und die Kurpfalz im 30-jährigen Krieg (1618 – 1648) v

HOLGER JÖRG

In den meisten Chroniken und Abhandlungen zur Orts- und Regionalgeschichte Brettens ist über das Schicksal der Stadt und seiner Bürgerinnen und Bürger während des sog. Dreißigjährigen Krieges¹ in der Zeit zwischen 1618 und 1648 nicht viel zu lesen.² So heißt es z. B. in G. Ginter's „Chronik von Bretten“ aus dem Jahr 1967 recht lapidar:

„Besondere Einzelheiten über Geschehnisse in Bretten während des Krieges sind uns nicht überliefert. Es darf wohl gesagt werden, daß im ganzen gesehen die Stadt erträglich durch die Wirren dieses längsten aller Kriege kam.“³

Wenn auch die historische Quellenlage aus dieser Zeit in Bezug auf Bretten alles andere als befriedigend ist,⁴ so weiß man heute doch: Ganz so erträglich war es leider nicht. Es mag stimmen, dass das damals kurpfälzische, protestantisch-reformierte Bretten (bzw. „Bretheim“) in der ersten Hälfte dieses Krieges und im Schnitt deutlich weniger gelitten hat als die meisten anderen Städte und Dörfer der rechtsrheinischen Pfalz und des Kraichgaus, aber insgesamt hat auch die Melancthonstadt bluten und leiden müssen.

Widmen wir uns zunächst einigen historischen Daten und Fakten, ohne deren Kenntnis die Auswirkungen der damaligen Geschehnisse auf die Schicksale Brettens und der Kurpfalz nur schwer nachvollziehbar sind: Der Dreißigjährige Krieg (1618 – 1648) gilt als der erste paneuropäische

Konflikt in der Geschichte der Menschheit. Er begann als Religionskrieg, entwickelte sich aber rasch zu einem Hegemonialkrieg um die politische Vormachtstellung im damaligen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation [*künftig zitiert: HRR*]. Letzteres bestand vom 2. Februar 962 (Kaiserkrönung Ottos I.) bis zum 6. August 1806 (Abdankung Franz' II. auf Druck Napoleons).

1 Einige Historiker sprechen diesbezüglich auch von den Dreißigjährigen Kriegen – was verdeutlicht, dass hier verschiedene Konflikte regelrecht ineinander hineingelaufen sind und sich dermaßen miteinander verzahnt haben, dass schon die Zeitgenossen während der Verhandlungen zum Westfälischen Frieden (1645 – 1648) nur von dem *Dreißigjährigen Krieg* oder dem *Großen Krieg* gesprochen haben. Die Bezeichnung *Der Große Krieg* wurde übrigens knapp 300 Jahre später auch für den Ersten Weltkrieg verwendet – zu einem Zeitpunkt, als man noch nicht wusste, dass man die Weltkriege einmal nummerieren würde.

2 Besonders ausführlich informieren hier die diesbezüglichen Ausführungen der beiden Heimatforscher Willy Bickel (1949/50) und Alfons Schäfer (1977); siehe Literaturverzeichnis.

3 Ginter (1967), S. 84, Abs. 2.

4 Nach Auskunft des Brettener Stadtarchivs (persönliche E-Mail vom 16.04.2018) gibt es in den Archivbeständen „historisch bedingt keine städtischen Unterlagen aus der Zeit vor 1689“. In diesem Unheilsjahr wurde Bretten von französischen Truppen auf Befehl König Ludwigs XIV. während des Pfälzischen Erbfolgekrieges (1688 – 1697; auch: Neunjähriger Krieg bzw. Orléansscher Krieg) ausgeplündert und bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Auch das städtische Archiv im Rathaus ging in Flammen auf – und mit ihm Hunderte weit in die Vergangenheit zurückreichende Urkunden und Unterlagen über die Geschichte der Stadt.

Der Begriff „Nation“ ist dabei irreführend: Das HRR im 17. Jahrhundert war keine Nation im heutigen Sinne, sondern ein Flickenteppich aus lauter größeren und kleineren Städten, Herzogtümern, Erzbistümern, Klöstern und Fürstentümern unter einem Herrscher: dem deutschen Kaiser. Auch das heutige Österreich gehörte dazu: Es war einer der zehn Reichskreise, in die das HRR bereits im 16. Jahrhundert eingeteilt wurde. Bretten gehörte damals zum Kurrheinischen Kreis; dieser umfasste hauptsächlich die vier rheinischen Kurfürstentümer: Kurmainz, Kurtrier, Kurköln und die Kurpfalz (Bretten war seit 1349 kurpfälzisch und wurde erst im Jahre 1803 badisch). Die kriegführenden Parteien waren die Katholiken bzw. das herrschende Kaiserhaus Habsburg (die sog. Katholische Liga) auf der einen, die protestantischen Reichsfürsten und ihre Verbündeten (die sog. Protestantische Union) auf der anderen Seite. Es sei aber an dieser Stelle seitens des Verfassers ausdrücklich darauf hingewiesen, dass der Dreißigjährige Krieg nur formal ein Religionskrieg war: Es ging von Anfang an nur um Politik und Macht – um das politische Recht auf freie Religionsausübung und um die Vormachtstellung im damaligen Europa. Schon nach wenigen Jahren kämpften Katholiken in protestantischen Heeren und umgekehrt – für die Beteiligten ging es nur noch um das nackte Überleben.

Von der modernen Geschichtsschreibung wird der Dreißigjährige Krieg meistens in vier Phasen eingeteilt:

1618 – 1623: Böhmisches Pfälzisches Krieg

1625 – 1629: Dänisch-Niedersächsischer Krieg

1630 – 1635: Schwedischer Krieg

1635 – 1648: Schwedisch-Französischer Krieg

Diese vier Konflikte sind übrigens nicht nach den beteiligten Kontrahenten benannt, sondern nach den jeweiligen Gegnern des Kaisers bzw.

der Katholischen Liga. Die beteiligten ausländischen Mächte wiederum waren nicht einfach nur Bündnispartner der Protestantischen Union: Der König von Dänemark war aufgrund eines alten Lehensverhältnisses zugleich auch Herzog von Holstein, der König von Schweden hatte eine brandenburgische Prinzessin zur Frau und der Kurfürst von der Pfalz (Brettens damaliger Landesherr) war der Schwiegersohn des Königs von England. Diese machtpolitischen und familiären Verflechtungen sind u. a. auch der Grund dafür, dass der Dreißigjährige Krieg so lange gedauert hat und seinen Namen (im Unterschied zu anderen militärischen Konflikten) zu Recht trägt: Der sog. Achtzigjährige Krieg bzw. Spanisch-Niederländische Unabhängigkeitskrieg (1568 – 1648) dauerte aufgrund eines zwölfjährigen Waffenstillstandes im Grunde nur 68 Jahre. Als dieser Waffenstillstand zu Ende war (1621), wurde der Achtzigjährige Krieg (wie auch einige andere militärische Auseinandersetzungen) zum Bestandteil des Dreißigjährigen Krieges und endete wie dieser erst mit dem Westfälischen Frieden im Jahre 1648.

Die kurpfälzische, ab der Mitte des 16. Jahrhunderts zunächst dem protestantisch-lutherischen, später dem kalvinistisch-reformierten Glaubensbekenntnis angehörende Stadt Bretten⁵ ist von Anfang an in diesen Krieg verwickelt. Als der kalvinistisch-reformierte Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz – Brettens damaliger Landesherr – von den aufständischen böhmischen

5 Bretten wurde im Jahre 1556 unter dem damaligen Kurfürsten Ottheinrich aus der pfälzischen Kurlinie der Wittelsbacher offiziell protestantisch bzw. lutherisch; eingeführt wurde die Reformation in Bretten bereits im Jahre 1546 (dem Todesjahr Luthers) von Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz. Die Ritterstatue auf dem Brettener Marktbrunnen ist sein Denkmal – ein Reformationsdenkmal. Von 1556 an ist Bretten abwechselnd mal lutherisch, mal reformiert – abhängig von dem konfessionellen Bekenntnis des jeweiligen kurfürstlichen Landesherrn nach dem Grundsatz des Augsburger Religionsfriedens aus dem Jahre 1555: „cuius regio, eius religio“ (der Herr eines Landes bestimmt, welche Religion die dort lebenden Untertanen haben dürfen).

Protestanten im August 1619 die Königskrone Böhmens annimmt, eskaliert der Konflikt zwischen dem katholischen Herrscherhaus Habsburg und den protestantischen Landesfürsten, der mit dem Prager Fenstersturz am 23. Mai 1618 begonnen hat. Das damalige Mitteleuropa verwandelt sich in den folgenden 30 Jahren zuerst in ein Schlachthaus, dann in ein Massengrab: Mehr als ein Drittel der Bevölkerung wird ausgelöscht. So hat es sich auch in Bretten abgespielt, wie noch darzulegen sein wird.

Wenn man einem Artikel der Rhein-Neckar-Zeitung vom 10.12.2017 Glauben schenken darf, hat speziell die Kurpfalz bis zum Kriegsende – u. a. auch durch Flucht – „zwei Drittel ihrer Bevölkerung verloren“⁶. Man muss mit solchen Zahlen allerdings vorsichtig sein: Sie basieren auf den Angaben, die die betroffenen Gebiete *nach* dem Westfälischen Frieden an ihre Landesherren abgegeben haben ... und da hat man gerne ein bisschen übertrieben, weil man auf diese Weise mehr Gelder für den Wiederaufbau bekommen konnte bzw. weniger Steuern zu zahlen hatte. Historiker schätzen jedoch, dass – gemessen an der Bevölkerungsdichte! – im Dreißigjährigen Krieg prozentual mehr Menschen gestorben sind als im Ersten und Zweiten Weltkrieg zusammen; Todesursachen waren: Hunger, Seuchen, Mord, Totschlag, Selbstmord, Hinrichtungen und – das wissen die Wenigsten – Hexenverfolgungen. Nie haben im damaligen Mitteleuropa mehr Scheiterhaufen gebrannt als während des Dreißigjährigen Krieges (vor allem im fränkischen Bamberg oder auch in Köln).

Mehr als eine Million Menschen kämpften als Soldaten aktiv in diesem Krieg, am Ende ein Heer von Toten und Invaliden. Als endlich Frieden geschlossen wird – ein *Erschöpfungsfriede* und

nichts anderes! –, ist das damalige Europa fast nur noch von Traumatisierten, Krüppeln, Blinden und Lahmen bevölkert, die bettelnd vor den Klosterpforten stehen und sich, in Lumpen gehüllt, über die Straßen schleppen.

Einer der zahllosen deutschen Dichter und Schriftsteller, die sich im Laufe der Jahrhunderte mit dem Dreißigjährigen Krieg befasst haben, ist Rainer Maria Rilke, dem dieser Artikel sein Motto verdankt – *Das Land zerstampft, das Haus verbrannt*. Rilke dichtet dazu im Jahre 1913 (unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkrieges!) Folgendes:

„Du kniest am Markstein, Alter, sprich! –
Das ist kein Heiligenbild!“

„Kein Bild? – Ich bet. – Es faßte mich
das Schicksal gar so wild.“

„Hast du kein Haus, hast du kein Land,
das deiner Hände braucht?“

„Das Land zerstampft, das Haus verbrannt,
sieh hin – gewiß – es raucht.“

„Was bauts nicht wieder auf dein Sohn
und hilft dir aus der Not?“

„Mein Sohn zog in den Krieg davon,
jetzt ist er sicher tot.“ –

„Was streicht dir deines Haares Schnee
der Tochter Hand nicht, weich?“ –

„Der bracht ein Troßbub Schand und Weh,
da sprang sie in den Teich.“ –

„So sieh mir ins Gesicht! – Und brach
das Herz dir auch vor Graus ...“ –

„Ich kann nicht, Herr, ein Kriegsknecht stach
mir beide Augen aus.“⁷

6 RNZ vom 10.12.2017 (online unter: www.rnz.de/nachrichten/mannheim_artikel,-ausstellung-in-mannheimer-uni-bibliothek-dreissigjaehriger-krieg-verwuestete-die-kurpfalz-_arid,322471.html; aufgerufen am 25.07.21).

7 Rainer Maria Rilke, Aus dem Dreißigjährigen Kriege. In: Erste Gedichte, 1. Aufl. 1913.

Was Rilke da dichterisch beschreibt, ist nicht übertrieben, sondern entspricht tatsächlich der Lebenswirklichkeit der damaligen Zeit – und die war bitter und grausam, vor allem in der letzten Phase des Krieges, in der Zeit um und nach 1635.

„Wir Leut leben wie die Tier, essen Rinden und Gras“, heißt es in einem Bibeleintrag aus den zerstörten Dörfern der Schwäbischen Alb gegen Ende des Krieges.⁸ Man ernährte sich von Eicheln und Kleie, briet Ratten, Katzen, Hunde und kreperte Pferde. Für Bretten und Umgehung ist uns aus dieser Zeit überliefert, dass „keine Vorräte an Wein, Frucht und Futter mehr vorhanden seien, die Einwohner vielmehr von Tag zu Tag vor Hunger hinwegstürben und sich nur noch von Eicheln in den Wäldern, von Fröschen und verendeten Pferden ernährten“.⁹

Aber es geht noch schlimmer: Im Januar 1635, so schreibt ein Kaufmann, weichten die Belagerten einer Stadt die Häute von Kühen ein und würgten sie hinunter.¹⁰ In einigen Fällen ist sogar von Kannibalismus die Rede – die Dichterin, Philosophin und Historikerin Ricarda Huch hat das sehr eindrucksvoll beschrieben:

Das Fleisch für die Kinder kam „vom Vater“, aber es war nicht von ihm beschafft, sondern aus

seinen Rippen geschnitten worden. Unbemerkt, in Abwesenheit der Kinder, war der „Leichnam zerhackt worden“, dann hatte die verzweifelte Frau ein Stück über das Feuer gehalten und gebraten, und „das übrige“, wie es bei Ricarda Huch heißt, „vergrub sie schweren Herzens unter der Regentonne“.¹¹ „So sind die Leiber der Lebendigen zu Gräbern der Toten geworden“, kommentiert ein zeitgenössischer Pfarrer in seinem Tagebuch.¹²

Und auch die Chronisten liefern apokalyptische Bilder. Einer schreibt von durch die Straßen wankenden lebenden Toten, armem Volk, „wie eingeschrumpft, dürres Holz ohne Farb“. Mit „erbärmlichem Heulen und Klagen“ hätten sie um „nur einen Brosamen“ gebettelt. An allen Orten seien sie „dahin gefallen, verschmachtet“ und hätten „den elenden Geist aufgegeben“. Die Totengräber wussten nicht mehr, wo sie die Leichen bestatten sollten. Als man ihnen den Lohn kürzen wollte, weil die Begräbnisse für den ohnehin klammen Stadtsäckel zu kostspielig wurden, klagten sie über die Gefahren, die ihre Arbeit mit sich bringe: Wo immer man neue Gräber schaufle, quöllten die Leiber halb Verweste hervor. Der Anblick sei schrecklich, ebenso der Gestank.¹³

Und – oh ja! – das lässt sich belegen: Zwischen 2006 und 2011 untersuchten Archäologen des Landesamts für Denkmalpflege in Sachsen-Anhalt planmäßig das Schlachtfeld von Lützen mittels Metalldetektoren und Geomagnetik. Dies führte zur Lokalisierung eines Massengrabs, das im November 2011 en bloc geborgen werden konnte und im Jahr 2012 im Landesmuseum für Vorgeschichte in Halle ausgestellt wurde. Ein Museum, das sich ausschließlich mit dem Dreißigjährigen Krieg befasst, gibt es in Wittstock an der Dosse im Nordwesten Brandenburgs (es wurde eröffnet Ende 1998 und ist europaweit das erste und m. W. auch einzige seiner Art); das Heeresgeschichtliche Museum in Wien widmet

8 Zitiert nach: Cora Stephan, „Der Kopf war zerschmettert, das Gehirn zerspritzt“. In: Welt online (welt.de) vom 09.02.2013 (online unter: www.welt.de/geschichte/article113508510/Der-Kopf-war-zerschmettert-das-Gehirn-zerspritzt.html; aufgerufen am: 25.07.21).

9 Schäfer (1977), S. 360 unten.

10 Zitiert nach: Bernd Roock, Die Klage der Totengräber. In: Zeit online (zeit.de) vom 10.01.2018 (online unter: www.zeit.de/zeit-geschichte/2017/05/kriegsverbrechen-dreissigjaehriger-krieg-zeugnisse-grausamkeiten.html; aufgerufen am: 25.07.21). Künftig zitiert: zeit.de (2018).

11 Huch (1929); zitiert nach: Christian Thomas, Zur Himmelfahrt bliesen die Herolde. In: Frankfurter Rundschau online (FR.de) vom 05.09.2009 (online unter: www.fr.de/kultur/literatur/himmelfahrt-bliesen-herolde-11493442.html; aufgerufen am: 25.07.21).

12 Siehe: zeit.de (2018).

13 Siehe: zeit.de (2018).

sich dem Dreißigjährigen Krieg immerhin mit einer Dauerausstellung. Warum ist das wichtig? Museen und Archive sind unser kollektives Gedächtnis. Wir können es uns nicht erlauben, in dieser Hinsicht dement zu werden – oder gleichgültig.

Aber kehren wir zurück zu den schicksalsträchtigen Ereignissen, die in den Jahren 1618/19 den Krieg ausgelöst und bereits in der ersten Phase auch direkt nach Bretten geführt haben: Am 23. Mai 1618 stürmen Vertreter der böhmischen Stände unter der Leitung des kalvinistischen Grafen von Thurn die Prager Burg. Sie werfen die Repräsentanten des Habsburger Kaisers Matthias aus einem Fenster der Prager Burg, setzen seinen Neffen und Thronfolger (Erzherzog Ferdinand) als bisherigen König von Böh-

men ab und bieten die Königskrone einem der Führer der Protestantischen Union an: dem kalvinistischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz – Bretten's damaligem Landesherrn. Der zögert zwar erst – nimmt dann aber an, weil er glaubt, er könne damit Schlimmeres verhindern. Das Gegenteil ist der Fall! Und das heißt: Der Prager Fenstersturz hatte direkte und unmittelbare Folgen für die Kurpfalz und damit auch für Bretten!

Der Fenstersturz allein hätte indessen nicht ausgereicht, um den Dreißigjährigen Krieg auszulösen – für die Aufständischen war das (mit Blick auf den 1. Prager Fenstersturz 1419) so etwas wie ein uralter böhmischer Rechtsbrauch; juristisch gesehen ein missglückter Lynchmord, denn alle drei aus dem Fenster gestoßenen kaiserlich-katholischen Statthalter überlebten den



Abb. 2: *Detail Massengrab Schlacht Lützen* (Foto: Steffen Schellhorn, 30. Januar 2016); online unter: <http://augenflug.de/2016/01/30/detail-massengrab-luetzen/>; aufgerufen am: 22.03.2022.

17 Meter tiefen Sturz mit geringfügigen Verletzungen. Solche „Defenestrationen“ hatten vor allem symbolischen Charakter; im vorliegenden Fall war der Fenstersturz eine härtere Version des Werfens eines Fehdehandschuhs, eine Kriegserklärung an den Kaiser. Juristisch betrachtet stellt die Defenestration eine Form der Gewalt dar, die zwischen Lynchjustiz, Gottesurteil und gemeinschaftlich begangenen Mord steht – ein Mord, der in diesem Fall aber gar nicht stattgefunden hat. Der damalige Kaiser Matthias – zu diesem Zeitpunkt bereits sterbenskrank – hatte (im Unterschied zu seinem erbosten Neffen Erzherzog Ferdinand, dem abgesetzten König von Böhmen) auch gar nicht die Absicht, die Situation noch weiter eskalieren zu lassen: Er wollte verhandeln, verstarb aber 14 Tage vor dem anberaumten Schlichtungstermin am 20. März 1619. Zu einer Verhandlung kam es nicht mehr; stattdessen boten die aufständischen böhmischen Protestanten dem jungen und leider auch grenzenlos naiven kalvinistischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz die böhmische Königskrone an – zum einen, weil er einer der Führer der Protestantischen Union, zum anderen weil er der Schwiegersohn des Königs von England war, der sich in diesen Krieg aber – zum Leidwesen Friedrichs – nicht eingemischt und Letzterem auch dringend dazu geraten hat, die böhmische Königskrone nicht anzunehmen.

Im Jahre 1618 war Friedrich gerade mal 22 Jahre alt, „ein freundlicher Gastgeber und guter Kamerad, edelmütig und leicht zu erfreuen“, wie ihn die britische Historikerin C. V. Wedgwood beschreibt. Sie schreibt weiter über ihn: „Ein ironisches Schicksal hatte ihm keine Laster, aber alle jene Tugenden beschert, die für einen regierenden Fürsten am wertlosesten sind. Er war weder körperlich noch geistig eine starke Natur, und die vornehme Erziehung, die sein ängstliches Wesen hätte aufrütteln und ihn fähig machen sollen, für eine große Sache mit Ausdauer ein-

zutreten, hatte das Wenige an Charakter, das ihm gegeben war, restlos zerweicht.“¹⁴

Verheiratet war er seit 1613 mit der gleichaltrigen Prinzessin Elisabeth Stuart, der Tochter König Jakobs von England, die nicht nur eine vielgerühmte Schönheit, sondern zugleich eine der zu jener Zeit höchstgestellten Bräute Europas war. Elisabeth war von Anfang an bei ihren Untertanen in der Kurpfalz sehr beliebt. Sie schenkte ihrem Mann dreizehn Kinder, von denen fünf ihre Mutter überlebten. Dass Elisabeth ihren Mann gedrängt haben soll, die Königskrone von Böhmen anzunehmen, da sie unbedingt Königin sein wollte, ist eine unbewiesene Behauptung der katholischen Propaganda, ebenso wie der von Friedrich Schiller in seinem 1792 erschienenen Geschichtswerk kolportierte Ausspruch Elisabeths: „*Konntest du dich vermessen, [...] die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brod essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schwelgen.*“¹⁵

Zurück zu den Fakten: Am 26. August 1619 wählen die Aufständischen Friedrich V. von der Pfalz zum neuen König von Böhmen. Zwei Tage später, am 28. August 1619, wählen die Kurfürsten in Frankfurt den abgesetzten König von Böhmen, Erzherzog Ferdinand, den Neffen des verstorbenen Kaisers Matthias, zum neuen Kaiser. Der Kurpfälzer hätte in dieser Situation die böhmische Königskrone immer noch ablehnen können – er war ja bisher nur gewählt und noch nicht gekrönt. Dass er es nicht gemacht hat – das war der Startschuss zum Dreißigjährigen Krieg ... und nichts anderes!

Es beginnt die 1. Phase des Dreißigjährigen Krieges: der böhmisch-pfälzische Krieg (1618–1623). In der Schlacht am Weißen Berg bei Prag

14 Wedgwood (1967/1990), S. 49, Abs. 2.

15 Schiller (1797/2016), S. 65f.

werden die Truppen Friedrichs von der Pfalz am 8. November 1620 vernichtend geschlagen. Friedrich V., der glücklose „Winterkönig“ – wie er spöttisch genannt wird, weil seine Königsherrschaft nur einen Winter lang dauerte –, flieht mit seiner Familie nach Den Haag in die verbündeten Niederlande. Da er sich weigert, sich dem Kaiser zu unterwerfen, wird er als Kurfürst abgesetzt und die Reichsacht über ihn verhängt.

Aber der Krieg um die Vormachtsellung im damaligen Mitteleuropa hat damit erst begonnen. Er erreicht die Stadt Bretten zwei Jahre nach der Krönung ihres Kurfürsten zum König von Böhmen. Zu diesem Zeitpunkt befindet sich Friedrich V. bereits im Exil: Den Kampf um Böhmen und seine Krone hat er innerhalb eines Jahres verloren. Ab 1621 erobern die Truppen der Katholischen Liga unter dem kaiserlichen Feldmarschall Tilly die links- und rechtsrheinischen Gebiete der Pfalz. Auch das rechtsrheinische Bretten wird eingenommen und in den folgenden Jahren rekatholisiert. Statt von den protestantisch-pfälzischen Wittelsbachern wird es nun von den katholisch-bayerischen Wittelsbachern beherrscht – so fremd ist man sich nicht: Das zeigt schon das Brettener Stadtwappen mit seinen blauweißen Rauten, die an das Weißblau der Bayern erinnern. Bereits in dieser 1. Phase des Dreißigjährigen Krieges wird deutlich: Anders als 1504, im Landshuter Erbfolgekrieg, verteidigt sich Bretten nicht bis zum Äußersten, sondern kapituliert kampfflos – und erspart sich damit ein Gemetzel, wie es zehn Jahre später von Tilly in Magdeburg verübt wird. Die kampfflose Übergabe war damals für eine belagerte Stadt die einzige Chance auf Schonung. Wer gekämpft hatte bis zuletzt und erobert wurde, hatte keine Gnade zu erwarten.

Im Dreißigjährigen Krieg hat Bretten konsequent an dieser Überlebensstrategie festgehalten: Man hat sich kampfflos ergeben und die geforderten Kontributionen (Lösegelder) gezahlt, solange man konnte. Nach wenigen Kriegsjah-

ren war die Stadt deshalb hoch verschuldet, was wiederum zu Plünderungen an Vieh, Wein und Lebensmitteln geführt hat – und damit zu Hungersnöten und Seuchen, vor allem zwischen 1632 und 1637. Obwohl es im Verlauf der zahlreichen Truppendurchzüge gewiss auch in Bretten zu Ausschreitungen und Kriegsverbrechen gekommen ist, hat die Stadt in den ersten zehn bis vierzehn Kriegsjahren nicht allzu viel zu leiden. Einige Auszüge aus den Brettener Kirchenbüchern, den einzigen erhaltenen Aufzeichnungen aus dieser Zeit, sollen dies illustrieren: Hier wird u. a. erwähnt, dass der Brettener Bürger Philipp Lauer am 24. März 1622 „ohne irgendeinen Grund“ von einem in der Stadt liegenden Soldaten im Wirtshaus „Zur Kanne“ erstochen wurde.¹⁶ Auch der Tod des Brettener Bürgers Hans Jakob Baumann ist dokumentiert, der am 10. Juli 1622 von Reitern im Feld gefangen genommen und erschossen wurde.¹⁷ Eine erhöhte Sterblichkeit in den Wochen der Übergabe an die kaiserlich-bayerischen Truppen unter Tilly verzeichnet das Brettener Totenbuch dagegen nicht. Diese Übergabe erfolgte in der Zeit zwischen der Schlacht bei Wimpfen und dem Fall von Stadt und Schloss Heidelberg, der Residenz des gescheiterten „Winterkönigs“, zwischen Mai und September 1622.

In den beiden nächsten Phasen des Dreißigjährigen Krieges marschieren nacheinander zuerst der protestantische König Christian von Dänemark und nach ihm der Schwedenkönig Gustav Adolf ins HRR ein – letzterer von den Protestanten wie eine Art messianischer Heilsbringer willkommen geheißen und verehrt als der „Löwe aus Mitternacht“. Während sich der Dänenkönig dem kaiserlichen Heerführer Tilly und dem böhmischen „Warlord“ Wallenstein, einem Reformkatholiken, der sich erbötig gemacht hatte, gegen Bezahlung mit seinen Männern für den

16 Schäfer (1977), S. 329, Fußnote 6.

17 Schäfer (1977), S. 331, Abs. 2.

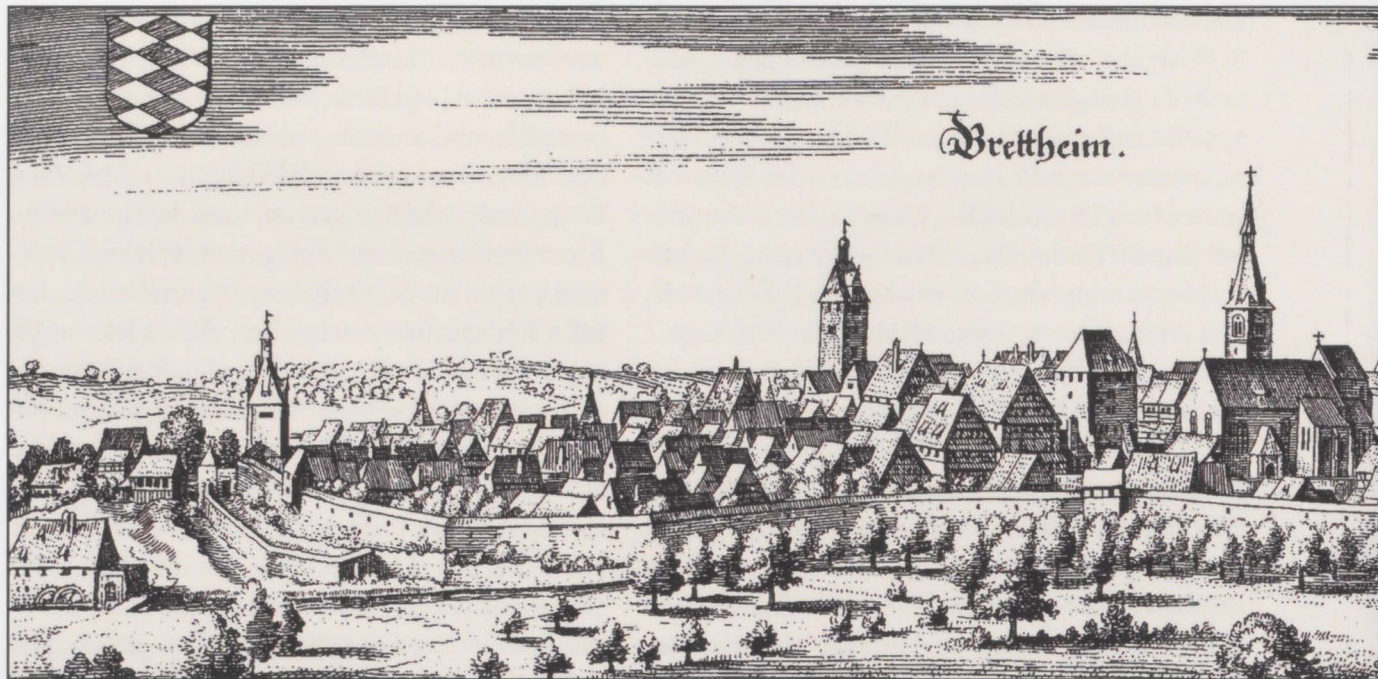


Abb. 3: Das früheste erhaltene Bildzeugnis Brettens (damals noch Brettheim) entstand während des 30-jährigen Krieges: ein Kupferstich von Matthäus MERIAN d. Ä. aus dem Jahr 1645. Auffallend und nicht den historischen Tatsachen entsprechend: keine sichtbaren Spuren von Zerstörung oder Verwüstung. Denn: Die Studien zu diesem Kupferstich stammen aus der Zeit vor 1632!

Kaiser zu kämpfen, geschlagen geben muss, erweist sich der Schwedenkönig zunächst als erfolgreich in seinem Kampf für die protestantische Seite: Bei Breitenfeld (im Jahre 1631) schlägt er das kaiserliche Heer unter Tilly vernichtend und zieht von der Nordsee bis nach München, ins katholische Herz des Reiches.

In dieser Zeit fällt auch die Kurpfalz und damit Bretten zweimal von einer bayerischen unter eine schwedische Besatzung, wobei es der Melanchthonstadt unter den Schweden deutlich besser gegangen ist als den besetzten Bayern in ihrem Heimatland. Prinzipiell war es der Landbevölkerung ziemlich egal, von wem sie gerade ausgeplündert und drangsaliert wurde – ob Freund oder Feind: Das machte keinen Unterschied. Der schwedische Krieg gegen das Haus Habsburg endet unentschieden: König Gustav Adolf, die Lichtgestalt dieses Krieges, fällt in der

Schlacht bei Lützen am 6.11.1632, aber die u. a. mit dem protestantischen Fürsten Bernhard von Sachsen-Weimar verbündeten Schweden behalten knapp die Oberhand – ihr Gegner Wallenstein zieht sich (obwohl ungeschlagen) zurück.

Als Nächstes tritt das zwar katholische, aber noch viel mehr anti-habsburgische Frankreich unter der Federführung Kardinal Richelieus auf Seiten der protestantischen Schweden in den Krieg ein – mit dem Ziel, die Vormachtstellung des Hauses Habsburg in Europa auszuhebeln, um selbst diese Position einzunehmen. Zu diesem Zeitpunkt ist das HRR u. a. als Folge der Wallenstein'schen Devise „der Krieg ernährt den Krieg“ fast völlig ausgeblutet – einige Landstriche sind relativ glimpflich davongekommen, andere sind nahezu entvölkert. Auch für Bretten und die Kurpfalz wird es jetzt bitter: Den schlimmsten Schicksalsschlag im Verlauf dieses Krieges



muss Bretten am 24. August 1632 hinnehmen, dem Tag der Einnahme und Plünderung der Stadt durch kaiserlich-katholische Truppen unter den Obristen Ossa und Montecucoli. Bretten steht damals unter schwedischer Besatzung, wobei noch einmal betont werden soll, dass sich die Schweden in Bretten recht zivilisiert aufgeführt haben – immerhin waren sie ja Verbündete des vertriebenen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, des „Winterkönigs“. Unter Ossa und Montecucoli dagegen wird die Stadt – obwohl sie sich ergeben hat – ausgeplündert, die Pforten werden verbrannt und das Mauerwerk zum Teil zerstört. Besonders die Wegführung des gesamten Viehs führt in den nächsten drei Jahren zu katastrophalen Hungersnöten und Seuchen.

1633 starben in Bretten insgesamt 248 Menschen, in Rinklingen 105. Als Todesursache wird die Pest angegeben, doch dürfte es sich dabei

überwiegend um Flecktyphus gehandelt haben. Im August 1635 starben täglich (!) bis zu zehn Personen in der Stadt – wieder an Hungertyphus oder der Pest.¹⁸ Aber noch schlimmer als Bretten hat es im Jahre 1632 das benachbarte württembergische Knittlingen getroffen, wo die Reiter OSSAs einen Tag nach der Plünderung Brettens „mit Morden, Schießen, Stechen, Niederhauen, Weiber- und Jungfrauenschänden, Senzen und Brennen“ entsetzlich hausten.¹⁹

Ein solches Schicksal ist Bretten erspart geblieben, obwohl es – wie bereits erwähnt – auch hier zu Ausschreitungen und Kriegsverbrechen gekommen ist. Am 13. Dezember 1633 z. B. wurde eine Brettener Bürgerstochter von einem „gottlosen“ streifenden Reiter bei St. Johann niedergestochen, da sie sich weigerte, dem Soldaten gefällig zu sein.²⁰ Bretten hatte zu dieser Zeit etwa 1.800 Einwohner – zu Beginn des Krieges dürften es etwa 2.100 gewesen sein; am Ende des Krieges waren es knapp 1.000.

Im Jahre 1645 hatte Bretten noch einmal zu leiden; unter französischer Besatzung wurde die Stadt erneut geplündert und „auff das euserste ruiniert und verderbt“.²¹ Regelrecht verwüstet wie viele andere Teile der rechtsrheinischen Kurpfalz oder wie die linksrheinische Seite wurde Bretten nie – und unter der Herrschaft der bayerischen Wittelsbacher durchaus anständig verwaltet. Lediglich die Rekatholisierungsmaßnahmen der Bayern stießen den Brettenern sauer auf; sie verhielten sich diesbezüglich von Anfang an ziemlich bockig. Ein Zitat aus einem Beschwerdebrief eines mit der Rekatholisierung Brettens beauftragten Jesuiten an den Beichtvater des bayerischen Herzogs Maximilian soll dies verdeutlichen; er schreibt anno 1624: „*Versor ego hic Brettenae cum socio in medio nationes pravae.*“ –

18 Schäfer (1977), S. 355, Abs. 4 u. S. 357, Abs. 3.

19 Schäfer (1977), S. 354, Abs. 1.

20 Schäfer (1977), S. 356, Z. 1 ff.

21 Schäfer (1977), S. 367, Abs. 3.

„Ich weile hier mit meinem Mitarbeiter in Bretten inmitten eines verderbten Volkes.“²² Das heißt: Die Rekatholisierung ging in Bretten nur zögerlich vonstatten; man gewinnt sogar den Eindruck, dass die bayerischen Räte in Heidelberg keine fanatischen Rekatholisierer waren, sondern dass sie erst von München und von klerikaler Seite zu schärferen Maßnahmen gedrängt werden mussten (Bußgelder). Ab 1627 kommt es deshalb zu vermehrten Abwanderungen reicher Bürger.

Sicher ist, dass die Jesuiten und der bayerische Amtmann in Bretten einen schweren Stand hatten, denn: Die Brettener Stadtoberhäupter im Jahre 1624, der Schultheiß und der Stadtschreiber, beides „Erzkalvinisten, die ihres Amtes dennoch nicht enthoben wurden“, wie der bayerische Amtmann beklagt, wiegelten immer wieder ihre Mitbürger auf, „bey ihrer Religion steif zu verbleiben“ und falls es den versprengten Truppen des „Winterkönigs“ je gelänge, die Kurpfalz zurückzuerobern, hätten etliche Bürger verlauten lassen, dass sie in diesem Fall eifrig helfen wollten, Katholiken und Lutheranern „die Hälse entzweizuschlagen“.²³

Zwanzig Jahre später (im Jahre 1644) ist man kaum noch in der Lage, sich gegenseitig die Hälse entzweizuschlagen: Das Land ist in jeder Hinsicht ausgeblutet. Ferdinand III. – der Sohn und Nachfolger des im Jahre 1637 verstorbenen Kaisers Ferdinand II. – signalisiert Interesse an Friedensverhandlungen. Nach fünf langen Verhandlungsjahren (von Mai 1643 bis Oktober 1648) in Münster und Osnabrück endet der Dreißigjährige Krieg am 24.10.1648 mit dem Westfälischen Frieden. Diesmal sitzen zum ersten Mal seit Kriegsbeginn alle Beteiligten am Tisch – auch die ausländischen Mächte. Einen strahlenden Sieger gibt es nicht, aber das Haus Habsburg verliert seine Vormachtstellung in Europa – hier gibt jetzt Frankreich den Ton an, das allerdings

22 Schäfer (1977), S.335, Fußnote 23.

23 Schäfer (1977), S.337, Abs. 3.

noch weitere elf Jahre Krieg mit Spanien führt. Freie Länder werden die Niederlande und die Schweiz. Der Augsburger Religionsfriede von 1555 wird bestätigt und die Calvinisten werden diesmal darin einbezogen (zuvor galten die Regelungen nur für die Lutheraner). Die Stellung der Fürsten, Ritter und Reichsstädte gegenüber dem Kaiser wird gestärkt.

Die Oberpfalz fällt an das katholische Bayern, für die Kurpfalz wird eine neue (8.) Kurie eingerichtet: Landesherr (auch von Bretten) wird der kalvinistisch-protestantische Kurfürst Karl I. Ludwig, der älteste überlebende Sohn des „Winterkönigs“. Dieser erlässt sofort sog. „Einwanderungspatente“, um sein Land neu zu bevölkern. Damit lockt er vor allem Schweizer aus deutschsprachigen Kantonen in die verwüsteten Regionen. Nach 1650 kamen geschätzt etwa 10.000 Schweizer in die Kurpfalz, rund ein Fünftel davon nach Heidelberg.

Man sagt, der Westfälische Friede – ein „pax universalis et perpetua“, ein universeller und ewiger Friede, den der Verfasser dieses Artikels leider immer noch nicht sehen kann – habe den völkerrechtlichen Grundstein für die Zukunft Europas gelegt. Viel entscheidender ist jedoch die Frage, was dieser Friede gekostet hat ... was jeder Friede gekostet hat.

Blicken wir zurück. Was sehen wir? Erschlagene, gefolterte, vergewaltigte Unbeteiligte. Ausgebrannte Städte, verwüstete Dörfer, kahlgelegte Äcker. Hungersnöte, Seuchen, Kannibalismus. Es dauert fast 100 Jahre, bis die Folgen dieses Krieges ausgeglichen sind. Haben wir etwas daraus gelernt? Nicht das Geringste, so möchte man meinen. Es bedarf noch zwei weiterer „Großer Kriege“ in den Jahren 1914 bis 1945, bevor der französische Staatsmann und General de Gaulle am Ende des Zweiten Weltkriegs in einem denkwürdigen Zitat zusammenfasst, dass ein Krieg niemals gewonnen werden kann: „Deutschland wurde besiegt, wir alle haben verloren.“

Noch treffender hat es der afro-amerikanische Menschenrechtler Martin Luther King formuliert, der einmal gesagt hat – und mit eindringlicheren Worten kann man einen solchen Artikel nicht beenden: „*Wenn wir es nicht lernen, als Brüder miteinander zu leben, werden wir als Narren zusammen untergehen.*“

Literatur

Bickel (1949/50): Willy Bickel, Kraichgau und Bruhrain während des 30-jährigen Krieges. In: Der Pfeiferturm. Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde Bretten und seiner Umgebung. Hrsg.: Ortsgruppe Bretten des Landesvereins Bad. Heimat, Nr. 7/1949–Nr. 3/1950. Beilage der Brettener Nachrichten, 1949/50.

Ginter (1967): Gottfried Ginter, Chronik von Bretten. Aus der Geschichte der Stadt zur 1200 Jahrfeier 1967. Bretten: Esser, 1967.

Huch (1912–14/2018): Ricarda Huch, Der Dreißigjährige Krieg. Die drei Teile in einem Buch. Erstausgabe in drei Bänden unter dem Titel: „Der große Krieg in Deutschland“. Leipzig: Insel-Verlag, 1912–1914. Neuausgabe. Herausgegeben von Karl-Maria Guth. Berlin 2018.

Schäfer (1977): Alfons Schäfer, Geschichte der Stadt Bretten, Bd. I: Von den Anfängen bis zur Zerstörung im Jahre 1689. Brettener stadtgeschichtliche Veröffentlichungen. Hrsg. von der Stadt Bretten, 1977.

Schiller (1797/2016): Friedrich Schiller, Der dreißigjährige Krieg. Durchgesehener Neusatz, bearbeitet und eingerichtet von Michael Holzinger. Berliner Ausgabe des Erstdrucks von 1797, 4. Aufl. 2016.

Wedgwood (1967/1990): Cicely Veronica Wedgwood, Der Dreißigjährige Krieg. Neuausgabe der dt. Erstausgabe von 1967, München: Paul List, 1990.



Abb. 1: Unbekannter süddeutscher Bildhauer: Cristo de Palafox, Holz, zweite Hälfte 15. / erste Hälfte 16. Jahrhundert, Toledo, Kirche des Konvents der Unbeschuhten Karmeliten (Convento de los Carmelitas Descalzos) (Foto: jesusario.blogspot.com/2017/01/cristo-de-palafox.html, aufgerufen am 9.1.2022)

Cristo de Palafox: [✓] Wie ein spätgotisches Brettener Kruzifix im 17. Jahrhundert auf Weltreise ging

CHRISTOPHER RETSCH

Im Zentrum der Brettener Altstadt befindet sich die Stiftskirche. Deren Baugeschichte ist bisher weitgehend unerforscht. Die bisher gründlichste Untersuchung wurde 1913 in der Reihe „Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden“ von Hans Rott (1876–1942) publiziert, derzufolge das Langhaus der Kirche aus dem 14. Jahrhundert stammt.¹ Da über den Bau der Kirche keine schriftlichen Quellen mehr vorhanden sind, kann diese Datierung nur anhand der sehr wenigen kunsthistorisch datierbaren Elemente am Langhaus nachvollzogen werden. Dies sind vor allem die Maßwerkfenster der zwei Teile der Nordwand, die sich links und rechts des als Kirchturm integrierten ehemaligen Bergfrieds der Brettener Stadtburg befinden. Die Formen des westlichsten Maßwerkfensters stammen tatsächlich aus dem 14. Jahrhundert, möglicherweise sogar aus dessen erster Hälfte.² Von der vorreformatorischen Innenausstattung dieser spätgotischen Kirche hat sich fast nichts erhalten. Es existieren noch ein paar spärliche Reste des Lettners, der das Langhaus vom ursprünglichen spätgotischen Chor abtrennte,³ das diesem zugehörige spätgotische vergoldete Eisengitter und einige schlichte Grabplatten.⁴ Bis in das 20. Jahrhundert hinein hatten sich im Inneren unter dem Putz noch die spätgotischen Wandmalereien erhalten. Diese wurden bei einer Restaurierung 1935/36 aufge-

1 Rott: Kunstdenkmäler. 1913, S. 16. Die immer wieder zu lesende Jahreszahl 1119 als Gründungsjahr der Stiftskirche (ROTT: Kunstdenkmäler. 1913, S. 12; zuletzt bei Bahn: Geschichte(n). 2021, S. 99) ist längst widerlegt und als historische Fälschung der sogenannten „Pfälzer Lügenchronik“ aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts entlarvt; siehe ausführlich mit allen maßgeblichen Quellenzitaten: Hildebrandt: Burgensitze Bretten. 2008, S. 72f.

2 Binding: Maßwerk. 1989, S. 289f. Außer diesem westlichsten Fenster hat nur noch das östlichste Fenster ein originales Maßwerk, das den Formen nach sogar älter sein könnte. Die übrigen drei Fenster der Nordseite haben entweder kein Maßwerk mehr oder im 19. Jahrhundert erneuerte Maßwerke. Die nur zum Teil originalen Fenster der Südwand besitzen keine Maßwerke. Dafür haben diese südlichen Fenster, wie auch die beiden Portale der Südwand, zahlreiche Steinmetzzeichen. Dabei handelt es sich jedoch immer um das gleiche, lediglich ab und an gespiegelte Zeichen. Da gespiegelte Steinmetzzeichen sehr wahrscheinlich vom selben Steinmetzen stammen (Misch: Steinmetzzeichen. 2009, S. 218), ist von der Arbeit eines einzigen Steinmetzen auszugehen. Weil jedoch auf der Nordwand Steinmetzzeichen gänzlich fehlen, sind somit zwei unterschiedliche Bauphasen für die beiden Längswände des Kirchenschiffs anzunehmen.

3 Zum Lettner und der Rekonstruktion seines ursprünglichen Erscheinungsbildes siehe Rott: Kunstdenkmäler. 1913, S. 17–19.

4 Bei den Restaurierungs- und Umbaumaßnahmen 1935/36 wurde an unbekannter Stelle eine vermutlich steinerne spätgotische Skulptur gefunden. In einem Brief vom 2.10.1936 berichtet Oberregierungsrat Otto Linde vom Landesamt für Denkmalpflege: „als neu fanden wir ebenfalls vollkommen unverwahrt in der Bachkapelle herumliegend [...] auch das Bruchstück einer weiblichen, offenbar einst sehr schönen Heiligenfigur ohne Kopf, die noch Bemalungsspuren aufweist und wohl zum Lettner gehört haben mag.“ Über deren Verbleib scheint jedoch nichts bekannt zu sein, da sie wohl schon 1936 verschwand. So berichtet nämlich Otto Linde am 27.11.1936 an Prof. Joseph Sauer, Konservator der kirchlichen Kunstdenkmäler in Baden: „Im übrigen sagte mir Dr. Beuttenmüller [...], daß das größere Bruchstück der in meinem Schreiben vom 2. Oktober 1936 Dir gegenüber erwähnten Figur leider verschwunden zu sein schiene.“ (Briefe im Archiv des Landesamtes für Denkmalpflege, Karlsruhe, Ordner „Bretten – Stadt II/202“).

funden und in das 15. Jahrhundert datiert.⁵ Die größten Reste fanden sich an den beiden Nordwänden und dem Turm, geringere Reste an der Südwand.⁶ Obwohl die Malereien freigelegt und konserviert wurden, wurden diese anschließend im Sommer 1936 abgeschlagen!⁷ Wenn das Gerücht stimmt, hat der damalige reformierte Pfarrer Bilder in der Kirche abgelehnt und diese daraufhin beseitigt oder beseitigen lassen.⁸ Lediglich der kleine Rest einer Kreuztragungsszene an der Wand über der Bachkapelle entging diesem Bildersturm. Dieses Bild aus der Mitte oder zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war jedoch wohl schon beim Durchbrechen der Südwand für die vermutlich 1514 angebaute zweijochige Bachkapelle teilweise beseitigt worden.⁹ Von den sicherlich zahlreich vorhandenen spätgotischen Altären, Skulpturen und sonstigen beweglichen Ausstattungselementen hat sich nichts erhalten, da diese wohl 1574 größtenteils beseitigt wurden, als die Kirche im Inneren erneuert und weiß gestrichen wurde, nachdem einige Jahre zuvor der pfälzische Kurfürst Friedrich III. (1515 – 1576, regierte ab 1559) vom Luthertum zum Calvinismus wechselte und somit auch die Stiftskirche eine calvinistische beziehungsweise reformierte Kirche wurde.¹⁰

Daher ist es umso erfreulicher, dass sich weit entfernt in Spanien, genauer in Toledo, eine spätgotische Skulptur erhalten hat, die aus Bretten, und zwar höchstwahrscheinlich aus der Stiftskirche, stammt.¹¹

5 Bickel: Stiftskirche. 1974, S.21 schreibt, die „Kunstsachverständigen“ hätten die Malereien auf um 1420 datiert. Im 1937 im „Pfeiferturm“ abgedruckten Bericht von Prof. Joseph Sauer werden die Malereien jedoch in die zweite Hälfte des 15. Jhs. und die zweite Hälfte des 16. Jhs. datiert. Sauer / Beuttenmüller / Wittmer / Herrmann: Malereien. 1937, S.83.

6 Eine ausführliche Beschreibung der Heiligen und szenischen Darstellungen bei Sauer / Beuttenmüller / Wittmer / Herrmann: Malereien. 1937, S.83.

7 Sauer/Beuttenmüller/Wittmer/Herrmann: S.84. Die von Prof. Sauer empfohlene fotografische Dokumentation scheint vor dieser Schandtat nicht mehr umgesetzt worden zu sein, da bisher nirgends Fotografien der Malereien bekannt wurden. Lediglich ein Foto der Farbfassung des 16. Jahrhunderts des Triumphbogens ist bei Sauer/Beuttenmüller/Wittmer / Herrmann: Malereien. 1937, S.84 veröffentlicht.

8 Für diese Auskunft danke ich der ehemaligen Dekanin Gabriele Mannich. Der im Archiv der Landesdenkmalpflege in Karlsruhe vorhandene Briefwechsel zu den entdeckten Malereien berichtet von dem vergeblichen Versuch, einen konkreten Schuldigen zu ermitteln. Am deutlichsten wird Otto Linde in einem Brief vom 15.9.1936 an den Architekten Max Schmechel: „Es ist uns unverständlich, daß gerade die besten und wertvollsten Stücke der alten Wandmalereien nunmehr auf immer durch die vorgenommene Unachtsamkeit zerstört worden sind und wir bedauern außerordentlich, daß dem Gipsmeister doch wohl nicht genügend und genau die zu schonenden Stellen an Ort und Stelle angegeben worden waren. Es war uns im übrigen bereits gemeldet worden, daß auch durch das Legen einer Leitung eines der Bilder durchschnitten worden ist, statt daß es mit der Leitungsführung umgangen worden wäre.“ Etwas ausführlicher über den äußerst unsachgemäßen Umgang mit den Wandmalereien berichtet Otto Beuttenmüller in einem Brief vom 25.11.1936 an Prof. Sauer: „Über die Behandlung der Wandgemälde während der Bauarbeiten habe ich mich verschiedentlich beschwert. Da der Architekt und der Bauführer sehr selten hier waren, habe ich Herrn Bauunternehmer Alex. Leonhard gebeten während der Zementierungsarbeiten wenigstens ein Papier über die Gemälde zu spannen, um das Bespritzen zu vermeiden. Zugesagt wurde mir das, aber nicht ausgeführt. Ebenso habe ich den Installateuren Mössner und Schühle meine Entrüstung gezeigt, dass ausgerechnet durch das eine Gemälde ein Heizungsrohr durchgelegt war. Sie behaupteten mit der Heizung nichts zu tun zu haben [...]. Daß die Gemälde völlig abgeschlagen waren, erfuhr ich, wie Sie auch, mit dem Brief von Prof. Linde vom 15. Sept.“ (Briefe im Archiv des Landesamtes für Denkmalpflege, Karlsruhe, Ordner „Bretten – Stadt II/202“).

9 Auch die Ausmalung der beiden Gewölbejoche der Bachkapelle litt nicht unter dem Bildersturm, wohl da sie rein floral ist, vor allem aber, da sie größtenteils erst nach der Zerstörung der Malereien im Langhaus freigelegt wurde. In einem Brief vom 2.10.1936 schreibt Otto Linde: „In zwei Gewölbefeldern der Bachkapelle wurden Teile kunstgeschichtlich wegen ihres Naturalismus sehr interessanter und deshalb wertvoller Malereien freigelegt. Es wäre [...] zu untersuchen, wie weit sich diese Malereien auch auf die übrigen Gewölbefelder der Bachkapelle erstrecken [...]“ (Brief im Archiv des Landesamtes für Denkmalpflege, Karlsruhe, Ordner „Bretten – Stadt II/202“).

10 Schäfer: Bretten. 1977, S.313f.; Rott: Kunstdenkmäler. 1913, S.12. Drei spätgotische Holzskulpturen des 15. Jahrhunderts bzw. um 1500 im Bestand des Brettener Stadtmuseums (hl. Johannes Evangelist, hl. Leonhard oder Benedikt und hl. Barbara oder Katharina) kamen aus Brettener Privateigentum in die Museumssammlung, ohne dass deren vorherige Provenienz bekannt wäre. Daher ist unbekannt, ob diese aus der Stiftskirche oder einer der weiteren Brettener Kapellen stammen oder von außerhalb nach Bretten kamen (vgl. Albert: Heiligenskulptur. 1997, S.133).

11 Schäfer: Bretten. 1977, S.340; Rott: Kunstdenkmäler. 1913, S.12.



Abb. 2: Oberkörper des Cristo de Palafox
(Foto: jesuario.blogspot.com/2017/01/cristo-de-palafox.html, aufgerufen am 9.1.2022)

Dabei handelt es sich um ein Kruzifix, das heute unter dem Namen *Cristo de Palafox* (zu Deutsch: Kruzifix des Palafox) bekannt ist und verehrt wird (Abb. 1 und 2).

Juan de Palafox y Mendoza (1600–1659; Abb. 3) war ein spanischer Adliger und unter anderem ein Kriegsrat des habsburgischen spanischen Königs Philipp IV. (1605–1665).¹² Er wurde 1629 zum Priester geweiht und erhielt einige kirchliche Pfründe. Im selben Jahr wurde er Teil der Begleitung Maria Annas von Spanien (1606–1646), der Schwester des Königs, auf ihrer Brautreise nach Wien, wo sie den Habsburger Ferdinand III. (1608–1657), den Erzherzog von Österreich, König von Ungarn und späteren Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, heiraten sollte.

¹² Dies und Folgendes nach: Anonym: Lebensbeschreibung Palafox. 1778, S. 121–132.

Während die Reise nach Wien über das Mittelmeer und Italien führte, nahm sich Juan de Palafox für die Rückreise nach Madrid bis 1632 Zeit, da er vom spanischen König den Auftrag hatte, die europäischen Höfe zu besuchen und darüber Bericht zu erstatten. Daher reiste er mitten im Dreißigjährigen Krieg bis nach Schweden, durch zahlreiche Länder des Heiligen Römischen Reichs bis nach Italien sowie zuletzt nach Paris und hielt seine Eindrücke in einem Reisetagebuch fest.

Bei einer Zwischenstation auf seiner Reise entdeckte Juan de Palafox im damals bayerisch-katholischen Bretten das beschädigte spätgotische Kruzifix in der Kirche.¹³ In einer 1778 in der Zeitschrift *Der Teutsche Merkur* erschienenen Lebensbeschreibung Palafox' heißt es über die Auffindung des Kruzifixes: „In dem Pfälzischen Städtchen Bretheim fand er in einem dunkeln Winkel der Kirche ein verstümmeltes Krucifix=Bild hangen, welches durch einen helleuchtenden Glanz, der es umgab, seine ganze Aufmerksamkeit auffich zog, und ihn durch eine innerliche Stimme anflehte, es unter seinen Schutz zu nehmen. Nach der Erzählung des Pfarrn war es von den Ketzern an Armen und Beinen verstümmelt worden. Er floh mit heiliger Entzückung gegen das Bild, löfete es ab, und eignete es sich zu, nachdem er der Kirche ein ansehnliches Geschenk dafür gemacht hatte. Dieses Krucifix ist in der Folge seines Lebens jederzeit sein getreuer Gefährte gewesen. Da er starb, vermachte er es dem berühmten Kardinal Sando-

¹³ Da er in seinem Reisetagebuch den Namen oder das Patrozinium der Kirche anscheinend nicht festhielt, ist es nicht mit letzter Sicherheit zu sagen, dass es sich um die Stiftskirche handelte. Vorstellbar wäre auch eine der beiden innerhalb der Stadtmauern gelegenen Kapellen, nämlich die St. Georgskapelle des Spitals in der Spitalgasse oder die St. Michaelskapelle auf dem Kirchhof direkt neben der Stiftskirche. Die eher allgemeinere Angabe des Fundortes als Kirche anstatt als Kapelle lässt aber die Stiftskirche als wahrscheinlichsten Fundort erscheinen. Zu den beiden Kapellen siehe: Schäfer: Bretten. 1977, S. 141–147; zum ab 1622 bayerischen und ab 1624 zudem katholischen Bretten siehe: Ebd.: S. 331–371.



Abb. 3: Unbekannter spanischer Maler: Juan de Palafox y Mendoza (1600–1659), Öl auf Leinwand, 65,3 x 61,1 cm, 18. Jahrhundert, Guimarães (Portugal), Palast der Herzöge von Braganza (Paço dos Duques de Bragança), Inv.-Nr. MNAA 1597; online unter: pacodosduques.gov.pt/monumentos/paco-dos-duques/colecao/pintura/juan-palafox-mendoza-mnaa1597/, www.culturante.gov.pt (aufgerufen am 9.1.2022).

ral, der ihn [sic!] aber in der Kirche der Karmeliter = Baarfüßer zu Toledo eine bleibende Stelle anwies.“¹⁴

Da Juan de Palafox das Kruzifix also jederzeit bei sich gehabt haben soll, so dürfte dieses zunächst auf seiner Reise wohl noch nach Italien, insbesondere Savoyen, und Paris gekommen sein, bevor er es anschließend nach Madrid brachte. 1639 wurde Juan de Palafox Bischof von Tlaxcala in Mexiko (der zugehörige Bischofssitz

lag im benachbarten Puebla).¹⁵ Zwar war er dort für die Zerstörung indigener Kunstwerke, aus seiner Sicht Götzenbilder, verantwortlich, soll jedoch besonders christlich und sozial gewirkt haben. In Puebla gründete er 1646 auch die erste öffentliche Bibliothek Amerikas (die heute noch bestehende *Biblioteca Palafoxiana* mit umfangreichem Bestand an Büchern des 15. bis 17. Jahrhunderts, darunter etwa auch der lateinischen Ausgabe der Weltchronik Hartmann Schedels von 1493).¹⁶ 1649 kehrte er nach Spanien zurück und wurde Bischof von Osma. Nachdem er 1659 verstarb, wurde er schon bald verehrt; eine Selig- oder Heiligsprechung kam aber im 17. und 18. Jahrhundert nicht zustande.¹⁷

Somit reiste also auch das Brettener Kruzifix mit Palafox bis nach Amerika und wieder nach Spanien zurück, bevor es im Karmeliterkloster in Toledo (Convento de los Carmelitas Descalzos) seinen Platz erhielt. Auf zahlreichen Portraits Palafox' aus dem 17. und 18. Jahrhundert ist er zusammen mit einem Kruzifix abgebildet. Auch wenn diese Abbildungen keine genauen Wiedergaben des *Cristo de Palafox* sind, dürfte dennoch zumeist dieses Kruzifix Brettener Herkunft damit gemeint sein (Abb. 3). Seit Juan de Palafox 2011 von Papst Benedikt XVI. selig gesprochen wurde,¹⁸ lebt die Verehrung Palafox' in Spanien wieder auf. Seit 2014 wird der *Cristo de Palafox* in Prozessionen während der Passionszeit durch die Straßen Toledos getragen. Wie spanische Zeitungsartikel anlässlich der Prozessionen seit 2014 zeigen, ist in Toledo das Wissen noch immer vorhanden, dass Juan de Palafox

14 Anonym: Lebensbeschreibung Palafox. 1778, S. 133. Diese Beschreibung basiert auf seinem Bericht der Auffindung des Kruzifixes in seinem Reisetagebuch: Palafox y Mendoza: Diario. 1935, S. 12. Der „berühmte[...] Kardinal Sandoral“ ist wohl Kardinal Baltasar de Moscoso y Sandoval (1589–1665), ab 1646 Erzbischof von Toledo.

15 Anonym: Lebensbeschreibung Palafox. 1778, S. 135–137.

16 Anonym: Lebensbeschreibung Palafox. 1778, S. 141; Schäfer: Palafox. Heiligenlexikon. 2021.

17 Schäfer: Palafox. Heiligenlexikon. 2021.

18 Schäfer: Palafox. Heiligenlexikon. 2021.



Abb. 4: Prozession mit dem Cristo de Palafox am 8.3.2014 in Toledo, Zeitungsartikel vom 9.3.2014 in der Zeitung „La Tribuna de Toledo“. (Foto: lector.kioskoymas.com/epaper/viewer.aspx?noredirect=true, aufgerufen am 16.3.2016)

dieses Kruzifix aus Bretten (span.: Preten) mitbrachte (Abb. 4).¹⁹

Das spätgotische Kruzifix ist heute nur noch im Torso original. Juan de Palafox erwarb es bereits verstümmelt, da es von reformatorischen Bilderstürmern seiner Arme (und angeblich auch seiner Beine) beraubt wurde. Diese sind heute aus Metall ergänzt (Abb. 7).²⁰ Die stark nach oben gezogenen Arme entsprechen dabei eher barocken Vorstellungen eines tief am Kreuz hängenden Christus. Sie dürften ursprünglich wohl eher von knapp über waagrecht bis maximal

19 „La imagen del crucificado tiene su origen en Alemania, en concreto en la ciudad de Preten, y se encontraba mutilado de brazos y piernas, siendo restituidos los primeros en plata.“ (Übersetzung: „Das Bild des Gekreuzigten hat seinen Ursprung in Deutschland, konkret in der Stadt Bretten, seine Arme und Beine wurden verstümmelt, erstere wurden ihm aus Silber zurückgegeben.“), Zeitungsartikel „El Cristo de Palafox presidirá el Vía Crucis Diocesano el 8 de marzo“ von J. Guayerbas in der Zeitung „La Tribuna de Toledo“ vom 30.1.2014; online unter: www.latribunadetoledo.es/noticia/ZBA0B8BAD-BCAA-5C64-6454C461D2CD2968/20140130/cristo/palafox/presidira/via/crucis/diocesano/8/marzo (aufgerufen am: 9.1.2022). Über die Prozession am 8.3.2014 berichtet ein Artikel vom 9.3.2014 von I. Garcia Villota ebenfalls in der Zeitung „La Tribuna de Toledo“; online unter: www.latribunadetoledo.es/noticia/z5fae78b0-e956-b8ff-1bb-4f87d7633071e/20140309/miles/fieles/acomp%C3%Blan/cristo/palafox (aufgerufen am: 9.1.2022).

20 Auf den vorhandenen Fotografien des *Cristo de Palafox* ist (im Gegensatz zu den Armen) nicht eindeutig zu erkennen, ob die Beine ergänzt oder noch original sind.

leicht über die Kopfhöhe reichend gewesen sein. Dennoch ermöglicht der vorhandene Rest, das Kruzifix in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts oder die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zu datieren. Es gehört einer großen Gruppe von spätgotischen Kruzifixen an, die sich durch einen gestreckten Torso, eine extrem eingezogene Taille und stark hervortretende Rippen auszeichnen.²¹ Dies zeigt etwa ein Vergleich mit einem Baden-Badener Steinkruzifix (früher auf dem Friedhof, heute in der ehemaligen Stiftskirche St. Peter und Paul in Baden-Baden, Abb. 5). Es ist am Kreuzesfuß mit „1467“ und „niclaus von leyen“ signiert, also ein Werk des herausragenden Bildhauers Niclaus Gerhaert von Leyden (um 1430–1473) von 1467.²² Auch das ebenfalls steinerne Kruzifix in der Kirche des ehemaligen Zisterzienserklosters Maulbronn gehört in diese stilistische Gruppe (Abb. 6). Es stand ursprünglich wahrscheinlich im Freien neben einer nicht mehr vorhandenen Heilig-Grab-Kapelle auf einer Anhöhe etwas oberhalb südwestlich des Klosters.²³ Einer Inschrift zufolge ist es auf „1473“ datiert und mit „CVS“ signiert. Diese Signatur wird mitunter als „Conrad von Sinsheim“ aufgelöst und daher dem Bildhauer Conrad Sifer/Seyfer (Lebensdaten unbekannt) zugeschrieben, wenn auch diese Auflösung und Zuschreibung bisher nicht valide bestätigt werden konnte und daher weiterhin mit Zweifeln zu betrachten ist.²⁴ Die Lententücher des Gekreuzigten sind bei diesen bei-

21 Zur allgemeinen stilistischen Entwicklung spätgotischer Kruzifixe vergleiche: Söding: *Gotische Kruzifixe*. 2010, S. 12–17; Brandmair: *Kruzifixe*. 2015, S. 8–11. Speziell zu den monumentalen Steinkruzifixen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts siehe: Krüger: *Maulbronner Kruzifix*. 2018, S. 10–23.

22 Siehe dazu etwa: AK Frankfurt: Gerhaert. 2011, S. 216–219 (Stefan Roller). Eine Lithographie von 1840 des Kruzifixes am ursprünglichen Aufstellungsort bei Krüger: *Maulbronner Kruzifix*. 2018, S. 11.

23 Krüger: *Maulbronner Kruzifix*. 2018, S. 40–44.

24 Eine Zuschreibung an Conrad Sifer bei Hauck: Sifer. 1960, S. 162–164. Größere Zweifel an dieser Zuschreibung dahingegen bei Krüger: *Maulbronner Kruzifix*. 2018, S. 25–34.



Abb. 5: Nicolaus Gerhaert von Leyden (um 1430–1473): Baden-Badener Steinkruzifix, 1467, Baden-Baden, ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul. (Foto: Christopher Retsch)

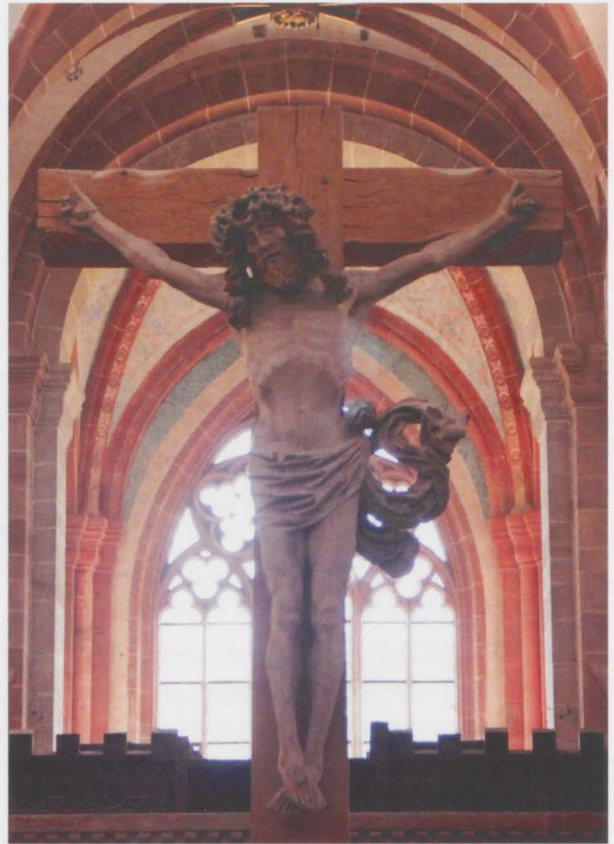


Abb. 6: Monogrammist CVS: Maulbronner Steinkruzifix, 1473, Maulbronn, Kirche des ehemaligen Zisterzienserklosters. (Foto: Christopher Retsch)

den Kruzifixen in Baden-Baden und Maulbronn jedoch anders um die Hüften gewickelt als im Falle des *Cristo de Palafox*. Bei Letzterem ist ein Ende des Lententuchs zwischen beiden Beinen hindurchgeführt (Abb. 1). Solch eine Drapierung des Lententuchs findet sich ebenfalls im 15. und 16. Jahrhundert, beispielsweise an Kruzifixen Michel Erharts (um 1440/45 bis nach 1522) in St. Michael in Schwäbisch Hall von 1494 (Abb. 7) und in St. Michael in Landshut von 1495.²⁵

25 Söding: Gotische Kruzifixe. 2010, S. 14f.; Brandmair: Kruzifixe. 2015, S. 10. Zahlreiche Beispiele von zwischen den Beinen hindurch geführten Lententüchern finden sich auch im Katalog der Tiroler Kruzifixe bei Söding: Gotische Kruzifixe. 2010, etwa die Kat.-Nr. 33 und 34 von etwa 1502/03 und 1505/10 in Schwaz und Bruneck.

Weil es sich beim *Cristo de Palafox* (heutzutage) um ein Einzelstück ohne zugehörige weitere Skulpturen handelt, wäre zunächst der Gedanke naheliegend, dass das Kruzifix in der Brettener Stiftskirche einst über dem Lettner im Triumphbogen hing, da dort sehr oft Kruzifixe angebracht wurden. Allerdings spricht seine geringe Größe eher gegen eine Anbringung an dieser Stelle, da Triumphkreuze eher lebensgroß bis überlebensgroß sind. Deswegen wären auch viele andere Orte innerhalb der Stiftskirche denkbar, zum Beispiel auf dem Kreuzaltar,²⁶ dem traditionell wichtigsten Altar für die Laien, im Langhaus vor

26 Zum Kreuzaltar in der Brettener Stiftskirche siehe Schäfer: Bretten. 1977, S. 143.



Abb. 7: Michel Erhart (um 1440/45 bis nach 1522): Holzkruzifix, 1494, Schwäbisch Hall, St. Michael. (Foto: Christopher Retsch)

oder unter dem Lettner. Zudem könnte es ursprünglich auch gar kein Einzelstück gewesen sein, sondern aus dem Zusammenhang eines größeren Kunstwerkes stammen, also etwa ehemals als zentrale Skulptur in einem Altarschrein gestanden haben, begleitet von der trauernden Maria und dem mit ihr trauernden Johannes, oder aus dem Gespränge eines Altarretabels (dem zu meist architektonischen Aufbau oberhalb des Altarschreins).

Quellen und Literatur:

Albert, Wolf-Dieter: Wandlungen – Zur Heiligenskulptur zwischen 1450 und 1550. In: „Als ich ein Kind war ...“. Bretten 1497 – Alltag im Spätmittelalter. Begleitbuch zur Ausstellung. Hg. von Peter Bahn. Ubstadt-Weiher 1997, S. 133–139.

Anonym: Lebensbeschreibung des berühmten Johannes von Palafox, weiland Bischof zu Angelopolis. In: Der Teutsche Merkur. Hg. von Christoph Martin Wieland. Februar 1778, S. 121–150.

Ausstellungskatalog Frankfurt: Nicolaus Gerhaert. Der Bildhauer des späten Mittelalters. Hg. von Stefan Roller. Liebighaus Skulpturensammlung, Frankfurt am Main. Petersberg 2011.

Bahn, Peter: Brettener Geschichte(n). Historische Impressionen aus der Melanchthonstadt. Hg. vom Verein für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V. (= Lindemanns Bibliothek Band 377). Bretten 2021.

Bickel, Willy: Zur Geschichte der evangelischen Stiftskirche in Bretten. In: Evangelische Stiftskirche und Gemeindehaus in Bretten. Ohne Ort und Jahr (Bretten 1974), ohne Seitenzählung (S. 17–23).

Binding, Günther: Maßwerk. Darmstadt 1989.

Brandmair, Kathrin: Kruzifixe und Kreuzigungsgruppen aus dem Bereich der „Donauschule“. Petersberg 2015.

Hauck, Marie-Luise: Der Bildhauer Conrad Sifer von Sinsheim und sein Kreis in der oberrheinischen Spätgotik. In: Annales Universitatis Saraviensis – Philosophie, Band IX. Saarbrücken 1960, S. 113–368.

Hildebrandt, Ludwig H.: Die Grafschaften des Elsenz- und Kraichgaus im hohen Mittelalter, ihre Grafen und deren Burgensitze mit spezieller Berücksichtigung von Bretten. In: Brettener Jahrbuch für Kultur und Geschichte. Hg. vom Verein für Stadt- und Regionalgeschichte e. V. und der Stadt Bretten. Neue Folge, Band 5. Bretten 2008, S. 54–85.

Krüger, Reto: Das Maulbronner Kruzifix. Kreuz und Passionsspiel im spätmittelalterlichen Maulbronn. Maulbronn 2018.

Misch, Christian: Methoden und Möglichkeiten der gegenwärtigen Erfassung von Steinmetzzeichen in Erfurt. In: Horst Stecher: Steinmetzzeichen in Erfurt. Mit Beiträgen von Volker Düsterdick und Christian Misch. (= Erfurter Studien zur Kunst- und Baugeschichte. Band 4. = Schriften des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Band 5.) Berlin 2009, S. 215–221.

Palafox y Mendoza, Juan de: Diario del viaje Alemania. Lo prologa y anota de Xristina de Artega. Madrid 1935.

Rott, Hans (Bearbeiter): Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Neunter Band, Kreis Karlsruhe. Erste Abteilung, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Bretten. Hg. im Auftrage des großherzoglichen Ministeriums des Kultus und Unterrichts. Tübingen 1913.

Sauer, Joseph / Beuttenmüller, Otto / Wittmer, Walheide / Herrmann, Philipp: Die Malereien in der Stiftskirche zu Bretten. In: Der Pfeiferturm. Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde Brettens und seiner Umgebung. 1937, S. 83–85.

Schäfer, Alfons: Geschichte der Stadt Bretten. Von den Anfängen bis zur Zerstörung im Jahre 1689. (= Brettener Stadtgeschichtliche Veröffentlichungen. Band 2.) Bretten 1977.

Schäfer, Joachim: [Internet-Artikel] Johannes von Palafox y Mendoza. In: Ökumenisches Heiligenlexikon; online unter: www.heiligenlexikon.de/BiographienJ/Juan_Palafox_Mendoza.html (zuletzt geändert am 4.6.2021, aufgerufen am 9.1.2022).

Söding, Ulrich: Gotische Kruzifixe in Tirol. Berlin/München 2010.

„*Bücherflut und Lesewuth*“ –

Die Entstehung und Bedeutung der Lesegesellschaften im 18. und 19. Jahrhundert

WOLFGANG STOLL

Bis in das 18. Jahrhundert war der Umgang mit der Schrift das Privileg des Klerus und des akademischen Gelehrtenstandes. Es waren in erster Linie die Klöster, die zur Überlieferung des abendländischen Wissens beitrugen. Mit den gesellschaftlichen Umbrüchen Mitte des 18. Jahrhunderts haben sich durch die überall im Lande entstandenen Lesegesellschaften neue Formen gesellschaftlicher Organisation gebildet und das moderne Bürgertum hat sich zu einer lesenden und gebildeten Gesellschaftsschicht weiterentwickelt.

Das Phänomen der Lesegesellschaften

Mit der Erschließung und anschließenden Überführung der fast 2.000 Bände fassenden Bibliothek der Brettener Lesegesellschaft *Eintracht* im Frühjahr 2022 in die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe wuchs das Interesse, sich mit den im aufgeklärten 18. und frühen 19. Jahrhundert in Deutschland weit verbreiteten Lesegesellschaften zu beschäftigen. Vor allem die frühen Lesegesellschaften stellen in mehrerer Hinsicht ein interessantes Untersuchungsfeld dar. Für den Verein für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V. war es inspirierend, dazu beizutragen, dass dieser „kulturelle Schatz“, wie ihn die Direktorin der Landesbibliothek Julia Freifrau Hilfer von Gaertringen bezeichnete, zukünftig in

Karlsruhe einen würdigen Platz gefunden hat und in Kürze der interessierten Öffentlichkeit und auch zu Forschungszwecken weltweit zur Verfügung steht.

Zwei Erkenntnisse lassen sich dabei schnell festhalten: Das Zeitalter der Aufklärung führt uns Mitte des 18. Jahrhunderts in eine Epoche einer dramatisch bedeutsamen gesellschaftlichen Zeitenwende mit politisch, gesellschaftlich, soziologisch und literarisch aufregenden Zeiten. Gleichzeitig wird deutlich, dass es völlig aussichtslos ist, zu versuchen, alle Varianten und alle höchst unterschiedlichen Facetten der Geschichte der Lesegesellschaften auch nur annähernd besprechen zu können.

Von einer einheitlich deutschen Gesellschaft kann zu dieser Zeit noch nicht geredet werden. Die Landkarte Deutschlands bot zwischen 1750 bis 1820 ein ziemlich vielfarbiges Bild mit einer großen Zahl politisch selbstständiger Staaten und Territorien. Neben straff absolutistisch regierten und sozial vom Adel beherrschten Flächenstaaten entstanden liberal und bürgerlich verfasste, antifeudale Regionalgesellschaften. In Baden kam es 1771 zur Vereinigung der beiden badischen Markgrafschaften, im kurpfälzischen Mannheim wuchs die Stadt unter Karl Theodor zu einem weithin anerkannten Kultur- und Wissenschaftszentrum.¹ Erinnerung sei an die umstürzenden Er-

¹ Vgl. Wolfgang Hug, *Kleine Geschichte Badens*. Stuttgart 2006, S. 88–91.



Abb. 1: Die erst im Jahre 1862 entstandene Bibliothek im Kloster Maria Laach. (Foto: kna-bild.de)

eignisse der Französischen Revolution 1789 und die Folgejahre bis 1795, in denen die Privilegien des Adels bedeutungsloser wurden.² Mit Napoleon begann eine tiefgreifende Umwandlung in nationale Eroberungslust und Umgestaltung der politischen Verhältnisse. Zu nennen wären hier: Die Kanonade von Valmy 1792, die Goethe als „neue Epoche der Weltgeschichte“ bezeichnete, Preußens Zusicherung im Frieden von Basel mit der Preisgabe der linksrheinischen Gebiete an Frankreich, der Frieden von Campoformio 1797 und von Lunéville 1801 und die Zustimmung der Deutschen zum Reichsdeputations-Haupt-

schluss, der das Schicksal der geistlichen Kurfürstentümer Köln, Trier und Mainz besiegelte und dem badischen Staat zu bedeutungsvollem territorialen Zuwachs verhalf.³

Aus abhängigen Untertanen werden Bürger mit eigenen Rechten

Mit dem Zerfall der Institutionen des feudalen Ständesystems wie der Kirche, den Fürstentü-

2 Vgl. Wolfgang Hug, a. a. O., S.94–97.

3 Helmut Janson, 45 Lesegesellschaften um 1800 bis heute. Bonn 1963, S. 14–15.

mern und Adelsprivilegien beginnt die Entwicklung der bürgerlichen Öffentlichkeit. Die Ausübung der Religion wird immer mehr zur Privatsache. Aus den Ständen entwickeln sich Organe der öffentlichen Gewalt mit Parlament und Gerichtsbarkeit. Die Herausbildung kapitalistisch organisierter Produktionsprozesse mit neuen Eigentums- und Arbeitsformen auf privatrechtlicher Grundlage – wie z. B. das Druckwesen – führt zur Umwälzung der gesellschaftlichen Beziehungen. Aus abhängigen Untertanen werden Bürger mit eigenen Rechten.⁴

Bis ins 18. Jahrhundert beherrschten der Gelehrtenstand und die theologische Literatur den Buchmarkt. Latein war die dominierende Sprache. Das Lesen von Lektüre galt als das berufsspezifische Metier der Akademiker und der Literaten, die den sozial abgegrenzten „Gelehrtenstand“ bildeten.⁵

Unter den gebildeten und gelehrten Privatleuten entstehen nun immer häufiger Gesellschaften, die in Tisch- und Sprachgesellschaften, Salon- oder Kaffeehäusern den Grundstock für Diskussionen und Gedankenaustausch legen. Für den intelligenten Laien ist es erstrebenswert sich literarisch zu bilden, um beruflichen Aufstieg zu erleben. Gleichzeitig erwächst die Forderung nach Mitbestimmung und Mitverantwortung⁶ Unterstützt wird diese Entwicklung durch den enormen Zuwachs an Zeitungen und Zeitschriften im deutschen Sprachraum. Schon um 1600 entstand im Ursprungsland Deutschland die erste Zeitung.⁷ Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts

existieren 50–60 deutschsprachige Zeitungen. Zum Ende des 18. Jahrhunderts werden schon 1.000 Zeitungen mit teilweise hoher Auflage von einer breiten Gebildetenschicht gelesen.⁸ 1728 erscheint die erste Zeitung in Baden, 1767 die „Mannheimer Zeitung“.⁹ Das Brettener Wochenblatt berichtet von 1878 bis 1917.¹⁰ Die erste „Karlsruher Zeitung“ von 1757 konnte trotz der Anfang des 19. Jahrhunderts geltenden Zensurordnung und des ab 1810 auf Geheiß aus Frankreich ergangenen Verbots politischer Zeitungen als „Großherzogliche Badische Staatszeitung“ unter Aufsicht des Außenministeriums weiter erscheinen.¹¹

Die Geschichte des Zeitungslesens ist zunächst eine Geschichte des gemeinsamen Lesens. In den Klöstern und Stiften des 17. und 18. Jahrhunderts war der Bezug mindestens einer ortsansässigen Zeitung üblich, die meist vorgelesen und von einem kundigen Sekretär oder Rat erläutert wurde.¹² Selbst in den Schulen wurde die Zeitungslektüre alltäglich und als Instrument der Wissensvermittlung begriffen, während hingegen die Zeitung im Studium erst im ausgehenden 17. Jahrhundert etabliert ist.¹³ Häufig finden sich Schulmeister oder Landpastoren, die das Ideengut der Aufklärung übernehmen, indem sie interessierte Mitglieder der Gemeinde zur Zeitungslektüre einladen. Als wirksame Multiplikatoren wird die Zeitung um 1680 bereits in Wirts- und Kaffeehäusern, Gasthöfen und Schenken zum Lesen angeboten. Unter den gebildeten Ständen wurde es früh zur Gewohnheit, für sich und sei-

4 Vgl. Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1990. In: Torsten Liesegang, Lese- und Lesegesellschaften in Baden 1780–1850, Berlin 2000, S. 19–20.

5 Vgl. Otto Dann (Hrsg.), Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich, München 1981, S. 9.

6 Vgl. Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 12 ff.

7 Vgl. Martin Welke, Gemeinsame Lektüre und Formen von Gruppenbildungen im 17. und 18. Jahrhundert. In: Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 29.

8 Vgl. Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 14.

9 Vgl. Wolfgang Hug, a. a. O., S. 91.

10 Quelle: Stadtarchiv Bretten.

11 Vgl. Wikipedia-Artikel „Großherzogtum Baden“, online unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Großherzogtum_Baden/Zeitungen (aufgerufen am 09.07.2022).

12 Vgl. Martin Welke, in: Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 30f.

13 a. a. O., S. 34.

ne Familie ein eigenes Exemplar einer Zeitung zu halten.¹⁴

1792 wird Zeitungslesen als die „allgemeinste Lektüre“ bezeichnet, die „vom Regenten und Minister bis herab zum Holzspalter auf der Straße und den Bauern in der Dorfschenke“¹⁵ benutzt werde. In nicht organisierten Lektüregemeinschaften bildete die Zeitung oft den alleinigen Lesestoff. Aus diesen Provisorien entstanden allmählich Gesellschaften, die sich überwiegend nach demokratischen Prinzipien organisierten, sich Verfassungen gaben und die Rechte und Pflichten ihrer Mitglieder definierten.¹⁶

Vom intensiven zum extensiven Lesen

Der bis dato typische Gewohnheitsleser hatte als *intensiver* Leser in der Regel nur eine kleine Auswahl Bücher oder auch nur ein einziges Buch, das er immer wieder las. Jetzt wurde Lesen zur täglichen Gewohnheit mit dem Bedürfnis zum *extensiven* Lesen. Das Lesen hatte nicht mehr in erster Linie den Zweck der gründlichen Beschäftigung und Wiederholung mit für den Einzelnen persönlich bedeutungsvollen Texten. Man öffnete sich den vielen aktuellen Neuerscheinungen und las selten ein Buch erneut.¹⁷

Mit den rasanten Veränderungen auf dem Buchmarkt richtete sich das Leseinteresse immer mehr auf populärwissenschaftliche, schönggeistige und unterhaltende Literatur, zumal das

lange dominante Latein sukzessive durch die deutsche Sprache ersetzt wurde.¹⁸

Das Verlangen nach Informationen und Meinungsaustausch, nach Mitbestimmung und Mitwirkung in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens wurde für die bürgerlichen Bildungsschichten ein Grundbedürfnis, das man in den sich bildenden massenhaft auftretenden Lesegesellschaften befriedigen konnte. Der Kern der Mitglieder stammte aus der neu entstandenen Schicht der „Bürgerlichen“, aus dem gehobenen Bürgertum, das sich selbst als die „Gebildeten“ und als neuen „Mittelstand“ verstand: Beamte, Juristen, Ärzte, Pfarrer, Offiziere, Professoren und häufig der beamtete Adel. Wer nicht lesen konnte, schied natürlich von vorneherein aus.

„Nie ist mehr geschrieben und gelesen worden“,

notierte Christoph Martin Wieland 1779 in seiner auflagenstarken Zeitschrift „Teutscher Merkur“.¹⁹ Wieland, ein bedeutender Dichter und Schriftsteller, wies damit auf zwei Phänomene hin, die im Zeitalter der Aufklärung entstanden waren: einen wachsenden Buchmarkt sowie ein wachsendes Lesebedürfnis in verschiedenen gesellschaftlichen Schichten, wobei auch von einer Leserevolution die Rede ist, was in großer Anzahl zur Gründung sog. Lesegesellschaften in Deutschland führte. Mit seinem Hinweis drückte er allerdings die von vielen zeitgenössischen Kritikern geäußerte Sorge aus, dass diese „Bücherflut und Lesewuth“ sowohl die Arbeitsmoral als auch die sittliche und politische Ordnung gefährden könnte.²⁰ Die Vertreter der Aufklärung bemän-

14 a. a. O., S. 38–41.

15 a. a. O., S. 42.

16 Vgl. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Hrsg.), Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Katalog zur Ausstellung des Landes Baden-Württemberg, 2 Bände (Bd. 1: Katalog, Bd. 2: Aufsätze), Stuttgart 1987, S. 1035.

17 Vgl. Rolf Engelsing, Die Perioden in der Lesergeschichte der Neuzeit. In: Archiv der Geschichte des Buchwesens, Bd. 10, Frankfurt a. M. 1970, Sp. 945–1002. Vgl. ebenso: Marlies Prüsener, Lesegesellschaften im achtzehnten Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1972, Sp. 371.

18 Vgl. Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 15.

19 Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Hrsg.), Baden-Württemberg im Zeitalter Napoleons, a. a. O., S. 1041.

20 Ebd.

gelten, dass die Lektüre missbraucht werde, um schlichtweg Langeweile zu verhindern und rieten daher zur Rückkehr zu alten Gewohnheiten. „Bildung untergrabe nämlich den Glauben an die Autorität.“²¹ Das lesende Publikum ist während des 18. Jahrhunderts in vielen europäischen Ländern stark angewachsen und der Buchmarkt hat sich darauf eingestellt. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass die Zahl der Analphabeten am Ende des 18. Jahrhunderts noch mindestens 60 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte.²²

Auch wenn diese Zahlen einen deutlichen Wandel belegen, so trifft der Begriff der literarischen Revolution im Sinne einer Leserevolution mit einer verbesserten Lesefähigkeit quer durch alle Schichten bei der Masse der Bevölkerung wohl nicht zu. Untersuchungen zur Lesergeschichte gehen angesichts der Bildungs- und Sozialstruktur im Deutschland des 18. Jahrhunderts davon aus, dass es wohl nicht mehr als 10 % „aktive“ Leser in der erwachsenen Bevölkerung gab. Um 1750 vermutet man 15 %, um 1800 jedoch 25 %. Entscheidende Lesefortschritte vollzogen sich erst im 19. Jahrhundert vom gehobenen zum niederen Bürgertum.²³

Die ersten Formen von Lesegesellschaften bildeten sich bereits im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Der Begriff „Lesegesellschaft“ tauchte allerdings erst in den 1770er-Jahren und anfangs zumeist im protestantischen Norden auf, in dem auch die Aufklärung früher eingesetzt hatte als im Süden.²⁴ Etwas verzögert setzte sich die Be-

wegung in Richtung Süden fort, wobei das Herzogtum Württemberg und das Kurfürstentum Pfalz führend waren.²⁵

Außer der *Lesegesellschaft* finden sich vielfältige Bezeichnungen wie *Lesezirkel*, *Leseinstitut*, *Leseverein*, *Lesekabinet*, *Ressource*, *Societät*, *Klub*, *Kasino*, *Museum*, *Harmonie*.²⁶

Die Motivation für die Gründung von Lesegesellschaften lag sowohl am Interesse an der ständig wachsenden Lektüre politischer und literarisch bildender und unterhaltender Literatur sowie an den finanziellen Zwängen des noch immer sehr teuren Buchmarktes als auch in der Schaffung eines gesellschaftlichen Rahmens für gesellige Unterhaltungen und kulturelle Veranstaltungen.²⁷ Nur wenige konnten es sich leisten, das immer größer werdende Angebot an Literatur aus der eigenen Tasche zu bezahlen. Die öffentlichen Bibliotheken waren, nicht zuletzt aus finanziellen Erwägungen, gar nicht in der Lage, die steigenden Bedürfnisse und Erwartungen des Lesepublikums zu befriedigen.

Geprägt von den Leitideen der Aufklärung wächst unter dem Bildungsbürgertum das Bestreben, sich aus Unwissenheit und Unmündigkeit sowie aus den ständischen Ausgrenzungen zu befreien und sich in Politik, Wissenschaft, Bildung und Literatur „seines eigenen Verstandes zu bedienen“, wie Kant in seinen Hauptwerken forderte. Um 1780 ist das ungeduldige Drängen auf bürgerliche Emanzipation sehr ausgeprägt spürbar und als Bewegung nicht mehr aufzuhalten.²⁸ Bildung wird zum höchsten Lebensideal dieser Zeit erhoben.²⁹

21 Rolf Engelsing, *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland*, Stuttgart 1973, S. 67.

22 Vgl. Rolf Engelsing, a. a. O., S. 56–90.

23 Vgl. Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der Populären Lesestoffe 1770–1910*, 3. Aufl., München 1988, S. 443.

24 Vgl. Marlies Stützel-Prüsener, in: Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 74.

25 Ebd.

26 Vgl. Marlies Stützel-Prüsener, a. a. O., S. 71.

27 Vgl. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Hrsg.), *Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons*, a. a. O., S. 1035.

28 Vgl. Günter Mühlpfordt, *Radikale Aufklärung und nationale Leserorganisation*. In: Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 103.

29 Vgl. Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 12.

Der Vollständigkeit halber, aber ohne tiefer darauf einzugehen, müssen auch die in der Zeit der Aufklärung entstandenen oder wiederbelebten Geheimbünde wie der Jakobinerclub in Mainz, die Illuminatengruppe in Bonn oder die Freimaurerlogen erwähnt werden. Die Lesegesellschaften sollten als literarische Gesellschaften die unverfängliche Außenseite der Geheimbünde sein, um Geistesschaffende, in erster Linie aufgeklärte Schriftsteller und Professoren, an die Spitze des gesellschaftlichen Lebens zu stellen. Politisch entsprach das dem Ziel, den herrschenden feudalen Erbadel durch einen Leistungsadel aus der bürgerlichen Intelligenz abzulösen.³⁰

„Lesegesellschaften waren in den meisten Städten die ersten Institutionen bürgerlicher Selbstorganisation, in denen sich die bürgerlichen, gebildeten und politisch aktiven Eliten zu literarischer wie politischer Rezeption und Diskussion versammelten.“³¹

Otto Dann sieht die eigentliche Bedeutung der Lesegesellschaften nicht nur in der Hinführung des Bürgertums zur Lektüre bzw. zur Verbreitung und qualitativen Verbesserung der Lese Stoffe, sondern auch in der Neuartigkeit ihrer Organisationsform: als Vorreiter des später auftretenden modernen Vereinswesens, das sich als demokratisch organisierte Zusammenkünfte zur Pflege gemeinsamer Interessen unabhängig von der sozialen Herkunft versteht und etabliert.³²

Eine politische Prägung der Lesegesellschaften ist äußerst unterschiedlich festzustellen und verschiedenartig verlaufen. Wenn man das Anwachsen und die Verbreitung politischer Zeitungen richtig deutet, so ist jedenfalls auch großes politisches Interesse und der Bedarf an politisch

motivierten Diskussionen anzunehmen. Die Verbreitung politischer, liberaler Ideen steht jedoch im Allgemeinen nicht auf der Agenda der Lesegesellschaften. Viel häufiger werden Loyalität und demonstrative Wertschätzung gegenüber staatlichen Stellen hervorgehoben, wie auch die Lesegesellschaften anfangs bei den Behörden auf Wohlwollen gestoßen waren. Viele Fürsten traten sogar als Schutzherrn oder Protektoren auf, wie Markgraf Karl Friedrich von Baden bei der Gründungsversammlung 1784 der Karlsruher Lesegesellschaft, was auf den staatstreuen Charakter der Gesellschaft hindeutet.³³

Bedeutung und Aufgaben der Lesegesellschaften

Trotz der Vielfalt und Unterschiedlichkeit der zum Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland geschätzt 500–600³⁴ bestehenden Lesegesellschaften lassen sich bestimmte Prinzipien und Ziele erkennen: Die hohen Gründungszahlen belegen ein wirkliches Bedürfnis nach solchen Institutionen. Betont wird in den Statuten die Notwendigkeit der Verknüpfung von Selbstbildung mit gemeinschaftlicher Aufklärung. Es wird eine autonome Stellung gegenüber staatlicher Aufsicht angestrebt. Bei der Ausarbeitung der Satzungen legt man Wert auf praktizierte Selbstbestimmung hinsichtlich der Lektüreauswahl oder der Wahl der Gremien. Sie fordern, fördern und realisieren das Gleichheitsprinzip innerhalb der Gesellschaft. Die Auswahl der Literatur musste anfänglich den neuen Lebensformen entsprechen und die Lektüre eine Beziehung zur beruflichen,

30 Vgl. Günter Mühlpfordt, in: Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 105f.

31 Torsten Liesegang, *Lesegesellschaften in Baden 1780–1850*, Berlin 2000, S. 11.

32 Vgl. Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 14.

33 Vgl. Torsten Liesegang, a. a. O., S. 94.

34 Marlies Prüsener belegt in ihrer 1971 erschienenen Dissertation „Lesegesellschaften im 18. Jahrhundert. (Sonderdruck aus: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Band 13, Frankfurt a. M. 1972, Sp. 412)“ bis Ende 1800 insgesamt 430 Lesegesellschaften.

gesellschaftlichen oder politischen Situation im Staat erkennen lassen. Das Interesse lag vorrangig auf sog. Periodika, wie das aus den dokumentierten Beständen ersichtlich wird. Hauptsächlich Themen der Allgemeinbildung, moralische Aufklärung, Nachschlagewerke finden sich nahezu überall als Grundstock der Sammlungen. Auch historische Schriften, Biografien, Reiseberichte und wissenschaftliche Literatur sowie aktuelle Themen stehen im Interesse der Zeit.³⁵ Die Hinwendung zur schönen und unterhaltenden Literatur entstand erst bedeutend später nach den Gründungsjahren. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts gewinnen die Geselligkeit und die Hinwendung zum gesellschaftlichen Vergnügen an Bedeutung.³⁶

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts entstanden – vor allem in größeren Städten – Lesegesellschaften, die man als „Lesekabinette“ bezeichnete. Meist handelte es sich um ein Lesezimmer in dem Bücher, Zeitungen und Zeitschriften zum Lesen frei verfügbar bereitlagen. In den Lesekabinetten stand das Verlangen nach Gedankenaustausch und nach gemeinsamer Erörterung der Literatur im Mittelpunkt. Frauen waren zu solchen Gesprächen in den seltensten Fällen zugelassen. Auch in der noch jungen badischen Residenzstadt Karlsruhe findet diese landesweite Lesebewegung große Begeisterung.

Im Karlsruher Wochenblatt im Frühjahr 1757 las man folgende Anzeige: „Zu einer in Karlsruhe aufgerichteten Gesellschaft, welche abends von 8–10 Uhr zusammen kommen will und womit bereits durch etliche Glieder der Anfang gemacht worden ist, suchet man, um solche zahlreicher zu machen, noch mehrere derselben. Regeln derselben sind nicht bestimmt. In der Ge-

sellschaft liest man Zeitungen, raucht Tabak und trinkt Mannheimer Bier, ohne alles Spielen.“³⁷

Die Lesegesellschaft Karlsruhe von 1784; später Museum

Nach dem Vorbild dieser Abendgesellschaft wurde mit Unterstützung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden und späteren Protectors im Dezember 1784 die *Lesegesellschaft Karlsruhe* gegründet. Wie viele dieser neuartigen Organisationsform in deutschen Landen verstanden sich die Lesegesellschaften als Treffpunkt, „wo Personen aus den höheren Ständen ohne Zwang zusammen kommen, sich über Gegenstände der Literatur unterhalten, sich einander ihre gesammelten Kenntnisse mitteilen und auch Journale und gelehrte Zeitungen lesen.“³⁸ In den Statuten wurde festgelegt, dass nur Männer, die bereits ein Studium vollendet oder sonstigen Rang und Charakter haben, Mitglied werden durften also in erster Linie Adelige, Offiziere, Hof- und Staatsbeamte. Später ging es etwas liberaler zu und auch Frauen wurden zugelassen. Studenten waren allerdings nicht erwünscht.

Nach den Wirren der Französischen Revolution änderten viele Gesellschaften ihren Namen, so auch in Karlsruhe, wo sich die Lesegesellschaft im Jahre 1808 zum *Museum* veränderte. Auch Namen wie *Harmonie* oder *Casino* tauchten nun häufiger auf. Man wollte nicht mehr ausschließlich Hort des Wissens sein, sondern durch den Etikettenwechsel auch als *Hort der Musen* gelten.³⁹

35 Vgl. Marlies Stützel-Prüsener, a. a. O., S. 79.

36 Entnommen aus: Marlies Stützel-Prüsener, in: Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 82–83.

37 Helmuth Janson, 45 Lesegesellschaften um 1800 bis heute, Bonn 1963, S. 30.

38 Friedrich von Weech, Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung, Bd. 1, Karlsruhe 1895, S. 81. In: Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Hrsg.), Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, a. a. O., S. 1035.

39 Ebd.



*Abb. 2: Der prächtige Saal des Karlsruher Museums.
(Aquarell von L. Heiss, 1766, nach Friedrich Weinbrenner. Staatl. Kunsthalle Karlsruhe)*

In Karlsruhe stellte das Museum einen gesellschaftlich sehr begehrten und zentralen Treff- und Angelpunkt im Gesellschaftsleben der Bürger dar. Gepflegt wurde der Bildung des Geistes und des guten Geschmacks gefrönt und der gute Ton eines Gebildetenkreises gefördert. 1814 bezog man im Zentrum der Stadt an der Kaiserstraße Ecke Ritterstraße ein dreistöckiges Gesellschaftshaus, das durch den Architekten und Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner gestaltet wurde. Ein großer Tanz- und Konzertsaal, geräumige Speise- und Buffeträume, Spielzim-

mer für Billard und Schach sowie sechs große Leseräume boten ein vielseitiges Unterhaltungsangebot. Abonniert waren politische wie gelehrte Zeitungen und Journale. Die wertvolle Bibliothek wuchs beständig auf sagenhafte 50.000 Bücher an, die vor dem Kriegsausbruch zum großen Teil in die Landesbibliothek überführt wurde, aber durch späteren Bombeneinschlag größtenteils vernichtet wurde.⁴⁰ Der Großherzog selbst, als Protektor der Gesellschaft, stellte Kunstwerke aus

⁴⁰ Helmuth Janson, . a. a. O., S. 31.

seinen Sammlungen bereit und so fand die Kunstbegeisterung mit der Gründung des ersten badischen Kunstvereins 1818 mit Sitz im Museumsgebäude keine Grenzen.

Die Funktionen der alten Lesegesellschaften wurden auch nach 1848 nicht aufgegeben und das Politisieren stand weiterhin im Blickfeld.

Mit der Vergrößerung des Vereins auf nahezu 800 Mitglieder, bei denen später fast 10 Prozent Frauen, überwiegend Witwen, akzeptiert waren, nahm das literarische Interesse allmählich ab und die gesellschaftliche Seite und Unterhaltung wurde zur Hauptsache. Sicherlich wurde auch manche politische Karriere geschmiedet und mancher strategische Plan ausgeheckt. Wenn man sich die Liste der damaligen Honoratioren anschaut, braucht es nicht viel Phantasie, die Bedeutung und Wertschätzung dieser elitären Vereinigung richtig einzuschätzen.⁴¹

Johann Peter Hebel, Friedrich Weinbrenner, Hofkammerrat August Vierordt, viele Künstler und Persönlichkeiten, die in Karlsruhe Station machten wie auch Gäste, die sich bei Hofe aufhielten, z. B. Goethe und Napoleon, verkehrten im *Museum*.⁴² Johannes Brahms kam mehrfach nach Karlsruhe. Am 4. November 1876 wurde seine „Sinfonie Nr. 1 c-Moll op. 68“ im *Museum* aufgeführt.⁴³ Mit der schwindenden Bedeutung des badischen Hofes nach der Reichsgründung 1871 nahm auch die Bedeutung des *Museums* ab. Doch bis zu seiner Auflösung 1940 gilt das *Museum* als das Zentrum für die gesellige Unterhaltung der höheren Stände in Karlsruhe.⁴⁴

41 Vgl. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart (Hrsg.), Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, a. a. O., S. 1035f.

42 Ebd.

43 Wikipedia-Artikel „Johannes Brahms“, online unter: de.wikipedia.org/wiki/Johannes_Brahms (aufgerufen am 10.07.2022).

44 Vgl. Torsten Liesegang, a. a. O., S. 101.

Die Karlsruher Lese-Gesellschaft

Seit 1815 existierte mit der Karlsruher Lese-Gesellschaft eine weitere Gesellschaft, deren Publikum weitgehend dem Bürgertum entstammte und wo der gesellschaftliche Umgang geselliger und weniger steif war als im *Museum*. Auch diese Gesellschaft verfügte um 1850 über eine Bibliothek mit 4.000 Büchern und mehreren Zeitungen. Bei den regelmäßigen Treffen der beteiligten Bürger und Beamten entwickelt sich eine rege Abendgesellschaft, die später im ehemaligen Palais des Markgrafen Friedrich in der Nähe des Hauses des Bürgervereins *Eintracht* residierte.

Der sich schon ab 1843 abzeichnende Mitgliederumschwung führte 1850 zum Zusammenschluss mit dem im Jahre 1835 gegründeten Bürgerverein *Eintracht*.

Der Karlsruher Bürgerverein Eintracht

Dieser Bürgerverein, der sich als Verein gebildeter Männer verstand, hatte sich in vier Abteilungen gegliedert: eine für gesellige Unterhaltung, Lektüre und Tanzveranstaltungen, die zweite für Musikveranstaltungen, drittens ein Diskussionsforum für technische und industrielle Fragen und viertens eine Abteilung für wissenschaftliche Weiterbildung.

Man hatte es sich zur Aufgabe gemacht, seine Mitglieder zu erheitern, Wissenschaften, Künste und Gewerbe zu fördern, gemeinnützige Unternehmen zu unterstützen und als Verein tätig zu sein, in welchem keinem Mitglied ein Vorzug gegenüber einem anderen zukommt.⁴⁵ In der Hochphase des Vereins 1839 versammelten sich fast 750 Mitglieder, bestehend aus Kaufleuten, Beamten, Lehrern, selbstständigen Handwerkern. Erst 1844 erlaubten die Statuten, „dass jeder ge-

45 a. a. O., S. 99.

bildete Einwohner, [...] in so fern er unbescholtenen Rufes und selbstständig ist“,⁴⁶ als ordentliches Mitglied teilnehmen konnte. Verwitwete oder ledige Damen konnten, sofern sie in die Gesellschaft passen, den Status als temporäres Mitglied erhalten. Im November 1937 wurde die *Eintracht* aufgelöst und das Vereinsgebäude fiel während des Zweiten Weltkrieges Luftangriffen zum Opfer. Heute erstreckt sich auf diesem Gelände das Einkaufscenter Ettlinger Tor.⁴⁷

Abschließend lassen sich vier zentrale Gesichtspunkte der frühen Lesegesellschaften herausheben: Als ständeübergreifende, demokratisch organisierte und der Aufklärung verpflichtete Organisationsformen haben die Lesegesellschaften wesentlich zur Entstehung moderner Vereinsgesellschaften beigetragen.

Die offene Organisationsform als kommunikative ständeübergreifende Plattform verhalf den bürgerlichen Schichten, sich in den Kern der modernen Gesellschaft zu integrieren und gleichzeitig sozialen Aufstieg zu erfahren.

Das moderne Bürgertum hat sich in ganz Europa als eine lesende und literarisch gebildete Gesellschaft durchgesetzt.

Literarische Bildung wird im Zusammenhang mit der bürgerlichen Emanzipation zum Ausdruck eines erwachenden gesellschaftlichen Interesses und Engagements.⁴⁸

Die Überlieferungen der Vereine sind allgemein sehr fragmentarisch. Je größer eine Lesegesellschaft war, desto eher sind noch Verzeichnisse und Listen vorhanden. Verwertbare Hinweise lassen sich meist aus Jubiläumsschriftchen der aufgelösten oder verschwundenen Vereine finden. Tatsächlich haben sich auch Gesellschaften bis heute erhalten, wie die 1812 in Weinheim

gegründete Lesegesellschaft, die sich 1840 in *Casinogesellschaft* umgewandelt hat und seit 1953 wieder ein reges und anspruchsvolles kulturelles Vereinsleben im eigenen Vereinshaus pflegt.⁴⁹ Die meisten Vereinsbibliotheken wurden mit dem Niedergang der Vereine und dem Entstehen eines öffentlichen Bibliothekssystems aufgelöst, teilweise privat verkauft oder öffentlichen Bibliotheken überlassen.⁵⁰

46 Torsten Liesegang, a. a. O., S. 99f.

47 Peter Pretsch, 2021. Stadtarchiv Karlsruhe, Stadtlexikon.

48 Vgl. Otto Dann (Hrsg.), a. a. O., S. 23f.

49 Internet-Quelle, online unter: www.casinogesellschaft-weinheim.de (aufgerufen am 10.07.2022).

50 Vgl. Torsten Liesegang, a. a. O., S. 16.

Verwendete Fachliteratur:

Otto Dann (Hrsg.), Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich, München 1981.

Rolf Engelsing, Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft, Stuttgart 1973.

Rolf Engelsing, Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500 – 1800, Stuttgart 1974.

Wolfgang Hug, Kleine Geschichte Badens, Stuttgart 2006.

Helmut Janson, 45 Lesegesellschaften um 1800 bis heute, Bonn und Mannheim 1963.

Thorsten Liesegang, Lesegesellschaften in Baden 1780 – 1850, Berlin 2000.

Peter Pretsch, Stadtarchiv Karlsruhe. Stadtlexikon, 2021.

Marlies Prüsener, Lesegesellschaften im 18. Jahrhundert. Sonderdruck aus Archiv für Geschichte des Buchwesens, Band 13, Frankfurt a. Main 1972.

Rudolf Schenda, Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der Populären Lesestoffe 1770 – 1910, 3. Auflage, München 1988.



Abb. 1: Die Eintracht-Bibliothek im Keller des Amtsgerichts im November 2020 (Foto: Stadtarchiv Bretten)

„Geselliges Vergnügen und angemessener Lesestoff“¹

Zur Geschichte der Gesellschaft Eintracht und ihrer Bibliothek

ALEXANDER KIPPHAN

Mehr als ein dreiviertel Jahrhundert nach der Auflösung des Vereins schlummerte die Bibliothek der Gesellschaft Eintracht Bretten an verschiedenen Standorten; die letzten dreißig Jahre davon im Keller des Amtsgerichts, bis sie schließlich Ende 2019 bei Inventarisierungsarbeiten wiederentdeckt wurde. In einer ehemaligen Arrestzelle standen vier prall gefüllte Bücherschränke¹ mit zum Teil lieblos bis zur Decke gestapelten Büchern, alle mit Schutzumschlag und Signatur versehen, ziemlich verstaubt, doch auf den zweiten Blick in einem überraschend guten Erhaltungszustand.

Mit tatkräftiger Unterstützung des Vereins für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten konnte die Büchersammlung durch das Stadtarchiv und unter Beteiligung des Stadtmuseums im November 2020 schließlich geborgen werden. Am Ende dieser Aktion waren es mehr als 2.000 Bücher, Journale und Zeitschriften, die zur weiteren Bearbeitung und Begutachtung in die „Vogtey“, das Vereinsgebäude der Vereinigung Alt Brettheim am Kirchplatz, verlagert wurden.

Nach einem Pressebericht² über den wiederentdeckten „Bücherschatz“ meldete sich die Direktorin der Badischen Landesbibliothek in

Karlsruhe, Dr. Julia Freifrau Hiller von Gaertringen, und bekundete ihr Interesse, diesen „hochinteressanten und wichtigen kulturgeschichtlichen Schatz“³ zu übernehmen. Bis zu dieser Veröffentlichung war die Brettener Gesellschaft Eintracht und ihre Bibliothek der Fachwelt bislang völlig unbekannt. Weder in der Landesbibliografie noch in der Wikipedia-Liste der badischen Lesegesellschaften ist sie aufgeführt. Auch in der lokalen stadtgeschichtlichen Literatur wurde die Gesellschaft Eintracht Bretten bislang nur am Rande erwähnt.⁴

Im Mai 2021 kam es im Beisein von Oberbürgermeister Martin Wolff und der Direktorin der Badischen Landesbibliothek zu einer ersten Sichtung der ausgehobenen Bibliotheksbestände. Schnell waren sich Stadt, Verein und Landesbibliothek einig, dass die Eintracht-Bibliothek in Karlsruhe besser aufgehoben sei und die Schenkung konnte vertraglich vereinbart werden.

Mit Hilfe von Vereinsmitgliedern wurden sämtliche Bücher daraufhin gereinigt, inventarisiert, mit dem überlieferten Bibliotheksverzeichnis abgeglichen und in Bücherkisten verpackt. Am 10. Januar 2022 erfolgte die Überführung der Eintracht-Bibliothek nach Karlsruhe durch

1 Die vier weißen Holzbücherschränke mit Klappläden dienten originär zur Unterbringung der Eintracht-Bibliothek und wurden in den Bestand des Stadtmuseums aufgenommen. Auf den Türen waren die Signatur-Reihen handschriftlich vermerkt.

2 Vgl. BNN vom 26.03.2021.

3 Mitteilung Freifrau Hiller von Gaertringen vom 14. April 2021.

4 Otto Bickel: Vereine vor 100 Jahren, Jahrbuch für Kultur und Geschichte 1983/84 S. 175 ff.; Alfred Straub: Geschichte der Stadt Bretten in neuerer Zeit, Bretten 1990 S. 280.

die Spedition Hannich. Dort hat die Bibliothek nun ihren würdigen Platz gefunden, wo sie nach Ablauf der obligatorischen Quarantänezeit erschlossen und allen Interessierten zu Forschungszwecken weltweit zugänglich gemacht werden soll. Die wenigen überlieferten Vereinsunterlagen sind im Stadtarchiv verblieben und konnten mittlerweile digitalisiert und verzeichnet werden.

Doch wie kam es dazu, dass sich vor 170 Jahren, kurz nach der badischen Revolution, in Bretten eine Lesegesellschaft bildete? Noch dazu in einer Zeit, als die Hochphase der Gründungen von Lesevereinigungen eigentlich schon längst

vorbei war? Was waren die Vorbilder, welchen Zweck verfolgte die Gesellschaft und was waren ihre Hauptaktivitäten?

Das Phänomen der Lesegesellschaften im 18./19. Jahrhundert

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts bildeten sich in Deutschland über 500 Lesezirkel, -clubs oder -kabinette, die überwiegend aus den gehobenen Gesellschaftsschichten hervorgingen. Diese verstanden sich zunächst als Treffpunkt für Personen aus den höheren Ständen, die ohne Zwang



Abb. 2: Sängerbund der Gesellschaft Eintracht Bretten, 1865 (Stadtarchiv Bretten)

zusammenkamen, sich über Gegenstände der Literatur unterhielten, sich einander ihre gesammelten Kenntnisse mitteilten und auch Journale und gelehrte Zeitungen lesen konnten.⁵

Die Entstehung der Lesegesellschaften war bereits durch die Ideen der Aufklärung befördert worden. Die deutschen Lesegesellschaften waren überwiegend bürgerlich geprägt. Die Suche nach Möglichkeiten, sich aus der Unwissenheit und Unmündigkeit zu befreien, die Selbstbildung zu fördern, das Informationsbedürfnis zu befriedigen und an den Weltereignissen teilzuhaben, war das Leitmotiv und setzte die Gründung einer ganzen Reihe von Lesegesellschaften in Gang: In Württemberg und Baden entstanden sie zunächst in den Residenzen Ludwigsburg (1769) und Karlsruhe (1784), gefolgt von Heidelberg und Pforzheim (1785) und Mannheim (1803). Im Kraichgau entstanden die ersten Gründungen in den Städten Bruchsal (1804), gefolgt von Eppingen (1831), Sinsheim (1848) und Bretten (1852).⁶

Gründung der Gesellschaft Eintracht Bretten

Die Gründung der Eintracht war in Bretten die erste Vereinsgründung nach der niedergeschlagenen Revolution von 1848/1849.

Als „Zeichen freundlich verträglicher Gesinnung zwischen den verschiedenen Ständen der Brettener Bevölkerung“ wurde die Lesegesellschaft Eintracht am 7. November 1852 in Bretten gegründet. An diesem Tag kamen 82 Per-

⁵ Reinhard Ihle: Geschlossene Gesellschaft, fliegende Blätter und Kegelschieben. Zur Geschichte der Lesegesellschaft Eppingen 1831–1938, erschienen in Rund um den Ottilienberg, Band 6, Eppingen 1994, S. 134.

⁶ Vgl. Liste der Lesegesellschaften in Baden: https://de-wiki.de/Lexikon/Liste_der_Lesegesellschaften_in_Baden, aufgerufen am 10.02.2022.



Abb. 3: Bücher und Zeitschriften (Stadtarchiv Bretten)

sonen in Bretten zusammen, um einen Verein für gesellige Unterhaltung ins Leben zu rufen. Darunter befanden sich 75 einheimische und 7 „fremde“ Personen. Vertreten waren Richter, leitende Beamte, Pfarrer, Ärzte, Handwerker, Unternehmer und Kaufleute, darunter auch drei jüdische. Später traten auch die Brettener Bezirksrabbiner als Mitglied in die Eintracht ein.⁷

Die damalige Gründungsgesellschaft bestand nicht aus irgendwelchen Beamten und Bürgern, vielmehr handelte es sich damals um die höchst besoldeten Beamten der „Amtsstadt“ Bretten: Oberamtmann Philipp Emil Flad, Amtmann von

⁷ Moses Elieser Liberles war von 1856–1872 Bezirksrabbiner in Bretten und trat 1860 als Mitglied in die Eintracht ein. Sein Nachfolger Dr. Lazarus Schlessinger (1872–1902) trat 1877 der Eintracht bei (vgl. Festschrift zur Erinnerung an das 50-jährige Stiftungsfest der Gesellschaft Eintracht Bretten, S. 11 und S. 14).



Abb. 4: „Ex Libris“: Stempel des „Lesevereins Bretten“ in einem Buch von 1821 (Foto: Wolfgang Stoll)

Senger, Stadtpfarrer Zimmermann, Domänenverwalter Klumpp, Tierarzt Geiger sowie um den Kaufmann und ehemaligen Bürgermeister Joseph Beuttenmüller und Posthalter Ludwig Paravicini, die vornehmlich der bürgerlichen, begüterten und gebildeten Gesellschaftsschicht entstammten. Dementsprechend kann die Gründung der Eintracht durchaus als ein „bewusstes obrigkeitlich gesetztes Signal verstanden werden, dass Vereine ab diesem Zeitpunkt wieder zugelassen waren“.⁸

8 Vgl. Straub an angegebenen Ort S.280.

In der Vorrede zur Geschichte des Vereins heißt es über die Entstehungsumstände wörtlich: „Die letzten Erregungen des 48er Rausches begannen zu schwinden, das Misstrauen zwischen den Ständen unter sich, zwischen Beamtentum und Bürgerschaft hatte allmählich überwunden werden können. An der Spitze des badischen Landes stand ein jugendlicher Fürst, dessen reife, milde Männlichkeit auch die Widerstrebenden zu bezwingen und zu gewinnen geeignet erschien. Daß in ihm eine freiheitliche geordnete Zukunft liege, wagten viele erwartungsvolle Herzen zu hoffen, wenn nur das durch Phantastereien auseinander gerissene Volk sich wieder zu einem festen und sicheren Fundament zusammen finden ließ. Überall zeigte sich das Bedürfnis, die Fäden, die der Sturm zerrissen hatte, leise und bedachtsam wieder zusammenzuknüpfen.“⁹

Damit zeigt sich, dass die Eintracht schon bei ihrer Gründung sehr bewusst darauf abzielte, sich als vaterländische, gemäßigte und liberale Vereinigung zu präsentieren, zumal die Mehrheit der Gründungsmitglieder aus Beamten der Brettener Behörden und damit aus Repräsentanten des Badischen Staates bestand. Andererseits wollte man es tunlichst vermeiden, selbst Gegenstand der damals anhaltenden misstrauischen Beobachtung durch die Staatsorgane zu werden, die in der Phase der Restauration grundsätzlich allen Vereinsaktivitäten gegenüber galt.

Die Gesellschaft Eintracht war jedoch nicht der erste Verein in Bretten, der die Beschäftigung mit Literatur zum Ziel hatte. Bereits um 1820 soll es einen „Vorläufer“ gegeben haben: Einen Hinweis lieferte ein „ex libris“ in Form eines Vereinsstempels, das während den Inventarisierungsarbeiten auf dem Titelblatt eines älteren Buchs entdeckt wurde.¹⁰ Daraus geht eindeutig hervor, dass dieses Buch ursprünglich zur

9 Festschrift zur Erinnerung an das 50-jährige Stiftungsfest der Gesellschaft Eintracht Bretten, S.3.

10 An dieser Stelle sei Herrn Wolfgang Stoll und Herrn Holger Müller für die aufmerksame Unterstützung gedankt.



Abb. 5: Geordnete Bibliothek (Foto: Wolfgang Stoll)

Bibliothek des „Lesevereins Bretten“ gehörte. Wie lange dieser Verein existierte, ist nicht überliefert. Eine Verbindung zur Eintracht schloss der Vereinschronist Behringer in seinem Bericht über die Geschichte der Gesellschaft jedoch aus.¹¹ Weitere Nachforschungen stehen hierzu noch aus.

Als Vorbild bei der Namensfindung der Eintracht Bretten könnte damals die namensgleiche „Lesegesellschaft Eintracht Karlsruhe“ (1835–1925) gedient haben,¹² die ebenfalls aus einer bürgerlichen Lesegesellschaft hervorgegangen war und die bei ihrer Gründung vorrangig aus Beamten der Karlsruher Behörden bestand.¹³ Ebenso scheint es bereits kurz vor der Badischen

Revolution auch in Eppingen einen gesellschaftlichen Verein „Eintracht“ gegeben zu haben, wie aus einem Schreiben an das Bezirksamt Bretten vom 21. August 1846 zu entnehmen ist.¹⁴

Die Bibliothek und ihre Bestände

Die Lesegesellschaft Eintracht verfügte über eine umfangreiche Mitglieder-Bibliothek mit 2.355 Titeln,¹⁵ die jeweils von einem Bibliothekar gepflegt und betreut wurde. Die Mitglieder konnten sich jeweils samstags 2–3 Bücher ausleihen und diese vorab in einem gedruckten Bücherverzeichnis auswählen, das die Eintracht bereits ab 1891 herausgab.¹⁶ Der Bestand umfasste damals im Wesentlichen Belletristik, schöne Literatur, darunter gesammelte Werke der Weimarer Klassik, Gedichte und Dramen, Romane, Erzählungen, Novellen und Humoristisches internationaler Autoren. Ergänzt wurden die Reihen mit Titeln aus den Bereichen Jugendschriften, Geschichte, Reisebeschreibungen, Kunst, Naturwissenschaften und Technik, Literaturgeschichte, Kriegsliteratur und Zeitschriften. Die Buchbestände wurden regelmäßig ergänzt und erweitert. Aus einer Mappe des Vorstands von 1908 geht hervor, dass die alten, nicht mehr benutzten Bestände regelmäßig öffentlich versteigert, gespendet oder verkauft wurden, um Platz für Neues zu schaffen.

Die Bibliothek der Eintracht wurde von Beginn an in einem „Gesellschaftslokal“ aufbewahrt, in einem angemieteten Nebenzimmer einer Gastwirtschaft. Hierzu zählten im Laufe der Zeit das Gasthaus „Zur Krone“ und das Gast-

11 Festschrift zur Erinnerung an das 50-jährige Stiftungsfest der Gesellschaft Eintracht Bretten, S. 3.

12 Vgl. Peter Pretsch: Die Gesellschaft Eintracht, <https://stadtlexikon.karlsruhe.de/index.php/De:Lexikon:ins-0506>, aufgerufen am 07.04.2022.

13 Peter Pretsch, ebenda.

14 Reinhard Ihle a. a. O. S. 152 mit Verweis auf GLA 377/5430.

15 Laut Büchersturz durch den Bibliothekar Emil Schick vom 18.11.1933.

16 Gedruckte Bücher-Verzeichnisse der Gesellschaft Eintracht Bretten, erschienen 1891, 1903 und 1924, vgl. StAB Archivbibliothek, A 19 „Eintracht“.



Abb. 6: Ein Bücherausgabeschild der Gesellschaft Eintracht (Foto: Inventar Stadtmuseum Bretten)

haus „Zum Ritter St. Georg“ am Marktplatz sowie der „Badische Hof“ und das „Stohr“¹⁷ in der Weißhofer Straße. Ab 1905 befand sich die Bibliothek in den Räumen des „katholischen Schulhauses“, der späteren Kreislandwirtschaftsschule, gegenüber der Stiftskirche. 1919 musste dort wegen Wohnungsmangel geräumt werden und die Bücher kamen vorübergehend in das Bürogebäude der Firma C. Beuttenmüller & Cie. in der heutigen Heilbronner Straße. Von dort wurden sie einige Jahre später in das gegenüberliegende Haus gebracht, ehe sie schließlich ab 1927 wieder in einem eigenen Gesellschaftslokal der Wirtschaft „Stohr“ untergebracht waren. Noch im gleichen Jahr fanden Gesellschaftsabende und regelmäßige Stammtische in der Gastwirtschaft „Zur Krone“ statt. Nach der Machtübernahme 1933 durch die NSDAP zog die Bibliothek in ein Nebengebäude auf dem Fabrikgelände des Fabrikanten und Vereinsmitglieds Josef Mellert um, wo sie bis zur Auflösung der Eintracht verblieb.¹⁸

17 Das Gasthaus hieß „Zur Stadt Heidelberg“ und befand sich in der Weißhofer Straße 16 und wurde von Adam Stohr betrieben.

18 1940 kam die Bibliothek von dort ins Melancthonhaus, danach in das Pumpenhaus in der Luisenstraße, ehe sie Anfang der 1990er-Jahre im Keller des Amtsgerichts untergebracht wurde.

Anspruchsvolle Unterhaltung und Geselligkeit

Als „eine anspruchsvolle Unterhaltung und Geselligkeit anstrebende und bietende Vereinigung“¹⁹ beschrieb der Heimatforscher Otto Bickel in einem Aufsatz die Gesellschaft Eintracht. Dies entsprach auch dem Vereinszweck, der in den Statuten festgehalten wurde und im Wesentlichen darin bestand, den Mitgliedern „geselliges Vergnügen und angemessenen Lesestoff zu bieten“.²⁰ Dies sollte erreicht werden durch gesellige Zusammenkünfte, Bälle, Kränzchen,²¹ musikalische Aufführungen und durch die Anschaffung von Zeitungen, Zeitschriften und Büchern in entsprechender Zahl und nach guter Auswahl. Zuständig für die Organisation der Veranstaltungen waren ein Vergnügensmeister und sein Assistent.²² Zur politischen Orientierung wurden Tageszeitungen angeschafft, um die Mitglieder auf dem Laufenden zu halten, was im Laufe der Zeit jedoch offensichtlich immer mehr in den Hintergrund trat.²³ Das Hauptaugenmerk der Vereinsaktivitäten galt in erster Linie den geselligen Vergnügungen.²⁴

Ab 1855 ging aus den Reihen der Eintracht Bretten ein Sängerbund²⁵ hervor, der sich außer-

19 Otto Bickel, siehe oben.

20 Vgl. StAB GS Eintracht: „Satzungen der Gesellschaft Eintracht in Bretten nach den Beschlüssen der Hauptversammlung vom 31. Mai 1888“.

21 Hierzu zählten insbesondere Tee-, Kaffee- und Tanzkränzchen. Die Kaffeekränzchen veranstalteten die Damen des Vereins bereits ab 1860 im Gesellschaftslokal, siehe StAB GS Eintracht: „1852–1902 Zur Erinnerung an das 50jährige Stiftungsfest der Gesellschaft Eintracht“, S. 5.

22 Vgl. StAB Bestand GS Eintracht-Satzungen und Druckschriften, S. 45.

23 Vgl. „75 Jahre Gesellschaft Eintracht 1852–1927“, Festschrift zum 75-jährigen Stiftungsfest, S. 3.

24 Vgl. StAB GS Eintracht: Festschrift 75 Jahre Gesellschaft Eintracht 1852–1927 S. 5 zu den Veranstaltungshöhepunkten der Vereinsgeschichte.

25 Alexander Kipphan: Der Sängerbund der Lesegesellschaft Eintracht Bretten. Eine Fotografie erzählt Geschichte, Jahrbuch Heimatverein Kraichgau, Band 27/2022, S. 169.



Abb. 7: Gesindeball um 1929 (Stadtarchiv Bretten)

ordentlicher Beliebtheit erfreute und sich bereits 1859 im Einvernehmen mit dem Vorstand eine eigene Verfassung gab.²⁶ Der Gesangsverein beteiligte sich an wohltätigen und gemeinnützigen Veranstaltungen und nahm an Sängerfesten des badischen und des schwäbischen Sängerbundes teil. Die Sänger traten beispielsweise bei der Einweihung des Melanchthon-Standbildes auf, das 1861 zunächst im Inneren der Stiftskirche errichtet und erst 1936 auf den jetzigen Platz außerhalb der Kirche umgesetzt wurde. Infolge des Wegzugs und Austritts von Mitgliedern schmolz der Gesangsverein wieder zusammen, so dass die Sängermitglieder im Jahr 1864 auf ihre gesonderte Organisation verzichteten.

²⁶ Vgl. StAB GS Eintracht: „1852 – 1902; Zur Erinnerung an das 50-jährige Stiftungsfest der Gesellschaft Eintracht“, S. 2ff.

Neben dem Sängerbund bestand noch eine eigene Kegelgesellschaft, die ebenfalls 1855 entstand: Der Verein veranstaltete alljährlich am Vorabend zu Großherzog Friedrichs Geburtstag (9. September) ein Preiskegeln für die Eintracht-Mitglieder. Da im Jahr 1878 die Beteiligung sehr groß war, wurde eine besondere Kegelgesellschaft mit eigenen Statuten und Beiträgen ins Leben gerufen, die bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg Bestand hatte. Erst ab 1927 wurden wieder Kegelabende veranstaltet.

Besonders beliebt waren Maskenbälle, bei denen sich die Mitglieder nach einem verabredeten Motto oder entsprechend einer bestimmten Stil-Epoche kostümierten und zusammen feierten. Einer dieser Bälle fand traditionell kurz vor Weihnachten statt und der zweite bestand aus einer Fastnachtsveranstaltung mit Tanz. Diese wurden in den Sälen der hiesigen Gastwirtschaften ab-



Abb. 8: Ausflug der Eintracht nach Nagold, 1928
(Stadtarchiv Bretten)

gehalten, so zum Beispiel 1921 im Badischen Hof. Aber auch Theaterstücke mit Laiendarstellern und Kinderfeste mit Puppentheater gehörten zum Veranstaltungsprogramm der Eintracht.²⁷

Aufgeschlossen zeigte sich die Gesellschaft auch neuester Technik und Medien gegenüber. Bereits 1914, unmittelbar vor Beginn des Ersten Weltkrieges, organisierte die Eintracht die ersten „Autopartien“, Ausflüge mit dem Automobil nach Hundseck im Schwarzwald. 1920 fand das Vergnügen „Cabaret und Kino“ im neueröffneten Zentral-Theater²⁸ in der Melancthonstraße 18 statt, Brettens erstem ortsfesten Kino. Dort wurden später auch Theatervorstellungen gespielt. Ab 1926 gab es die ersten Lichtbildvorträge zu sehen. 1927 fanden weiterhin „Autopartien“ mit einem aufsehenerregenden Omnibus-Cabriolet statt. Dieses Gefährt, ein Mercedes Benz N1 Aussichtswagen,²⁹ das auf die Reichspost zugelassen war, bot Sitzplätze für etwa vierzehn Personen.

27 StAB GS Eintracht: Festschrift 75 Jahre Gesellschaft Eintracht 1852–1927, S. 5.

28 Aus dem Zentral-Theater, das am 8. Juni 1919 Eröffnung feierte, ging im November 1928 das Capitol-Lichtspielhaus hervor.

29 Werner Oswald: Mercedes Benz, Lastwagen und Omnibusse 1896–1986, Stuttgart 2008, S. 145.

„Wer in Bretten etwas auf sich hielt, war Mitglied in der Eintracht“

Die Eintracht legte schon bei ihrer Gründung Wert darauf, bei der Aufnahme neuer Mitglieder ständeübergreifend und offen gegenüber allen Berufs- und Gesellschaftsschichten zu sein. Den Vereinsstatuten zufolge konnte grundsätzlich jeder „unbescholtene“ Einwohner der Stadt oder der „Umgegend“ Mitglied werden. Dazu mussten die Interessenten ihre Aufnahme zunächst schriftlich beim Vorstand anmelden, welcher dann über die Zulassung zur Abstimmung entschied. Der Aufnahmeantrag wurde im Vereinslokal unter den Mitgliedern öffentlich ausgehängt, die Abstimmung erfolgte demokratisch in geheimer Wahl durch die stimmberechtigten Mitglieder.³⁰

Die Neuzugänge sämtlicher Mitglieder unter Nennung ihrer Berufs- oder Amtsbezeichnung von 1852–1927 sind in den Jubiläumsfestschriften dokumentiert. Unter ihnen befanden sich Fabrikanten, allen voran aus den alteingesessenen Brettener Unternehmerfamilien.³¹ Überproportional sind dabei die akademischen Berufsgruppen, wie beispielsweise Ärzte, Richter, Lehrer, Pfarrer, Rabbiner und Ingenieure vertreten, die zugleich auch im öffentlichen Dienst standen. Ebenso befanden sich unter ihnen auch einige Professoren. Neben einer stattlichen Anzahl an Kaufleuten und Gastwirten bildeten die Handwerker die zweite große Berufsgruppe im Mitgliederverzeichnis. Unter ihnen befanden sich Konditoren, Werkführer, Mechaniker, Bierbrauer, Maurer, Zimmerer, Gerber und Kaminfeger, Bäcker und vor allem Buchdrucker und Buchbinder.

30 Vgl. StAB GS Eintracht: „Satzungen der Gesellschaft Eintracht in Bretten nach den Beschlüssen der Hauptversammlung vom 31. Mai 1888, § 6 ff.“

31 Hierzu zählten u. a. die Familien Beutenmüller, Neff, Mellert und Harsch (Holzhandlung).



Abb. 9: Ausflug der Eintracht nach Gundelfingen 1929 (Stadtarchiv Bretten)

Dem liberalen bürgerlichen Zeitgeist entsprechend, waren bereits unter den Gründungsmitgliedern drei jüdische Kaufleute vertreten. 1860 trat der Brettener Rabbiner Elieser Liberles in die Eintracht ein. Auch sein Amtsnachfolger Lazarus Schlessinger wurde 1877 Mitglied der Eintracht. Frauen wurden ebenfalls aufgenommen, anfangs jedoch nur als „außerordentliches“ Mitglied ohne Stimmberechtigung. Die Vereinssatzung von 1888 schrieb noch vor, dass Frauen nur aufgenommen werden können, wenn sie verwitwet oder selbständig sind. Doch schon ab 1902 sind unter den Mitgliedern auch Lehrerinnen und ledige Frauen zu finden.

Die Mitgliederzahl schwankte nach 1902 zwischen 48 und 93 Personen. Vor dem Ersten Weltkrieg hielt sich die Zahl der Mitglieder zwischen 60 und 70, 1923 wurde die höchste Mitgliederzahl von 93 Personen erreicht. Anfang 1933 lag die Mitgliederzahl bei 58 Personen, die nach der Machtergreifung stetig zurückging.

Außerdem gab es innerhalb des Vereins auch langgediente Ehrevorsitzende, wie den Arzt Dr. Guido Gerber, und Ehrenmitglieder, darunter der Hofrat und Ehrenbürger Bretten, Dr. Franz-Josef Janzer (1815–1897).

Die Mitgliedsbeiträge beliefen sich zwischen 1888 und 1898 auf jährlich 12 Mark, was heute in etwa einem Kaufkraftwert von 108 Euro entspricht.³² Die anspruchsvolle Unterhaltung und die vielseitigen geselligen Aktivitäten zogen vor allem belesene und gebildete Bürgerinnen und Bürger an. Aus Erzählungen von älteren Brettern hört man gelegentlich: „Jeder, der in Bretten etwas auf sich hielt, war Mitglied in der Eintracht“.³³

³² Vgl. <https://fredriks.de/hvv/kaufkraft.php>, aufgerufen am 12.04.2022 um 17.26 Uhr.

³³ Zitat von Dr. R. Mellert im Rahmen eines Interviews vom 11.06.2021. Sein Vater und Großvater waren Mitglieder der Gesellschaft Eintracht Bretten.

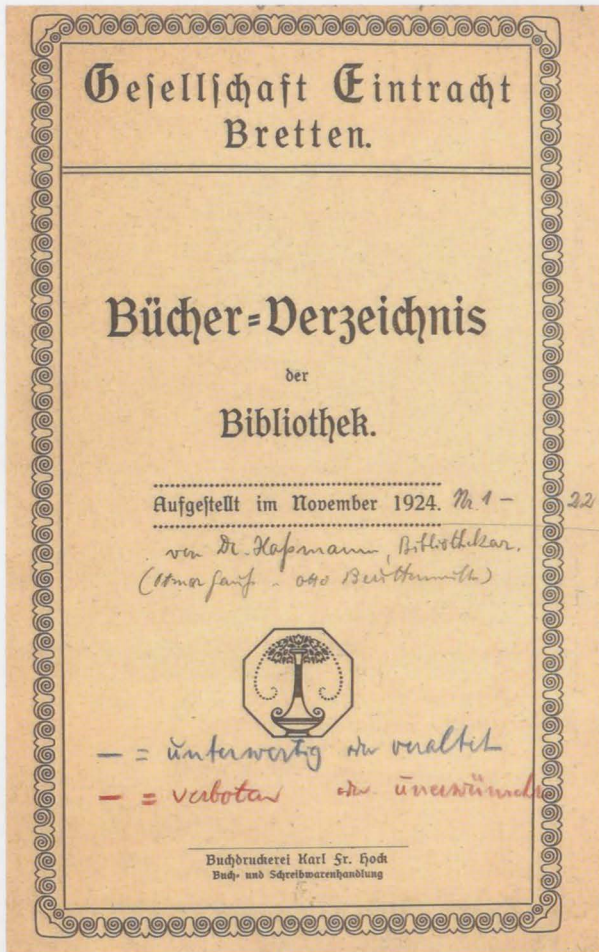


Abb. 10: „Arisiertes“ Bücherverzeichnis von 1924
(Stadtarchiv Bretten)

Das Ende der Eintracht: Unterwanderung, Gleichschaltung und Auflösung

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wurde der bürgerliche Verein zunehmend von Nationalsozialisten unterwandert. Unter diesen Bedingungen waren eine freie Vereinsarbeit und die Fortführung der Gesellschaft Eintracht nicht länger möglich. Einzelne Mitglieder forderten unmittelbar nach der Reichstagswahl vom 12. November 1933 den Vorstand dazu auf, die Eintracht-Bibliothek der „Volksbücherei“ zu über-

geben und sich öffentlich zur nationalsozialistischen Bewegung zu bekennen, was jedoch mehrheitlich abgelehnt wurde.³⁴

Der Vorstand zog es vor, angesichts der politischen Unsicherheit und den zunehmenden NS-Propaganda-Abenden auf ein Veranstaltungsprogramm zu verzichten und die Eintracht in eine reine Lesevereinigung umzuwandeln, um dadurch die Abgabe der Bibliothek an die Volksbücherei zu verhindern.

Bei der Generalversammlung am 7. Dezember 1933 wurde die Auflösung und die Übergabe der Bibliothek an die Volksbücherei durch einen Mitgliedsantrag schriftlich vorgebracht, woraufhin der gesamte Vorstand seine Ämter zur Verfügung stellte. Als neuer Vorsitzender wurde der Antragsteller Rechtsanwalt Dr. Ernst Böhmann gewählt, der die Besprechung über den Fortbestand der Eintracht mit der Kreisleitung der NSDAP forcierte.³⁵

In der folgenden Zeit wurde das Bücherverzeichnis der Eintracht entsprechend der rassistischen Nazi-Ideologie „arisiert“ und angepasst. Literarische Werke von jüdischen, regimekritischen oder linksliberalen Autoren wurden aus dem Bestand genommen und aus dem Verzeichnis getilgt.

Nach einer Reihe von Austritten langjähriger Mitglieder zwischen 1933 bis 1939 schien die Auflösung unumgänglich, die schließlich zum 1. Januar 1940 erfolgte. Damit endete nach mehr als 87 Jahren die Ära einer schillernden Kulturinstitution, die in vielen Bereichen in Bretten Pionierarbeit geleistet hatte.

34 Vgl. StAB GS Eintracht-Mitgliederverwaltung: „Korrespondenz zwischen August Groll und dem Vorsitzenden Hans Piehl“, S. 83–92.

35 Vgl. StAB GS Eintracht – Vorstand: Sitzungen, Berichte, Verabschiedungen, S. 76 und 83 ff.

175 Jahre sonntags zum Gottesdienst nach Wössingen: ✓ Beiträge zur Kirche und Kirchengeschichte von Dürrenbüchig

GERHARD RINDERSPACHER

Dass eine kleine Kirchengemeinde keinen eigenen Pfarrer hat und von einer Nachbargemeinde als Filialgemeinde mitversorgt wird, ist nichts Außergewöhnliches. Ungewöhnlich ist es aber, wenn die Christen dieser Gemeinde über 175 Jahre sonntäglich in das Nachbardorf zum Gottesdienst laufen müssen, weil ihnen ein Gotteshaus fehlt. Die Historie der evangelischen Kirchengemeinde ist es wert, in diesem Zusammenhang einmal genauer in Augenschein genommen zu werden.

Die Vogtei zu Durrenbuchichen

Es gilt als gesichert, dass Dürrenbüchig bereits im mittleren Mittelalter von Wössingen (bzw. Oberwössingen) aus besiedelt wurde. Die kirchliche Zugehörigkeit zu Wössingen bestand somit von der ersten urkundlichen Erwähnung 1335 („Minoris Buch“) bis 1992 (Zuordnung zu Rinklingen!). Dabei sollte man zwei Dinge unterscheiden: Die ursprüngliche Besiedelung ab 1335 und die Wiederbesiedlung ab 1703

Wir wissen von einem Weinberg, der von einem Gottfried Pfau aus Rüppurr der Marienkappelle zu Nussbaum 1335 vermacht wurde. Diese Urkunde sehen wir als erste urkundliche Erwähnung von Dürrenbüchig an. Wenn wir weiterhin davon ausgehen, von Oberwössingen aus besie-

delt worden zu sein, müssen wir jetzt die Geschichte von Wössingen betrachten.

1024 machte Kaiser Konrad II. sein Gut in Wesingheimero-Marcka (Wössingen) dem Hochstift der alten Domkirche in Speyer als Geschenk „zu ewigen Zeiten“. Zu diesem Geschenkpaket könnten auch Grundstücke im Raum Dürrenbüchig gehört haben, denn bis zur endgültigen Klärung 1771 mussten Teile des „Zehnten“ an das Domstift nach Jöhlingen abgeführt werden.

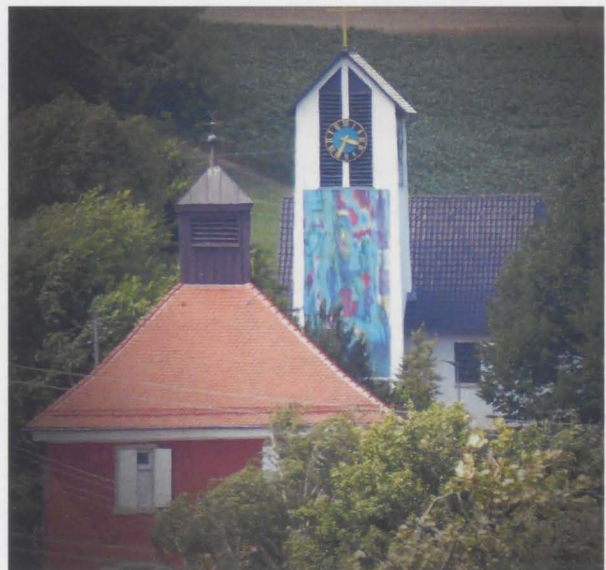


Abb. 1: Beide Gebäude, in denen in Dürrenbüchig Gottesdienste stattfanden. Im Vordergrund die heutige Ortsverwaltung, Kraichgaustraße 1. Hier war Gottesdienst von 1878 bis zum Neubau der Christuskirche. (Foto: Gerhard Rinderspacher, 2017)

Die Menschen auf einem Hof (einer Vogtei) im Raum Dürrenbüchig waren somit als Katholiken (nach einer kirchlichen Darstellung um 1500) der Kirche „St. German zu Speyer“ zugehörig (Dürrenbüchig soll erst 1500 zu Baden gekommen sein und Baden bekennt sich 1556 zu Luther).

Bei der Neubesiedlung im Jahre 1703 sollen an der Stelle der heutigen Ortsverwaltung (früher Betsaal und Schule) Ruinen einer Kapelle (mutmaßlich: Hauskapelle des Vogtes) gefunden worden sein. Ein Vogt regierte im Mittelalter als Vertreter eines Feudalherrschers (in diesem Fall mutmaßlich: Bistum Speyer) in einem bestimmten Gebiet im Namen seines Landesherrn. Da es nicht genügend kirchliche Vögte als Verwaltungschefs einer solchen Vogtei gab, kann auch ein „*Adliger*“ Herr in Dürrenbüchig gewesen sein.

Die Reformation

In diesem Teil soll der Einzug der Reformation in Baden und somit auch in Dürrenbüchig betrachtet werden.

Wir gehen weiterhin davon aus, dass die Geschichte Dürrenbüchigs ein Teil der Geschichte Oberwössingens ist. So soll an dieser Stelle beschrieben werden, wie Wössingen (die Vogtey Durenbuchichen) nach Baden kam.

Ein Teil von Oberwössingen mitsamt einer Burg (1375 Burgstall) war badisches Lehen für die von Höfingen, dann von Remchingen als Nachfolger des örtlichen Adels. Ein Bruchteil der Ortsherrschaft (1404: ein Fünftel) ohne Anteil an der Burg gehörte dem Markgrafen unmittelbar. Der Teil (ein Siebtel) von Oberwössingen, der vermutlich aus dem Erbe der Grafen von Vaihingen württembergisches Lehen war, wurde samt Teilen unter speyerischer und ebersteinischer Lehnshoheit 1500 durch Reinhard von Zeutern und 1509 durch Dr. Gerhard Lamparter an Baden verkauft.¹

1517, als Luther seine Thesen an die Tür der Schlosskirche zu Wittenberg schlug, waren wir also badisch und betrachten nun den Weg der damaligen Markgrafschaft Baden-Durlach zur Reformation.

Der Markgraf von Baden, Karl II. (Regentschaft: 1553 bis 1577), zögerte bei seinem Regierungsantritt, die Reformation in seinem Fürstentum einzuführen. Er hatte zwar Bezug zu Luthers Vortrag vor Studenten in Heidelberg 1518 und wurde auch von württembergischer Seite gedrängt, doch die starke habsburgische Präsenz in den badischen Oberlanden hatte ihn zögern lassen. Erst mit dem Abschluss des Augsburger Religionsfriedens 1555 hatte er Sicherheit, in seinem Land ohne Gefahr die Reformation durchführen zu können.

Der Einzug der Reformation in Baden ist komplex und lässt sich schwierig in zwei Seiten Kirchturmblick darstellen. So soll die folgende Übersicht den Weg Badens zum Luthertum an einigen Stichpunkten aufzeigen:

1517 Luther schlägt seine Thesen an die Schlosskirche zu Wittenberg: der zentrale Impuls der Reformation.

1518 Luther hält einen Vortrag an der Universität Heidelberg. Begegnung mit Melanchthon.

1521 Luther übersetzt das Neue Testament auf der Wartburg. Melanchthon nimmt die Durchsicht und linguistische Korrektur vor.

1534 Herzog Ulrich führt in Württemberg die Reformation ein. Das neue Bekenntnis erhält ein ernstzunehmendes politisches Gewicht.

1546 In der Kurpfalz setzt sich das Luthertum durch; schwenkt aber später zur reformierten Kirche (Calvinismus) um.

¹ Aus LeoBW – Landeskunde entdecken online – Baden-Württemberg

1555 Religionsfriede von Augsburg: „Der Landesherr legt den Glauben seiner Untertanen fest.“

1556 Die „Ernestinische“ Markgrafschaft Baden-Durlach (Residenz anfänglich in Pforzheim, dann in Durlach und später in Karlsruhe) bekennt sich zu Luther: Die Vogtei Dürrenbüchig wird evangelisch.

Anmerkung: Die Landesherrschaften im Südwesten – Herzogtum Württemberg, Markgrafschaft Baden und Kurpfalz – haben ihre eigenen Wege zur Reformation gefunden. Die Ausprägungen waren lutherisch, reformiert, uniert.

Lutherisch, Reformiert, Uniert

Im letzten Kapitel haben wir erfahren, dass die Untertanen des Markgrafen Karls II. in der Vogtei Dürrenbüchig 1556 evangelisch-lutherisch wurden. Wenn es besondere Evangelische, nämlich Lutheraner, gab, taucht die Frage auf, ob es da vielleicht noch andere „Evangelische“ gab.

Mit und aus den Inhalten der Reformation entstanden reformatorische Hauptströmungen: die lutherische und die reformierte Theologie. In der folgenden Übersicht sollen die wesentlichen Unterschiede aufgezeigt werden:

Namhafte Vertreter

Lutheraner

Martin Luther (1483 – 1546)

Philipp Melanchthon (1497 – 1560)

Reformierte

Ulrich Zwingli (1489 – 1531)

Johannes Calvin (1509 – 1564)

Theologische Unterschiede gab es hauptsächlich in folgenden Bereichen:²

- Kirchliche Ordnung und bildhafte Darstellung
- Abendmahl und Abendmahlsverständnis
- Kirchenmusik und Gottesdienstgestaltung
- Verkündigung
- Altes Testament

Diese unterschiedlichen Ausprägungen hatten für die Dürrenbüchiger vorerst überhaupt keine Bedeutung. Sie wurden so evangelisch, wie ihr Landesvater evangelisch war. Versuche, die beiden Zweige zu vereinen, scheiterten im 16. Jahrhundert insbesondere wegen unterschiedlicher theologischer Auffassungen über das Abendmahl. Es gab zwar Annäherungen und sogar Vereinigungen der beiden Richtungen der Reformation, sie wurden aber von den jeweils dominierenden Strömungen der calvinistischen bzw. lutherischen Orthodoxie (Strenggläubigkeit) strikt abgelehnt. So wurde z. B. in Sachsen 1601 der ehemalige Kanzler Nikolaus Krell wegen Sympathie zum Calvinismus auf Betreiben der sächsischen Kurfürstin-Witwe Sophie von Sachsen hingerichtet.

Mit der Vereinigung der lutherischen und calvinistischen Strömungen entstand die unierte Kirche. In Baden fand das erst im Jahre 1821 statt. Da war das Dorf Dürrenbüchig aber bereits schon lange (neu) gegründet. Dieses Ereignis soll aber erst in Zusammenhang mit der Dürrenbüchiger Kirchengeschichte nach der Dorfgründung 1703 beleuchtet werden.

Die folgende Darstellung zeigt, dass Oberwössingen mit seiner Vogtei in Dürrenbüchig in einer geografisch-kirchlich besonderen Situation war: Noch 1790 sahen die Herrschaftsbereiche um Dürrenbüchig folgendermaßen (*Abb. 2*) aus.

² Ausführliche und detaillierte Informationen finden sich online unter: www.evangelisch.de

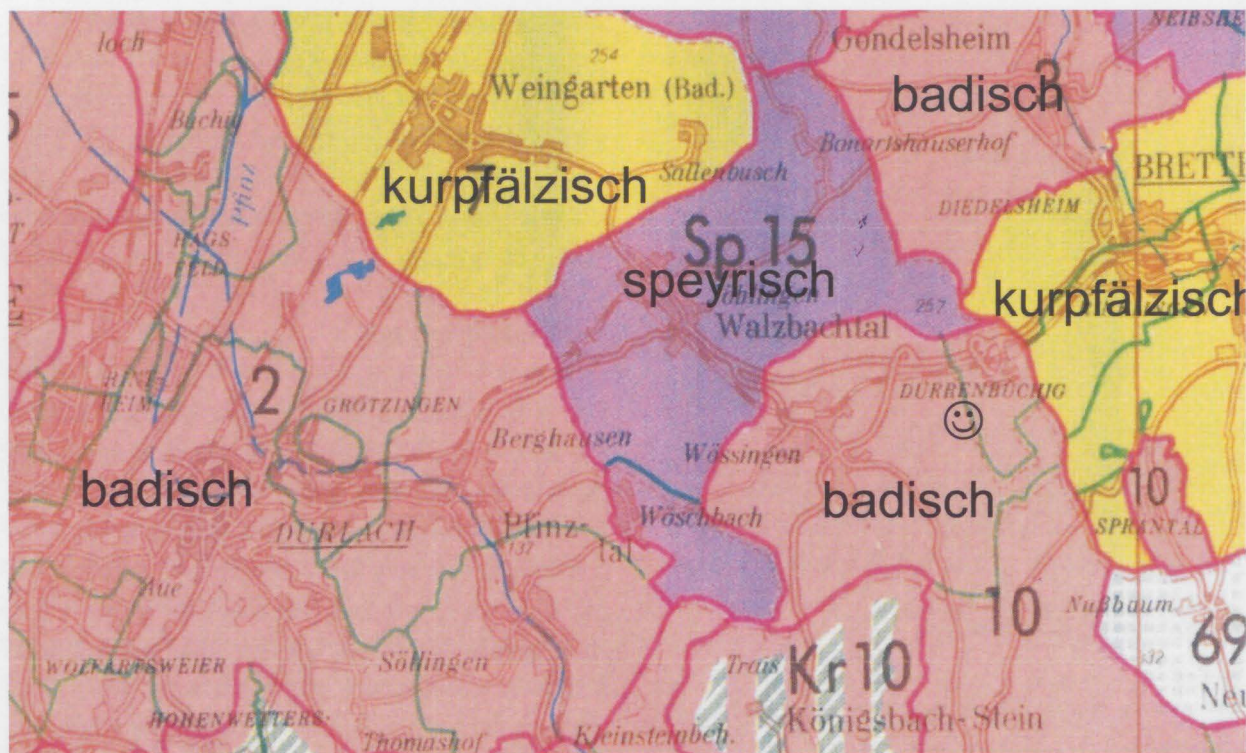


Abb. 2: (Leobw: Landeskunde-entdecken-online /Historischer Atlas von Baden-Württemberg)

Das Ende der Vogtei Dürrenbüchig

Der 30-jährige Krieg (1618–1648) begann als Religionskrieg und endete als Krieg um Macht- und Gebietsansprüche. Mit dem Augsburger Religionsfrieden (1555), der dem Markgrafen von Baden als Ausgangsbasis diente, sich der Reformation anzuschließen, wurden die Dürrenbüchiger evangelisch-lutherisch.

Aber der Friede war ein Kompromiss, der weder Katholiken noch Protestanten befriedigte.

In Böhmen bricht 1618 ein bewaffneter Konflikt aus, der in den Folgejahren vorwiegend eine Auseinandersetzung evangelischer Reichsstände gegen die katholische Führung der Liga (Zusammenschluss katholischer Reichsstände) und das Haus Habsburg ist. Nach einer Kette von Siegen der katholischen Partei rettet Gustav Adolf von Schweden den deutschen Protestantismus. Nach

seinem Tod beginnt mit dem Kriegseintritt Frankreichs eine neue Epoche europäischer Geschichte, in der es nicht mehr um Religion, sondern um Staatsmacht und Staatsraison (= Streben nach Selbstbehauptung eines Staates) geht.

Die Not der Bevölkerung im Kraichgau (und somit auch in Baden) wurde durch die geografische Lage des Kraichgaus verstärkt. Im Norden durch den Odenwald, im Süden durch den Schwarzwald begrenzt, bot sich die Hügellandschaft als bestens geeignetes Aufmarsch-, Durchzugs- und Rückzugsgebiet für Truppen und Aufständische an. Ein Lehrer aus Durlach beschreibt die Situation nach 1622 in einem Brief folgendermaßen: „In unserer Gegend haben die Baiern und Kaiserlichen entsetzlich gehaust und thun es noch, sie haben geplündert, haben Dörfer verbrannt und eine Menge Unschuldiger niedergemacht.“³

3 Otto Bickel, Ortschronik von Dürrenbüchig, S. 51

In Teilen Süddeutschlands überlebte durch die Kriegshandlungen und die durch sie verursachten Hungersnöte und Seuchen nur ein Drittel der Bevölkerung. Otto Bickel beschreibt in der Ortschronik von Dürrenbüchig, dass in Rinklingen von 140 Einwohnern im Jahre 1648 vielleicht noch 25 Leute lebten. Wie die Verhältnisse in Wössingen waren, ist nicht bekannt. Bekannt ist aber, dass in Wössingen und Dürrenbüchig große Teile des Ackerlandes liegen blieben, verödeten und verwilderten. Den Rest besorgten die Franzosen im Pfälzer Erbfolgekrieg 1688/97, infolge dessen unter anderem die Städte Pforzheim (15.8.1689) und Durlach (16.8.1689) zerstört und nebenbei viele Akten vernichtet wurden.

Wann und wie der Schafhof (die Vogtei) Dürrenbüchig in diesen Kriegswirren unterging, ist nicht bekannt.

Und Wössingen? „Nach einer Zusammenstellung des Amtes Stein vom 23.7.1698 gab es damals in Ober- und Unterwössingen insgesamt 17 markgräfliche und 15 speyrische Untertanen, wobei die erstgenannten 11 Pferde und 5 Ochsen besaßen.“⁴ Wie konnte unter solchen Bedingungen 1703 ein Dorf „Dürrenbüchig“ entstehen?

Das Dorf Dürrenbüchig wird gegründet

Der 30-jährige Krieg (1618–1648) hatte unsägliches Leid und Elend hinterlassen. Durch den Krieg und die dadurch verursachten Hungersnöte und Seuchen wurden ganze Landstriche entvölkert. In Süddeutschland überlebte nur ein Drittel der Bevölkerung. Der Wiederaufbau wurde durch den Pfälzer Erbfolgekrieg (1688 bis 1697) bereits wieder unterbrochen. Nur durch den Zuzug zigtausender Neusiedler konnte das Land wieder vorwärtskommen.

4 Otto Bickel, Ortschronik Dürrenbüchig, 1972, S. 56

Die Schweizer im Kraichgau

Die größte Gruppe unter den Neusiedlern bildeten „Wirtschaftsflüchtlinge“ aus der Schweiz. Sie wanderten in zwei Wellen im südwestdeutschen Raum ein. Die größere erfolgte etwa zwischen 1648 und 1688, die kleine ca. von 1700 bis 1730. Auswanderungsgründe waren aber auch die Werbemaßnahmen der Landesfürsten und blutig niedergeschlagene Bauernaufstände in Bern, Luzern, Solothurn und Basel. Einige wenige kamen auch aus religiösen Gründen (Täufer). Vor allem protestantische (evangelisch reformierte) Siedler ziehen in den Kraichgau.

Die ersten Siedler von Dürrenbüchig

Am 23.8.1702 erbitten drei Schweizer und fünf Oberwössinger Familien von der Markgrafschaft Baden-Durlach an einem ...

„... und in so vielen Jahren gänzlich öd gelegen, mithin, wie leicht zu erachten, grausam verwildert, aufs neue auszureutten, ackerbau wißwachs (Wiesen) und Weinberg anzurichten, auch auf den plaz, wo ehemals solch Dörflein gestanden, davon man noch die rudera (Fundamente) des daselbstigen Kirchleins, item andere gebäuw und bronnen sieht, widrum häußer aufzubauen ...“⁵

Die ersten schwierigen 20 Jahre

Nikolaus Krehbühl war der erste Anwalt (Bürgermeister). Er war vermutlich Schweizer, der vorher in Oberwössingen wohnte (sein Name taucht in ähnlicher Form bei der Aufzählung von „Schweizern im Kraichgau“ für Oberwössingen auf).

5 Otto Bickel, Ortschronik Dürrenbüchig, 1972

Die Probleme des Ortes und seiner Bewohner waren unter anderem:

- Die Besiedlung des Dorfes Dürrenbüchig fand in einer Zeit statt, in der wieder einmal ein Krieg tobte. Der spanische Erbfolgekrieg erschütterte auch die Markgrafschaft Baden-Durlach. Der Markgraf war nach Basel geflüchtet und seine Untertanen klagten über Kriegsschäden aus diesem Krieg.
- In vielen Dokumenten tauchen Hinweise auf einen vorhandenen Wassermangel und die Notwendigkeit des Brunnenbaues auf.
- Für „Untertanen“ und rechtlich „Leibeigene“ bedeuteten die Frondienste oft Eingriffe in bäuerliche Ernteabläufe.
- Der Markgraf Karl Wilhelm (Erbauer von Karlsruhe) wurde neuer Herrscher. Ihm musste eine Abordnung am 1.8.1709 vor dem Schloss Pforzheim huldigen.
- Ein ähnliches Dorfbuch wie Oberwössingen erhielt Dürrenbüchig erst 1713.
- In Bezug auf die Steuerabgaben (den „Zehnten“) herrschte Unsicherheit, weil sowohl der Markgraf als auch das Bistum Speyer Rechte hatten.
- Die Gemarkungsgrenzen von Dürrenbüchig waren nur nach Osten (die Gemarkung Rinklingen gehörte zur Kurpfalz) und Norden (die Gemarkung Jöhlingen war Territorium des Fürstbischöfes von Speyer) fest. Erst 1768 wurde die Gemarkung umsteint.

Wo gehörten dabei die Dürrenbüchiger kirchlich hin?

Dürrenbüchig wird in Oberwössingen eingepfarrt

Bezüglich der Frage, wo Dürrenbüchig einmal kirchlich hingehören sollte, scheint zu Beginn der Dorfgründung eine gewisse Unsicherheit vorhanden gewesen zu sein. Letztendlich wurde Dürrenbüchig zu Oberwössingen „eingepfarrt“.

In der Ortschronik wird eine Aussage des Oberwössinger Pfarrers Lindwurm vom 11.8.1704 zitiert: Die Einwohner von Dürrenbüchig hätten „gutwillig“ versprochen, dem Pfarrer von Oberwössingen „zu geben“ (d. h. ihn für folgende Leistungen wie folgt zu entlohnen):

Von einem Kind, so zu Oberwössingen getauft würd: 15xr

Wan aber ein Pfarrer wegen Schwachheit des Kindes nacher Dürrenbüchig gehen müßte: 30xr

Wan ein Kranker zu Dürrenbüchig zu besuchen und zu Communion: 45xr

Einem alten eine Leichpredigt zu halten: 45xr

Einem kindt ein Sermon zu halten: 15xr⁶

Endgültig festgelegt wurde im Dorfbuch von 1713: „6. Kirchen und Schuhlen betreffend. Seynd die zu Dürrenbüchig zwar in die Kirch nacher Oberwössingen verpfarrt, nichts destoweniger aber gehörd der allhiesige kleine Zehnden gnäd. Herrschaft.“

Bemerkenswert ist hierbei, dass der kleine Zehnte, der im Allgemeinen für die Geistlichkeit vorgesehen war, an den Markgrafen abgeführt werden musste. Ob damit die Rechte des Domstiftes Speyer umgangen werden sollten, kann nur vermutet werden.

Jedenfalls fand ein kirchliches Leben anfangs nur in Oberwössingen statt. Erst als 1711 in Dürrenbüchig eine Schule gebaut wurde, entstand

6 Ortschronik von Dürrenbüchig, S. 134

die Möglichkeit, den Schulsaal als Betsaal zu benutzen. Gottesdienste fanden aber grundsätzlich in Oberwössingen/Wössingen statt. 175 Jahre gingen die Dürrenbüchiger zum Gottesdienst nach Wössingen. Die erste Oberwössinger Kirche stand in der Schlosstraße 16.

Auf dem Friedhof, der sich bei dieser Kirche befand, wurden die sterblichen Überreste der Dürrenbüchiger bis 1778 beigesetzt. Somit mussten die Toten 75 Jahre nach Oberwössingen gekarrt werden.

Gottesdienst bis 1878 (175 Jahre!) nur in Oberwössingen

Mit der Möglichkeit, den Schulsaal als Betsaal zu benutzen, entstand eine Möglichkeit, ein kleines kirchliches Leben in Dürrenbüchig zu entwickeln. Die Gottesdienste fanden aber grundsätzlich in Oberwössingen/Wössingen statt. Somit begann 175 Jahre lang der Gottesdienst-Sonntag mit einem 3,5 km langen Fußmarsch nach Wössingen.

Weg 1: Dürrenbüchiger Straße – Loosäcker – Hauweg – Wössingen. Der obere Teil der Dürrenbüchiger Straße hieß nach alten Bezeichnungen auch „Am Kirchenweg“, „Am Kirchlesweg“ oder „Wössinger Weg“. In alten Karten wird die Verlängerung zum Hauweg nach Wössingen auch „Dürrenbüchiger Weg“ genannt.

Weg 2: Die zweite „fußläufige“ Wegmöglichkeit war über den Höhlingweg auf den Lugenberg und geradeaus weiter zum Hauweg.

Beide Wege sind wegen des Steinbruches des Wössinger Zementwerks nicht mehr begehbar. Die heutige Lugenbergstraße nannte sich auch „Hinterer (oberer) Kirchenweg“.



Abb. 3: Ausschnitt aus der topografischen Karte vom Großherzogthum Baden 1841 / Quelle: Ortschronik Dürrenbüchig / Markierungen: Gerhard Rinderspacher

Die Oberwössinger Kirche

Da das kirchliche Leben der Dürrenbüchiger bis 1822 hauptsächlich in der Kirche von Oberwössingen stattfand, sollen an dieser Stelle einige Informationen zu dieser Kirche folgen. Sie stand, wie im Kirchturmblick „Advent-Weihnachten 2020“ berichtet, im Garten des jetzigen Anwesens Schlosstraße 16. Die folgende Tabelle soll einige Besonderheiten dieser Kirche aufzeigen.⁷

Die Kirche stand im Friedhof und war ziemlich klein: „36 Fuß hoch, der Chor 25 Fuß lang und 301/2 Fuß breit. Der Turm war vorn an der Schmalseite der Kirche angebaut und maß 151/2 Fuß im Quadrat. Die Höhe war 331/2 Schuh Mauerwerk, darauf ein hölzerner Stock 10 Schuh hoch, mit einem spitzen Dachwerk von 20 Schuh Höhe. Die Sakristei befand sich an der Seite des Chores.“

1716 Alle Rechte und Einkommen der Oberwössinger Kirche gehen an den Markgrafen und werden von der „geistlichen“ Verwaltung in Stein eingezogen. Die Kirche war bis 1803 dem Kloster Frauenalb unterstellt.

⁷ Quelle: „Wössingen im Wandel der Zeit“, Hrsg.: Gemeinde Walzbachtal 1971

1719 Für die bevorstehende Kirchenreparatur wird im Wössinger Gemeindewald Holz ausgezeichnet, die Fenster werden von Glasermeistern aus Pforzheim gefertigt, das Dach sollte umgedeckt werden. Die Arbeiten verzögern sich aber.

1750 Es wird berichtet, dass die Kirche noch einigermaßen gut sei, der Kirchturm aber einzustürzen drohe.

1752 Der Turm wird mit Schiefer neu eingedeckt.

1769 Die Fenster werden vergrößert.

1779 Das Gebäude wird als "ausen und innen sehr elend und baufällig" beschrieben.

1816 Die beiden Gemeinden werden zu einer Gemeinde vereinigt.

1817 Grundsteinlegung der Weinbrennerkirche

1822 Gotteshaus für Wössingen und Dürrenbüchig ist die neue Weinbrennerkirche.

1824 Die Oberwössinger Kirche wird für 460 Gulden verkauft und abgerissen.

Der Wunsch nach einem eigenen Gotteshaus bleibt unerfüllt

Mit dem Bau eines Schulhauses, für dessen Bau der Markgraf das Fällen von 100 Forlen bewilligte, hatten die Dürrenbüchiger die Möglichkeit, den Schulsaal als Betsaal zu benutzen. Dieser Raum ersetzte aber keineswegs ein Gotteshaus, zudem natürlich die Gottesdienste weiter in Wössingen (Oberwössingen) stattfanden. Wie die Ver-

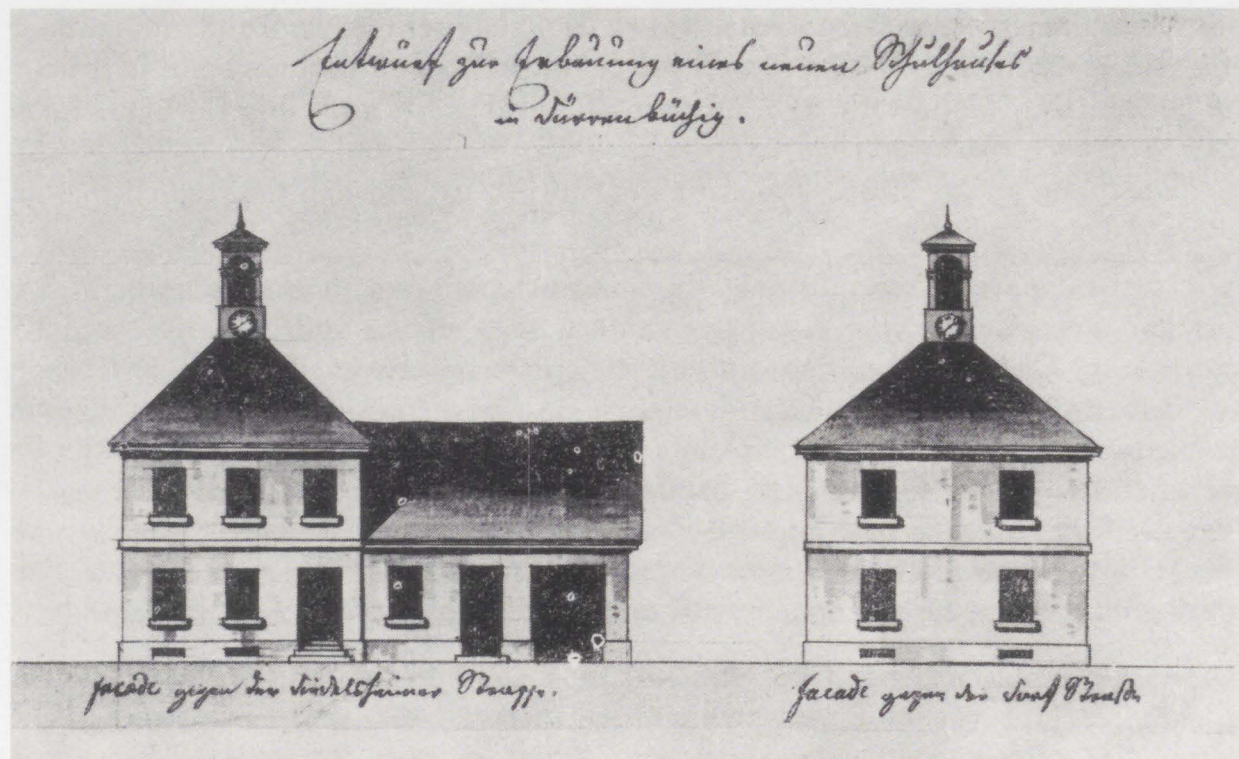


Abb. 4: Schulhausentwurf aus dem Jahre 1818
(Ortschronik von Dürrenbüchig von Otto Bickel, 1976; Seite 135)



Abb. 5: Schulhaus, Betsaal und Kirche vor 1955
(Bild: Ortschronik von Dürrenbüchig von Otto Bickel 1976; Seite 193)

hältnisse in einem solchen „Mehrzweckraumes“ waren, beschreibt eine Bittschrift des Anwaltes (Bürgermeisters) Bauer vom 25.1.1779 sehr anschaulich. Der Text dieser Bittschrift soll hier zusammengefasst dargestellt werden. Der Originaltext findet sich in der Ortschronik von Dürrenbüchig.⁸

- Der Gottesdienst wird „in der Schulstuben“ gehalten, welche aber dazu zu klein ist (20 Schuh in die Länge und Breite = ca. 6 m im Quadrat). Es geht aber viel Platz durch den Stubenofen, die Kanzel, die Schultafeln, Tische, Bänke und Zwischenräume verloren.
- Sonntagnachmittags wird Kinderlehr- und wöchentlich 2-mal Betstunde „in der Schulstuben“ abgehalten.
- Wenn die Dürrenbüchiger bei schlechtem Wetter im Winter nicht in den Gottesdienst nach Wössingen konnten, las der „Schulmeister“ eine Predigt aus der „Hauspostille“ vor.
- Da die Gemeinde wuchs, fand bald ein Drittel der Besucher keinen Sitzplatz mehr.
- Insbesondere ältere und „schwächlichere“ Gottesdienstbesucher hatten bei den Ausnahme-Gottesdiensten im Winter in den beengten Verhältnissen Probleme.

⁸ Siehe auch: www.mein-duerenbuechig.com

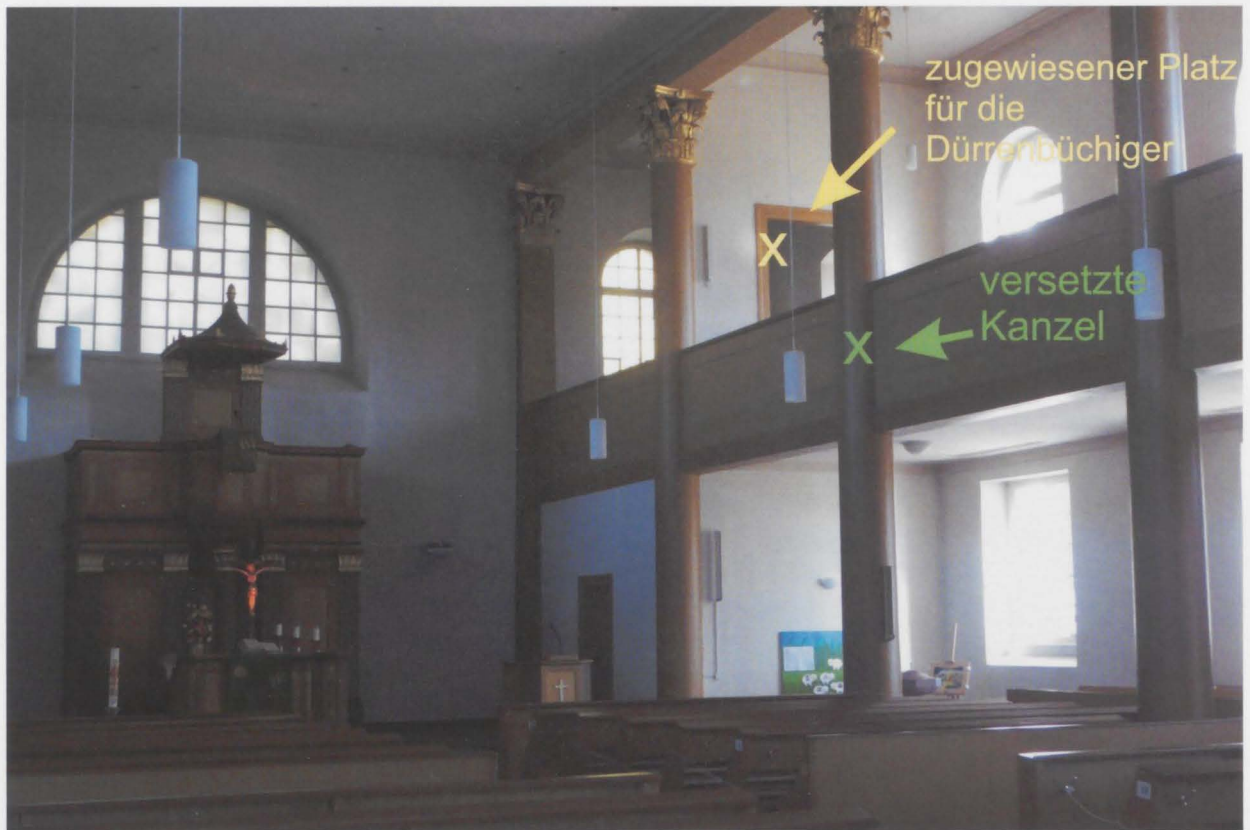


Abb. 6 (Foto/Grafik: Gerhard Rinderspacher, 2021)

- Bei Beerdigungen, die vom Wössinger Pfarrer im Ort gehalten wurden, konnte wegen der großen Anzahl auswärtiger Besucher nur die Hälfte der Teilnehmer den Gottesdienst besuchen.
- Als besonders unbequem wurde empfunden, dass die Schulstube auch des „Schulmeisters“ einzige Wohnstube und Aufenthaltsplatz war. Hatte dieser kleine oder kranke Kinder, war das sehr störend.

Die Bittsteller wiesen in ihrer Schrift auch darauf hin, dass, den ehemals vorhandenen Fundamenten nach, eine Kirche vorhanden gewesen sein muss. Finanzieren hätte die Gemeinde die Kirche nicht können, aber die nötigen Steine und Transporte hätte man kostenlos übernom-

men. Veranschlagt war der Neubau einer Kirche auf eine Höhe von ungefähr 800–900 Gulden.

Alle Bittgesuche der Dürrenbüchiger wurden abgelehnt. Die Dürrenbüchiger gingen bis 1878 sonntäglich zum Gottesdienst in die Wössinger Kirche. Ein Plan, einen Betsaal auf der Dürrenbüchiger Kelter zu errichten, wurde nie realisiert.

Erreicht wurde, dass ab 1842 zweimal im Jahr (an Ostern und in der Adventszeit) ein Gottesdienst in Dürrenbüchig stattfand.

Die erste Schule, und damit der Betsaal, wurde mit der Zeit so marode, dass im Jahre 1822 eine neue Schule errichtet werden musste.

Die Geschichte dieses Gebäudes und damit des Dürrenbüchiger Gotteshauses soll in der kommenden Ausgabe des Kirchturmblickes näher betrachtet werden.

Betsaal und Gottesdienst im neuen Schulgebäude

Wie bereits berichtet, mussten die Dürrenbüchiger zum Gottesdienst nach (Ober-)Wössingen. An dieser Stelle müssen wir nun die kirchliche Entwicklung in Ober- und Unterwössingen betrachten. Dazu eine kleine Zeittafel:⁹

- 1816 vereinigen sich die politischen Gemeinden Ober- und Unterwössingen zu Wössingen.
- 1817 beginnen die Planungen für den Bau der Weinbrennerkirche in Wössingen.
- 1822 vereinigen sich die Pfarreien.
- 1824 wird die Oberwössinger Kirche verkauft und abgerissen.
- 1824/25 wird auch die Unterwössinger Kirche an Privatinvestoren verkauft und abgerissen.

Die Dürrenbüchiger räumlichen Kirchenverhältnisse verbesserten sich erst etwas mit dem Schulhausneubau 1822.

Gottesdienstmäßig bleibt aber alles beim Alten: Interessant ist auch, dass der Wössinger und der aus drei Mitgliedern bestehende Dürrenbüchiger Kirchengemeinderat am 28.8.1841 in einem Bericht¹⁰ feststellen: „*Herkömmlich die Betsstunden alle Sonntage und Festtage, der sonntägliche Gottesdienst mit Predigt und Communion wird aber nach neuester Anordnung vom Pfarrer zweimal gleich nach Ostern und in der Adventszeit besorgt. Sonst haben die Filialisten den Hauptgottesdienst in der Pfarrkirche zu Wössingen zu besuchen, obschon sie 3/4 Stunden entfernt vom Pfarrort sind.*“

Die Dürrenbüchiger gingen weiterhin bis 1878 zum Gottesdienst nach Wössingen. Sie waren



*Abb. 7: Alter Kirchensaal
(Foto: Bildarchiv Gertrud Barth)*

auch am Bau der Weinbrennerkirche beteiligt und bekamen in dieser Kirche einen eigenen Platz zugewiesen.

Aus alledem könnte man folgern: Das kirchliche Leben in Dürrenbüchig fand bis zum Neubau einer Kirche 1955 wohl mehr in einem Schulsaal (ergänzte Zweckbestimmung: Betsaal/Kirche) statt.

Gottesdienst in der Weinbrennerkirche bis 1878

Am 21. April 1822 wurde die neue Weinbrennerkirche in Wössingen eingeweiht und feiert somit 2022 das Jubiläum „200 Jahre Weinbrennerkirche Wössingen“.

Da die Dürrenbüchiger bis dahin zum sonntäglichen Gottesdienst nach Wössingen mussten (Ausnahme: je ein Gottesdienst an Ostern und in der Adventszeit in Dürrenbüchig), waren sie natürlich auch in den Bau der Weinbrennerkirche und das kirchliche Leben in Wössingen integriert.

⁹ Basis: Wössingen im Wandel der Zeit, 1971

¹⁰ Ortschronik Seite 137

Bauliche Beteiligung

Für den Bau der Kirche hat das „Großherzoglich Badisch Directorium“ einige Gemeinden zu Frondiensten verpflichtet. In einer Aufstellung über geleistete „Fronfuhrten“ aus dem Jahre 1817 hatten die Dürrenbüchiger zu diesem Zeitpunkt bereits acht Fronfuhrten geleistet. Veranschlagt waren für den Kirchenbau ca. 7.500 Fuhrten gesamt.

Eigener Platz in der Kirche

Die Kanzel befand sich in der Mitte der Kirche und der zugewiesene Platz auf der Empore an der linken Seite (Abb. 7) und bot den Dürrenbüchigern die Möglichkeit, alles zu überblicken, ohne aus allen Ecken gesehen zu werden.

1851 kam jedoch der damalige Pfarrverweser (Name nicht explizit genannt – Pfarrer von 1849 bis 1854 war Karl Mann) auf die Idee, die Kanzel an einen Pfeiler auf der linken Seite zu versetzen, genau unter den Teil der Empore, an dem

die Dürrenbüchiger saßen (welcher Pfeiler es war, ist leider nicht überliefert). Das war wohl, gegen den Willen der Gemeinde, mit anscheinend 30 meistens erzwungenen Unterschriften in die Wege geleitet worden.

In einem Schreiben an den „Großherzoglich hochpreislichen evangelischen Ober-Kirchenrath“ bat das Pfarramt (Pfarrer Steidinger), die Kanzel wieder an den alten Platz zurückversetzen zu dürfen, auch mit dem Hinweis, die Dürrenbüchiger könnten die Kirche wechseln wollen: *Auf diese Emporbühne ist die Filialgemeinde Dürrenbüchig angewiesen. Nun aber sieht und hört diese Gemeinde den Geistlichen nicht gehörig auf der Kanzel, und hat deshalb seither bis heute wiederholt erklärt, wenn dieser Zustand länger daure, diese hießige Kirche nicht mehr zu besuchen sondern sich nach Diedelsheim zu wenden.*

Eine einmalige Fotografie des Kirchenraumes (in der heutigen Ortsverwaltung, Kraichgaustraße 1) aus dem Fundus von Frau Gertrud Barth zeigt den Kirchenraum, in dem von 1878 bis 1955 der Dürrenbüchiger Gottesdienst stattfand.

Nacht über Bretten – Das Jahr 1933 im Spiegel des Brettener Tagblatts

WOLFHARD BICKEL

In diesem Beitrag geht der Autor der Frage nach, wie sich die politischen Ereignisse im Jahr 1933, dem Jahr der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, in den Beiträgen des Brettener Tagblattes widerspiegeln. Es wird aufgedeckt, wie die Bevölkerung der Stadt Bretten und ihres Umlandes durch die Nationalsozialisten vereinnahmt wurde und wie sie auf die offensichtliche Beseitigung der Demokratie reagierte. Dabei ist sehr deutlich festzustellen, wie rasch die Nationalsozialisten ihre Ideologie und die damit verbundenen Zwangsmaßnahmen umsetzten.

Anmerkungen

1. Im Folgenden sind Personennamen i. d. R. nur mit dem Eingangsbuchstaben wiedergegeben.
2. Syntax, Orthografie und Interpunktion des Brettener Tagblattes wurden in den Zitatstellen beibehalten.

Das Brettener Tagblatt war eine unabhängige Tageszeitung, welche werktags um 12:00 Uhr erschien. Beiträge über die Ereignisse in der weiten Welt wurden ergänzt um solche über Bretten und dessen Umland. Für den Verlag und Druck zeichnete „Franz Leitz Söhne“ verantwortlich. Die Geschäftsstelle war in der Weißhofer Straße 13 in Bretten. Ein Einzelexemplar kostete zehn Pfennige, die Kosten für ein monatliches Abonnement lagen bei 1,40 Reichsmark.



Historischer Hintergrund – Die Machtergreifung: Am 30.1.1933 wurde Adolf Hitler durch den greisen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt.

Die Weimarer Republik, 1918 nach Ende des 1. Weltkrieges ausgerufen, war von wirtschaftlichen und sozialen Krisen gebeutelt. Die Arbeitslosigkeit lag in Deutschland im Jahr 1927 bei 1,5 Millionen. Durch den Börsenkrach an der Wallstreet am 24.10.1929 wurde eine Weltwirtschaftskrise ausgelöst, welche die Zahl der Arbeitslosen in die Höhe schnellen ließ: 1930: 3 Millionen, 1931: 4,5 Millionen und 1932: 6,1 Millionen. Die Arbeitslosenquote lag damit bei 30%.

Deutschland wurde durch das Fehlen einer parlamentarischen Mehrheit mit „Notverordnungen“ regiert.

Am 9. November 1923 scheiterte der Putsch der Nationalsozialisten unter Adolf Hitler. Hitler wurde zu Festungshaft in Landsberg verurteilt. Dort schrieb er den ersten Teil seiner politisch-ideologischen Programmschrift „Mein Kampf“.

In der Reichstagswahl vom 6.11.1932 wurde die Partei Adolf Hitlers, die NSDAP, mit einem Anteil von 33 % der Stimmen stärkste Kraft. Hitler forderte auf Grund dieses Wahlergebnisses vom Reichspräsi-

dentem Paul von Hindenburg, zum Reichskanzler ernannt zu werden. Dem gab Hindenburg am 30.1.1933 nach. In dem nun gebildeten Kabinett waren die Nationalsozialisten nur mit Hermann Göring (Minister ohne Geschäftsbereich) und Wilhelm Frick (Innenminister) vertreten. Die weiteren Minister gehörten als Koalitionspartner der „Deutschnationalen Volkspartei“ an, oder waren parteilos. Der Vizekanzler Franz von Papen meinte, Hitler „einrahmen“ zu können. Das Gegenteil war der Fall.

Brettener Tagblatt, 31.1.1933 – Fackelzug zur Machtergreifung: Die SA und SS aus Bretten und den Nachbarorten feierten die Machtergreifung am 30.1.33 mit einem Fackelzug durch die Stadt. Am Kopf des Zuges marschierte ein Trommler- und Spielmannszug. Auf dem Marktplatz hielt der Führer der SA eine Ansprache, die er mit einem 3-fachen „Heil“ schloss.

Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 2.2.1933, Punkt 821: Ein wiederholter Antrag der NSDAP zur Beflaggung des Pfeifferturms mit der Hakenkreuzfahne wurde zurückgewiesen.

Brettener Tagblatt, 4.2.1933 – Wilhelm Eckert: In der Bürgerausschusssitzung am 3.2.1933 riefen die Ausführungen von Wilhelm Eckert den lebhaften Widerspruch der Nationalsozialisten hervor.

Historischer Hintergrund – Verordnung zum Schutze des Deutschen Volkes: Am 4.2.1933 erließ der Reichspräsident eine Verordnung zum Schutze des Deutschen Volkes. Damit wurde die Versammlungs- und Pressefreiheit weitgehend eingeschränkt und dem der NSDAP angehörenden Reichsinnenminister Wilhelm Frick weitreichende Vollmachten übertragen.



Vignette des Regionalteils im Brettener Tagblatt

§ 1

Die Artikel 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 der Verfassung des Deutschen Reichs werden bis auf weiteres außer Kraft gesetzt. Es sind daher Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäußerung, einschließlich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis, Anordnungen von Hausdurchsuchungen und von Beschlagnahmen sowie Beschränkungen des Eigentums auch außerhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen zulässig.

§ 1 der „Verordnung zum Schutze des Deutschen Volkes“

Brettener Tagblatt, 15.2.1933 – Beflaggung: In dem Beitrag wird dargelegt, dass der Vermieter das Anbringen von Parteifahnen (Anm.: Hakenkreuzfahne) verbieten kann.

Brettener Tagblatt, 20.2.1933 – Politische Versammlungen: Bericht über Politische Versammlungen der SPD und NSDAP.

Brettener Tagblatt, 27.2.1933 – Werbemarsch SA und SS: Bericht über einen Werbemarsch von SA und SS aus Bretten und dem Bezirk. Unter starkem Schutz der Polizei marschierte der Zug mit 200 Mann durch die Stadt zum Marktplatz. Dort wurden mehrere Ansprachen gehalten. Das Horst-Wessel-Lied bildete den Abschluss der Versammlung.

Historischer Hintergrund – Horst-Wessel-Lied: Das Horst-Wessel-Lied war ab etwa 1929 ein Kampflied der SA und avancierte zur Parteihymne der NSDAP. Nach der Machtübernahme wurde es neben dem Deutschlandlied zur zweiten Nationalhymne.

Historischer Hintergrund – Horst Wessel: Wessel war ein Sturmführer der SA, der nach seiner Ermordung durch Mitglieder der KPD zum „Märtyrer der Bewegung“ stilisiert wurde.

Historischer Hintergrund – Reichstagsbrand: Durch Brandstiftung brannte in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 der Reichstag in Berlin. Im brennenden Gebäude wurde ein politisch links orientierter niederländischer Arbeiter, Marinus van der Lubbe, festgenommen. Vor der Polizei erklärte er, er habe den Brand alleine gelegt. Rückwirkend wurde mit Datum vom 29.2.1933 ein „Gesetz über Verhängung und Vollzug der Todesstrafe“ erlassen, welches die Vollstreckung der Todesstrafe an dem Brandstifter zuließ.

Historischer Hintergrund: Reichstagswahl, 5.3.1933: Am 1.2.1933, zwei Tage nach seiner Ernennung zum Reichskanzler, löste Hitler den Reichstag auf. Durch Neuwahlen versprach er sich, Stimmen aus der Arbeiterschaft zu gewinnen und damit die absolute Mehrheit für die NSDAP zu erreichen. In den folgenden Wochen des Wahlkampfes übten die Schlägertrupps von SA und SS einen bislang nicht gekannten Terror gegenüber politischen Gegnern aus. Politiker der kommunistischen Partei (KPD) wurden in „Schutzhaft“ genommen, Mitglieder der Sozialdemokraten retteten sich in den Untergrund. Dennoch verfehlte die NSDAP mit 43,9 % der Stimmen die absolute Mehrheit. Die SPD erreichte 18,3 %, die KPD 12,3 %.

Brettener Tagblatt, 7.3.1933 – Beflaggung: Auf dem Rathaus und dem Pfeifferturm wurde die Hakenkreuzfahne gehisst.

Brettener Tagblatt, 7.3.1933 – Beflaggung: Das Badische Staatsministerium teilt mit, dass das Beflaggen staatlicher Dienstgebäude verboten ist.

Brettener Tagblatt, 8.3.1933 – Höhenfeuer: Die Knittlinger Ortsgruppe der NSDAP entzündete aus Anlass der Reichstagswahl ein Höhenfeuer. Ansprache und Gesänge umrahmten die Kundgebung, welche in „der hiesigen nationalen Bevölkerung starken Widerhall“ fand.

Brettener Tagblatt, 10.3.1933 – Aufmarsch SA: Zwischen 300 und 350 SA-Männer, teilweise mit Gewehren bewaffnet, versammelten sich am 9.3. am späten Nachmittag auf dem Marktplatz anlässlich der Übernahme der Polizeigewalt durch den Reichskommissar für Baden, Robert Wagner. Der Führer der SA „gelobte all das, was nunmehr mit den Fäusten errungen worden sei, mit der Waffe in der Hand bis in den Tod zu verteidigen“. Abends fand ein zweiter Aufmarsch statt, bei welchem die Hakenkreuzfahne auf dem Bezirksamt gehisst wurde.

Historischer Hintergrund – Reichskommissar: Robert Wagner (NSDAP) wurde am 8.3.1933 durch den Reichsinnenminister Wilhelm Frick (NSDAP) zum Reichskommissar für Baden ernannt. Grundlage dieser Ernennung war die „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ vom 28. Februar 1933. Mit dieser Ernennung war es möglich, noch bestehende demokratische Institutionen zu umgehen und die Macht der Nationalsozialisten auszubauen.

Brettener Tagblatt, 14.3.1933 – Gedenkstunde „Nationale Erhebung“: In der Oberrealschule fand eine Gedenkstunde aus „Anlass der nationalen Erhebung“ statt. Diese wurde in einer Ansprache des Direktors gewürdigt.

Ebenso wurde an der Gewerbeschule in einer Feierstunde die „Nationale Revolution“ gefeiert. In einer längeren Ansprache gab der Direktor einen Rückblick über die Geschichte seit der Gründung des Reiches.

Brettener Tagblatt, 15.3.1933 – Gedenkstunde „Nationale Erhebung“: „... alle Herzen gehoben, alle Augen voll Strahlen, – eine einige deutsche Jugend! Nicht wie sonst üblich, im beengten Raum, sondern im Freien, im Schulhof wurde diesmal die Feier abgehalten! Warme Frühlingssonne umspielt das neuwerdende Leben unserer Schulhoflinden. Sie überstrahlt die frohen Gesichter unserer begeisterten Jugend und lässt das flammende Rot der beiden Hakenkreuzbanner aufleuchten, die unsere ehrwürdige, alte Reichsfahne schwarz-weiß-rot würdig flankieren!“ Mit diesen Worten wird über die „Schulfeier der nationalen Erhebung“ an der Volksschule ... berichtet. Das Schulorchester intonierte unter der Leitung eines Hauptlehrers den Pilgerchor von Richard Wagner und „schuf bei allen Zuhörern gleich die gehobene Weihestimmung“. Gedichte mit instrumentaler Begleitung durch den genannten Hauptlehrer wurden vorgetragen. Dazu zwei Chorsätze, der eine mit dem Titel „Heil Deutschland“ stammte aus der Feder des Hauptlehrers, schufen „ein erhebendes Gefühl“.

Der Rektor gab in seiner Ansprache einen Überblick über die Geschichte Deutschlands und schlug den Bogen von Walther von der Vogelweide bis zur „Zerschlagung des Reiches durch Marxismus, Bolschewismus“ nach dem „schmählichen Ende des Weltkriegs“. „Die erhebende Feier schloss mit dem Deutschlandlied, das mit er-

hobenen Händen – ein Treueschwur der Jugend – gesungen wurde!“

Brettener Tagblatt, Gondelsheim, 17.3.1933 – Ehrenbürger Hitler: Die Einwohnerschaft mit SA, Gemeindebehörden und sämtlichen Vereinen veranstaltete am Abend des 16.3. „als Zeichen des Sieges der nationalen Revolution einen Fackelzug“. Höhepunkt der Veranstaltung war die Mitteilung des Bürgermeisters, dass der Gemeinderat einstimmig den Reichspräsidenten von Hindenburg, den „Führer der nationalen Freiheitsbewegung“ Adolf Hitler und den Reichskommissar für Baden Herrn Robert Wagner zu Ehrenbürgern der Gemeinde ernannt hat.

Brettener Tagblatt, Rinklingen, 20.3.1933 – Selbsttötung: „Vor einigen Tagen versuchte ein hiesiger Bürger durch Erhängen seinem Leben ein Ende zu machen. Unglückliche Umstände und Not trieben den Bedauernswerten zu dieser Tat. Er konnte noch rechtzeitig gerettet werden.“

Historischer Hintergrund – Tag von Potsdam: Am 21. März 1933 wurde in einem Staatsakt in der Potsdamer Garnisonkirche die feierliche Eröffnung des neu gewählten Reichstages gefeiert. Die Abgeordneten der KPD waren bereits verhaftet, die der SPD nahmen nicht teil. Da das Reichstagsgebäude abgebrannt war, fand die konstituierende Sitzung des Reichstages zwei Tage später in der Kroll-Oper statt.

Brettener Tagblatt, Bretten, 22.3.1933 – Kundgebung: Am Vortag fand unter großer Beteiligung aus Anlass der Reichstagseröffnung am Vormittag eine große Kundgebung auf dem Marktplatz statt. Am Abend bot der Fackelzug ein „imposantes“ Bild. Nahezu sämtliche Vereine beteiligten sich.

Brettener Tagblatt, Rinklingen, 22.3.1933 – Befreiungsfeuer: Bei Eintritt der Dunkelheit ein stattlicher Zug durch die Dorfstraße, voran die Musikkapelle. Beim Wasserreservoir wurde ein „Befreiungsfeuer“ entzündet. Die „erhebende Feierlichkeit“ wurde vom Militärverein, der SA-Mannschaft, dem Gesangverein Sängerbund, Turnverein sowie der ganzen Schuljugend getragen. Nach Ansprachen des Bürgermeisters und des Hauptlehrers schloss die Veranstaltung mit dem Horst-Wessel-Lied.

Brettener Tagblatt, Bretten, 23.3.1933 – Feier der Reichstageröffnung: Zur Feier der Reichstageröffnung am vergangenen Dienstag (21.3.) trugen die Häuser reichen Flaggenschmuck: die Nationalfahne schwarz-weiß-rot und das Hakenkreuzbanner. „Kopf an Kopf stand die Menge dicht um das Rathaus.“ Fleißig intonierte die Kapelle des Musikvereins Marsch um Marsch und alsbald ergriff PG (Anm.: Parteigenosse) Hauptlehrer N. das Wort: „Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen! – Vor allem aber du – liebe deutsche Jugend! Ich sehe die helle Begeisterung aus euren Augen blitzen und ich weiß, dass euer junges Herz froh aufjubelt an diesem Tag und freudig bewegt dieser geschichtlichen Stunde entgegenschlägt, von der wir nachher alle Ohrenzeugen sein werden. Altes, bis ins Mark hinein Verfaultes, ist von den Frühlingsstürmen der letzten Tage und Wochen erbarungslos hinweggefegt worden. Neue Männer sind dem deutschen Volke erstanden, wachgerüttelt durch den jahrelangen, unaufhörlichen Weckruf unseres Führers Adolf Hitler ...“.

Die aufgestellten Lautsprecher übertrugen an die Menge den Festakt in Potsdam. „Der Reichskanzler sprach über die kommende Gesetzgebung, den unbedingt notwendigen Lebensrechten des deutschen Volkes und betonte seine absolute Friedensliebe und die Weltfriedensnotwendig-

keit zum Aufbau Deutschlands und der gesamten Weltwirtschaft.“ Die Veranstaltung endete gegen 13:00 Uhr.

Gegen 19:00 Uhr bewegte sich ein Festzug mit „SA, SS, voran die Kapellen, Gesangverein, Kriegervereine, Militärvereine, Turnerschaft, Feuerwehr, Sanitäter und viele mehr“ vom Viehmarktplatz zum Marktplatz. Die Straßen waren dicht von Zuschauern gesäumt. Auf dem Marktplatz hielt Landwirtschaftslehrer S. eine Rede zum Gedenken der Toten des Weltkrieges. Dann setzte der Zug seinen Weg fort zum Höhenfeuer auf dem Rechberg. Die Rede des PGs aus Bretten wurde durch Beiträge der Gesangvereine und Musikkapellen umrahmt. „Gewaltig rauschte das deutsche Nationallied auf gegen den nächtlichen Himmel, dem sich am Schluss der Kundgebung das Horst-Wessel-Lied anschloss [sic!].“ ... „Nachdem die nächtliche Kundgebung ihr Ende erreichte, sprach der PG R. – Bretten, gleich einem Treueschwur, zu geloben nicht zu rasten und zu ruhen, bis alle die gesteckten Ziele der NSDAP erreicht seien.“

Historischer Hintergrund – Ermächtigungsgesetz: Mit dem vom Reichstag am 24. März 1933 beschlossenen Ermächtigungsgesetz ging die gesetzgebende Gewalt de facto an Adolf Hitler über.

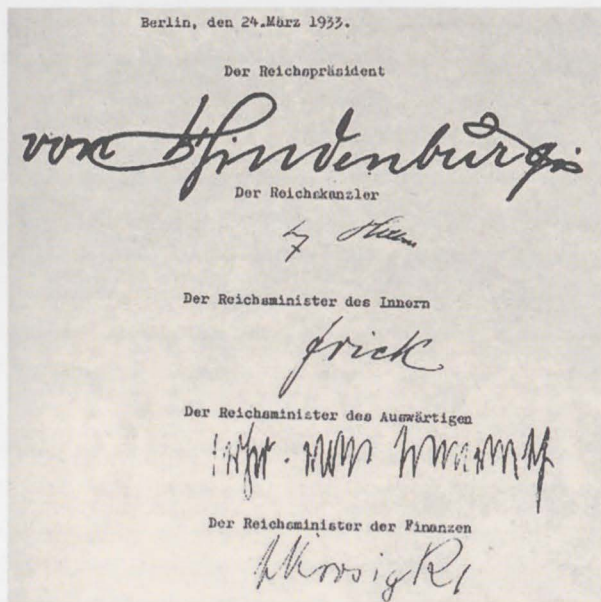
Brettener Tagblatt, Bretten, 27.3.1933 – Bürgermeister Schemenau: „Die Beurlaubung des Herrn Bürgermeister Schemenau wurde durch Anordnung des Herrn Minister des Innern (Reichskommissar) vom 25. d. Mts. NR. 29756 aufgehoben.“

Der Stadtverwaltung wurde Gemeinderat H. als politischer Kommissar beigeordnet. „Der Kommissar ist berechtigt, über seine Befugnisse als Gemeinderat und Bürgermeisterstellvertreter hinaus Einblick in die gesamte Gemeindeverwaltung zu nehmen, an allen Verhandlungen

und Sitzungen mit beratender Stimme teilzunehmen, sowie aus Gründen der Wahrung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung die Ausführung von Beschlüssen des Bürgermeisters, des Gemeinderates und sonstiger gemeindlicher Stellen zu untersagen. Im Übrigen ändert sich an den Amtsbefugnissen des Bürgermeisters nichts.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 28.3.1933 – Lager des Stahlhelm: In Sprantal wurde ein Lager mit arbeitsdienstwilligen jungen Leuten eingerichtet, die dem Stahlhelm und der SA angehören.

Historischer Hintergrund – Stahlhelm: Der „Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten“, kurz „Stahlhelm“, wurde kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges als Gegenreaktion auf die Novemberrevolution gegründet. Er stand der demokratiefeindlichen Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) nahe und stellte für deren Veranstaltungen vielfach den bewaffneten Saalschutz. Um 1930 hatte der Stahlhelm etwa 500.000 Mitglieder.



Unterschriften unter dem Ermächtigungsgesetz

Brettener Tagblatt, Bretten, 28.3.1933 – Ermächtigungsgesetz: Mehrere Gemeinderäte legten in der Sitzung vom 24.3. ihre Ämter nieder, da die Ortsgruppe ihrer Partei, der Deutschen Volkspartei, sich aufgelöst hat. Von einer Wahl neuer Mitglieder wird abgesehen, da auf Grund des Ermächtigungsgesetzes die „Gemeindekollegien neu zu bestimmen sind“.

Brettener Tagblatt, Bretten, 29.3.1933 – Austrittsforderung an Mitglieder der SPD: Im Kriegerverein werden die eingeschriebenen Mitglieder der SPD aufgefordert, sofort ihren Austritt zu erklären. Ihre Mitgliedschaft widerspricht den Satzungen des Kriegervereins.

Brettener Tagblatt, Bretten, 30.3.1933 – Anweisung zum Einkauf: Der politische Kommissar der Stadt, Gemeinderat H., hat sämtliche städtische Stellen angewiesen, „den Bedarf künftig nur in Geschäften des Mittelstandes zu decken und Warenhäuser, Einheitspreisgeschäfte, Konsumvereine und größere Filialbetriebe zu meiden.“

Brettener Tagblatt, Neibsheim, 31.3.1933 – Nationale Kundgebung „Flammende nationale Kundgebung in Neibsheim“: Die zweite große Kundgebung kann „als Bekenntnis zur neuen Regierung und ihrem Führer Adolf Hitler angesehen werden“. Am letzten Montag ordnete „bei Einbruch der Dunkelheit alles, was laufen konnte, sich zum Zuge“ und marschierte zum Adlersberg. Dort brannte ein Freudenfeuer. Die längere Ansprache hielt Hauptlehrer J. Sie war „von begeisternder Vaterlandsiebe getragen“. Sie hatte „den neuen Kurs im Geiste von Potsdam, unter Anerkennung der christlichen Bekenntnisse für Deutschlands Wohl und Zukunft zum Inhalt.“

Der SA-Gefolgschaftsführer forderte in seinen Ausführungen „zur Gründung einer Hitlerjugend auf“.

Brettener Tagblatt, Bretten, 6.4.1933 – Ämterniederlegung – Mitteilungen aus der Gemeinderatssitzung vom 31. März: Mehrere Gemeinderäte und Gemeindeverordnete legten ihre Ämter nieder, weil sich die Parteien, denen sie angehörten, aufgelöst haben.

Der Hitlerjugend, Ortsgruppe Bretten der NSDAP, wird an zwei Abenden der Schulsaal der Volksschule unentgeltlich überlassen.

Brettener Tagblatt, Bretten, 10.4.1933 – Gleichschaltung: Im Saal des Badischen Hofes fand gestern eine stattliche Versammlung von Beamten statt. Eingeladen hatte der Kreisführer der nationalsozialistischen Beamtenschaft des Kreises Bretten. Der Redner des Abends, Gaufachberater für Beamtenfragen PG Z., führte aus, dass jeder, der sich der Gesinnung entgegenstellt, welche von jetzt an im Berufsbeamtentum herrschen wird, „rücksichts- und erbarmungslos beseitigt“ wird.

Brettener Tagblatt, Rinklingen, 10.4.1933 – Entlassfeier: Anlässlich der Entlassfeier aus der hiesigen Schule sprachen Bürgermeister K. und Hauptlehrer I. „Das Horst-Wessel-Lied und das Deutschlandlied umrahmten die Feier“.

Brettener Tagblatt, Bretten, 15.4.1933 – Winternothilfe: Bürgermeister Schemenau dankte den Mitgliedern des Arbeitsausschusses Winternothilfe für „die geleistete Arbeit und den Spenden für ihre Zuwendung.“



Annonce im Anzeigenteil

Brettener Tagblatt, Bretten, 20.4.1933 – Hitlers Geburtstag: In der Stadt Pforzheim findet heute Abend aus Anlass des Geburtstages des Reichskanzlers eine Veranstaltung statt. Geboten werden Theater, turnerische Aufführungen und deutsche Tänze.

Brettener Tagblatt, Bretten, 20.4.1933 – Schutzhaft: Der Führer der Brettener Sozialdemokraten W. E. (Anm.: Wilhelm Eckert) stellte sich in Bruchsal der Polizei und wurde in Schutzhaft genommen.

Historischer Hintergrund – Schutzhaft: Schutzhaft ist der beschönigende Ausdruck für die Inhaftierung von Regimegegnern und missliebigen Personen ohne richterliche Kontrolle. Die Verhaftungen nahmen SA und SS vor. Die Gefangenen wurden in Konzentrationslagern ohne jeglichen Rechtsschutz untergebracht, dort oft misshandelt, viele auch ermordet.

Brettener Tagblatt, Bretten, 21.4.1933 – Hitlers Geburtstag: Gestern Abend fand zu Ehren des „Volkskanzlers“ Adolf Hitler eine Feier im Saale der „Stadt Pforzheim“ statt. Oberzollinspektor L. würdigte in seiner Ansprache „die Verdienste

des Führers der Freiheitsbewegung“ und stellt ihn dar als „der schlichte, einfache Volksmann“.

Historischer Hintergrund – Personenkult: Um die Person des „Führers“ Adolf Hitler entwickelte sich ein Personenkult. Dazu gehörte die Feier seines Geburtstages, welche schon im Jahr 1933 in Bretten und Gölshausen mit der Teilnahme von großen Teilen der Bevölkerung gefeiert wurde. Viele Straßen wurden nach Hitler benannt, Eichen und Linden wurden ihm zur Ehre gepflanzt.

Brettener Tagblatt, Gölshausen, 21.4.1933 – Hitlers Geburtstag: Der Einladung zur Feier des Führergeburtstags durch die Gemeindeverwaltung ist „die hiesige Einwohnerschaft freudig gefolgt“. Am Fackelzug beteiligten sich „sämtliche hiesige Vereine mit Vereinsfahnen, sowie die Schuljugend und die gesamte Bevölkerung.“ Nach Musikstücken, Gedichtvortrag und Ansprachen wurde „die Hitlerlinde gesetzt und der Weihe-spruch von Fräulein P. gesprochen.“ Bürgermeister S. gab bekannt, dass „Reichskanzler Adolf Hitler und Herr Staatskommissar Robert Wagner zu Ehrenbürgern der Gemeinde Gölshausen ernannt“ wurden.

Brettener Tagblatt, 22.4.1933 – Schutzhaft: „Unterbringung der Schutzhäftlinge. Wie wir erfahren, soll im Laufe dieser Woche eine größere Anzahl von Schutzhäftlingen aus den Bezirksgefängnissen in die badische Landesarbeitsanstalt Kislau gebracht werden.“

Brettener Tagblatt, 29.4.1933 – Schutzhaft: „Sie kommen ins Konzentrationslager Karlsruhe, 28. April“. Mehrere Schutzhäftlinge werden in die Landesarbeitsanstalt Kislau überführt.

Brettener Tagblatt, Rinklingen, 2.5.1933 – Feier zum 1. Mai: Der 1. Mai, der „Nationale Feiertag der Arbeit“, wurde in „würdiger Weise begangen“. Nach dem Kirchengang sämtlicher Vereine wurde über Lautsprecher vor dem Rathaus die Übertragung der Jugendkundgebung aus Berlin gehört. Abends fand ein Festzug durch das „reichlich geschmückte Dorf unter den Klängen der Musikkapelle und des Mandolinen Clubs“ statt. „Die ganze Schuljugend war mit Hakenkreuzfähnchen versehen.“ Vor dem Rathaus wurde die Übertragung der Feier vom Tempelhofer Feld Berlin gehört. Im Saal des Gasthauses Adlers fand der Tag sein Ende.

Brettener Tagblatt, Bauerbach, 2.5.1933 – Schutzhaft: „Am Dienstag Nachmittag erschien beim hiesigen Pfarrhaus eine Abteilung SA-Leute in Zivil mit einem Kommissar und nahmen den Ortsgeistlichen in vorläufige Schutzhaft wegen Vergehen gegen die Verordnung zum Schutze gegen Volk und Staat. Er riß während der Feier der Maiandacht am Abend des 1. Mai einem Jungen im Gotteshaus die Armbinde mit dem Hakenkreuzabzeichen vom Arm und entfernte diesem den Schulterriemen und verprügelte ihn noch zum Teil.“

Brettener Tagblatt, Ruit, 3.5.1933 – Feier zum 1. Mai: Der Nationalfeiertag begann mit Böllerschießen und dem Auftritt des Posaunenchores um 6:00 Uhr. Ein Festzug führte zur Kirche. Der Pfarrer hielt eine dem Tag entsprechende Predigt. Vor dem Rathaus hielt Hauptlehrer F. eine Rede. Weitere Aktionen folgten. „Es war ein Tag, der unseren Gemeindegliedern, insbesondere unserer Jugend Zeit Lebens in Erinnerung bleiben wird. Heil Hitler!“

Brettener Tagblatt, Büchig, 3.5.1933 – Feier zum 1. Mai: „Morgens am 1. Mai traten die hiesigen Vereine, der Gesangverein und der Militärverein mit Fahnen an, um unter den schneidigen Klängen der hiesigen Musikkapelle zur Kirche zum Festgottesdienst zu marschieren.“ Vor dem festlich geschmückten Rathaus wurde anschließend die Übertragung der Rede des Propagandaleiters der NSDAP Dr. Goebbels aus Berlin gehört.

Brettener Tagblatt, Bauerbach, 3.5.1933 – Feier zum 1. Mai: Flaggenschmuck und grüne Zweige zierten das Dorf. Nach dem Festgottesdienst wurde die Übertragung der Feier aus Berlin über Lautsprecher gehört. Die Rede des „hochverdienten Herrn Volkskanzler Adolf Hitler“ wurde abends ebenfalls gemeinsam gehört. Ein Fackelzug beendet den Tag.

Brettener Tagblatt, Neibsheim, 6.5.1933 – Feier zum 1. Mai: „Der Tag der nationalen Arbeit wurde hier in größtmöglichem Format gefeiert.“ [...] „Und als unter den Klängen der Musik die hiesigen Vereine zur Kirche zogen, prangten die Straßen und Gassen im Tannengrün und bunten, wogenden Fahnen. Das Herz musste einem höher schlagen, wenn man dabei das bunte Bild der Festteilnehmer, deren peinliche Ordnung und korrektes Betragen im Gotteshaus ersehen durfte.“ [...] „Den Abschluss des Festgottesdienstes bildete das „Großer Gott, wir loben dich“, an das als Nachspiel geformte „Deutschland über alles“. Am Nachmittag fand ein Festzug statt, an dem sich alle Vereine und auch „Die stramme DJK [Anm.: Deutsche Jugendkraft, 1920 gegründet, als Verband für sportwillige Katholiken] mit ihrem Präses, Hochwürden Herrn Pfarrer B. beteiligte“.

Brettener Tagblatt, Rinklingen, 10.5.1933 – Gleichschaltung: Als Folge des Gleichschaltungsgesetzes wurden drei Mitglieder der NSDAP zu Gemeinderäten gewählt.

Historischer Hintergrund – Gleichschaltungsgesetz: Zum einen wurden mit zwei Gesetzen vom 31.3.1933 und 7.4.1933 und zwei weiteren Gesetzen 1934 die Länder ihrer politischen Selbständigkeit beraubt. Der bundesstaatliche Aufbau des Reiches wurde beseitigt und Deutschland zum zentralistischen Einheitsstaat umgebaut.

Zum anderen wurden die meisten Organisationen im Staat, Parteien, Verbände, Vereine und Medien auf die politischen Ziele der Nationalsozialisten hin ausgerichtet. Alle Lebensbereiche der Bürger sollten mit der Gleichschaltung unter die Kontrolle der Nationalsozialisten kommen.

Brettener Tagblatt, Bretten, 12.5.1933 – Schutzhaft: „Schutzhaft. Bürgermeister Otto Schemenau wurde gestern Abend in Schutzhaft genommen.“

Protokoll der Sitzung des Gemeinderats vom 12. Mai 1933: „Punkt 157: Geschäftsführung des Bürgermeisters Schemenau.

Antrag in heutiger Sitzung. Beschluss. 1. Die Geschäftsführung des Bürgermeisters Schemenau ist durch eine Kommission nachzuprüfen. 2. Zu Mitgliedern dieser Kommission werden bestimmt: Gemeinderat Hunzinger (Vorsitzender), Gemeinderat Esser, Schneidermeister Riegler.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 13.5.1933 – Bürgermeister Schemenau: „Aus der Schutzhaft entlassen. Wie von zuständiger Stelle zu erfahren war, wurde bereits gestern Herr Bürgermeister Schemenau aus der Schutzhaft entlassen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 15.5.1933 – Bürgermeister Schemenau: „Bürgermeister Schemenau in Schutzhaft oder nicht? Es ging uns heute Morgen folgende Notiz zu: „Bürgermeister Schemenau befindet sich, nicht wie schon gemeldet, auf freiem Fuß, sondern in Karlsruhe in Schutzhaft.“

„Nach unserer eigenen Information befindet sich Bürgermeister Schemenau seit Freitag Mittag auf freiem Fuß, wohnt bei seinem Bruder in Karlsruhe, darf jedoch ohne bezirksamtliche Genehmigung die Stadt und den Bezirk Bretten nicht betreten. D. Red.“ [Anm.: Die Redaktion]

Brettener Tagblatt, Bretten, 18.5.1933 – Braune Uniform: „Die nationalsozialistische[n] Gemeinderäte waren erstmals in brauner Uniform erschienen [...]“

Brettener Tagblatt, Bretten, 18.5.1933 – Bürgermeister Schemenau: „Am Mittwoch, den 17. Mai 1933, begann der vom Gemeinderat eingesetzte Untersuchungsausschuss zur Prüfung der Geschäftsführung des Bürgermeisters seine Tätigkeit. – Das zu bewältigende Arbeitspensum lässt sich jetzt schon als erheblich umfangreicher erkennen, als man ursprünglich zu vermuten wagte. Den Miesmachern und solchen die da glauben für Herrn Schemenau eine Lanze brechen zu müssen, wird deshalb in Ihrem eigenen Interesse geraten, in der Folge in dieser Angelegenheit mehr Zurückhaltung zu üben.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 19.5.1933 – Ernste Bibelforscher: „Die Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher aufgelöst, Karlsruhe, 18. Mai. Der badische Minister des Innern hat angeordnet, dass die Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher mit sofortiger Wirkung in

Baden aufgelöst und verboten wird. Die der Vereinigung gehörenden Gegenstände werden beschlagnahmt. Wer sich an dieser aufgelösten Vereinigung als Mitglied beteiligt oder den von der Sekte erstrebten Zweck weiterverfolgt, oder die Organisation auf andere Weise unterstützt oder aufrecht erhält, wird, sobald nicht schwerere Strafen vorgesehen sind, mit Gefängnis nicht unter einem Monat oder mit Geldstrafen von 150 bis 1.500 RM. bestraft.“

Durchsicht von Akten des Sondergerichts Mannheim: Die Brettener Bürger Herr R. und Frau S. wurden wegen Betätigung für die Ziele der Ernsten Bibelforscher zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt (Quelle: GLA Karlsruhe, Archivischer Identifikator 4-3585288 und 4-3583318)

Brettener Tagblatt, Bretten, 20.5.1933 – Gründung NSKK: Ankündigung eines Werbeabends für die Gründung eines NSKK (Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps) in Bretten. Dafür werden aus Pforzheim 40 Fahrzeuge anreisen, auf dem Viehmarktplatz parken und sich dann in einem Marsch durch die Stadt zum „Badischen Hof“ begeben. Die Bevölkerung wird gebeten, zu Ehren der Gäste Flaggen herauszuhängen.

Historischer Hintergrund – NSKK: Das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps war eine paramilitärische Unterorganisation der NSDAP.

Brettener Tagblatt, Bretten, 20.5.1933 – Beflagung: Die Bevölkerung wird aufgerufen, zu Ehren von Leo Schlageter die Häuser zu beflaggen.

Historischer Hintergrund – Schlageter: Schlageter war Mitglied einer Tarnorganisation der NSDAP. Er verübte im französisch-belgisch besetzten Ruhrgebiet mehrere Sprengstoffanschläge. Ein französisches Militär

gericht verurteilte ihn 1923 zum Tode. Er wurde in der Weimarer Republik über die Parteigrenzen hinweg zum Märtyrer stilisiert.

Brettener Tagblatt, Bretten, 22.5.1933 – Gründung NSKK: In Bretten wird eine Ortsgruppe „Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps“ gegründet. Als Vorstand wurde Oberzollinspektor L. gewählt. Die Veranstaltung war außerordentlich gut besucht, so dass viele Besucher umkehren mussten.

Brettener Tagblatt, Bretten, 24.5.1933 – Gleichschaltung: „Städt. Ausschüsse werden auf Grund des Gleichschaltungsgesetzes neu besetzt.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 26.5.1933 – SA-Veranstaltung: „Die Brettener SA kehrte am Abend mit Gesang in ihrer Heimatstadt zurück.“ Im Ehrenhof des Bruchsaler Schlosses hatte der Führer des SA-Gausturms Baden zu ihnen und zusammen etwa 1500 SA-Mitgliedern gesprochen. Hanns Ludin hatte zuvor das Konzentrationslager Kislau besucht.

Historischer Hintergrund – Hanns Ludin: Ludin wurde 1947 wegen Kriegsverbrechen hingerichtet. Er stammte aus Freiburg, trat 1931 in die NSDAP ein und war während des Krieges als Repräsentant des Deutschen Reichs im Slowakischen Staat auch an der Judenverfolgung beteiligt.

Historischer Hintergrund – Konzentrationslager Kislau: Das Schloss Kislau bei Mingolsheim diente von 1933 bis 1939 als Konzentrationslager. Anfänglich wurden hauptsächlich unliebsame politische Gegner wie Kommunisten und Sozialdemokraten in „Schutzhaft“ untergebracht. Später kamen zurückkehrende deutsche Fremdenlegionäre in das Lager.

Brettener Tagblatt, Bretten, 30.5.1933 – Schauspiel „Leo Schlageter“: Im Rahmen einer Gedächtnisfeier der NSDAP für Leo Schlageter (s.o.) wird in der „Stadt Pforzheim“ durch Mitglieder des Württembergischen Volkstheaters das Schauspiel „Schlageter“ aufgeführt. Für die Öffentlichkeit wird am Donnerstag (Anm.: 1.6.33) eine Aufführung angeboten. „Die nationale Bevölkerung möge zahlreich erscheinen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 31.5.1933 – Bürgermeister Schemenau: „Aus dem Gemeinderat Bretten [...] Beim Bezirksamt wird der Antrag gestellt, Herrn Bürgermeister Schemenau bis zur Entscheidung über das schwebende Strafverfahren einstweilen seines Dienstes zu entheben und auf die Hälfte seines Gehalts zu setzen.“

Brettener Tagblatt, 31.5.1933 – Konzentrationslager: Auf dem Heuberg wird ein weiteres Konzentrationslager errichtet, in welchem Schutzhäftlinge aus den Bezirksgefängnissen untergebracht werden.

Brettener Tagblatt, Bretten, 1.6.1933 – Schauspiel „Leo Schlageter“: Bericht über die Aufführung des Schauspiels „Schlageter“ – siehe Brettener Tagblatt vom 30.5.1933.

„Herr Propagandaleiter Riegler musste leider feststellen, dass sehr viele nationale Kreise nicht anwesend waren, während überall wo Schlageterfeiern stattfanden, die Säle überfüllt waren. Wir hoffen, dass bei der heutigen Wiederholung des Schauspiels „Schlageter“ das Versäumte nachgeholt wird.“

Brettener Tagblatt, 1.6.1933 – „Deutscher kaufe beim Deutschen“: „Förderung arischer Reisen der. Der Bund reisender Kaufleute im DHB, Gau Südwest“ ruft auf: „Deutscher kaufe beim Deutschen“ muss nicht nur für den Verbraucher, sondern auch für den Einkäufer Geltung haben.“

Brettener Tagblatt, 2.6.1933 – Braunhemd: Jugendführer Kemper [Anm.: Jugendführer in Baden] ordnet an, dass nur der Hitlerjugend und dem Jungvolk das Tragen des Braunhemds erlaubt ist.

Brettener Tagblatt, Bretten, 3.6.1933 – Forderung nach Kinderreichtum: In einem Beitrag des Vorsitzenden des Reichsbundes der Kinderreichen, Ortsgruppe Bretten, A.W., hebt dieser darauf ab: „Im gesunden Volk muss zur Erhaltung jede Familie im Durchschnitt mehr als drei Kinder haben.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 19.6.1933 – Bücherverbrennung: „Die NSDAP hatte auf Samstagabend [Anm.: 17.6.] alle deutsch denkenden Einwohner von hier und der Umgebung“ zur „Verbrennung der Schmutz und Schundliteratur“ auf den Marktplatz eingeladen. „Trotz des dauernden strömenden Regens hatte sich viel Volk auf dem Marktplatz, der zur Richtstätte über die Bücher ausersahen war, eingefunden.“ Nach Ansprachen einiger Funktionäre und „Feuersprüchen“ der Hitlerjugend wurden Bücher und Schriften „den Flammen überantwortet“.

Historischer Hintergrund – Bücherverbrennungen: In der „Aktion wider den undeutschen Geist“ waren seit März 1933 systematisch jüdische, marxistische, pazifistische, oppositionelle und politisch unliebsame Schriftsteller verfolgt worden. Öffentliche Bücherverbrennungen bildeten den Höhepunkt dieser Aktionen.

Brettener Tagblatt, Bretten, 20.6.1933 – Pfadfinder: Die Jugendgruppen der Pfadfinder lösten sich auf. „Den Jungen wurde der Eintritt in die Hitlerjugend empfohlen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 27.6.1933 – NS-Bauernschaft: Im „Deutschen Haus“ wurde im Beisein zahlreicher Landwirte die NS-Bauernschaft gegründet. Bauernführer S. aus Oberacker führte aus, dass „Feinde der nationalen Erhebung [...] Unruhe in die landwirtschaftlichen Kreise tragen wollten.“ [...] „Jeder Landwirt, der einen derartigen Gerüchteverbreiter antreffe müsse ihn sofort zwecks Abführung zur Anzeige bringen.“ 35 Landwirte traten der neu gegründeten NS-Bauernschaft bei. Neuanmeldungen nimmt Landwirt K. entgegen.

Brettener Tagblatt, Bretten, 1.7.1933 – Peter und Paulschießen: Einladung zum Peter und Paulschießen mit Wettschießen ab 7:00 Uhr, Festgottesdienst, Festzug mit SA, SS, Schützengarde und Abordnungen auswärtiger Bürgerwehren, Treiben auf dem Festplatz.

Brettener Tagblatt, Bretten, 4.7.1933 – SS beim Peter-und-Paul-Fest: „Den Schluss des Festzuges bildete die alte Garde, die Kämpfer und Streiter des erstandenen Reiches Adolf Hitlers, die stets bescheidene und tapfere SS.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 4.7.1933 – Hitler – Diktator: Bericht über eine Veranstaltung der NSDAP. PG W. über Hitlers Aufbauarbeit. In seinen Ausführungen betont er: „Das Volk hat sich seinem Führer anvertraut und ihm diktatorische Gewalt übertragen.“



Festzug „Peter-und-Paul-Fest“ 1934

Brettener Tagblatt, Bretten, 10.7.1933 – Deutsche Christen: Ankündigung: Am 12.7. spricht Oberkirchenrat V. im „Badischen Hof“ über die Glaubensbewegung „Deutsche Christen“.

Historischer Hintergrund – Deutsche Christen: Innerhalb des Protestantismus bildete sich ab 1932 eine Strömung, die „Deutschen Christen“, welche im Widerspruch zu Glaubensgrundsätzen stand, am Führerprinzip orientiert und antisemitisch war. Dem setzte sich die „Bekennende Kirche“ entgegen. Deren Mitglieder wurden zunehmend verfolgt.

Brettener Tagblatt, Bretten, 15.7.1933 – Mitgliederversammlung der NSDAP: „Die Mitgliederversammlung der NSDAP gestern Abend im „Ba-

dischen Hof“ war gut besucht.“ PG W. begrüßte die Erschienenen, PG N. breitete in seiner Ansprache das Programm der Partei aus, das „kurz gefasst lautet: Beseitigung von Ausbeutung jeder Art.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 17.7.1933 – Kirchenwahlen: „Für die Wahlen der örtlichen kirchlichen Körperschaften werden Einheitslisten aufgestellt.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 19.7.1933 – Kundgebung der Hitlerjugend: Einladung zur Kundgebung der Hitlerjugend auf dem Marktplatz.

Brettener Tagblatt, Bretten, 20.7.1933 – Kunstfreunde: Bericht über den „Bunten Abend“ der „Kunstfreunde“, darin Ausdruck des Bedauerns über den geringen Besuch: „Bretten darf nicht in diesem Sumpf der Interessenlosigkeit stecken bleiben; das Interesse für ausübende Kunst muß für die breiten Massen geweckt werden.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 20.7.1933 – Hitlergruß: Hitlergruß an den badischen Schulen. Kultusminister Dr. Wacker hat angeordnet, dass an sämtlichen badischen Schulen Schüler und Schülerinnen zu Beginn und Schluss des Unterrichts den Lehrern und Lehrerinnen den zum deutschen Gruß gewordenen Hitlergruß zu erweisen haben.

Brettener Tagblatt, Bretten, 22.7.1933 – Hitlergruß: Gemeinderatssitzung vom 19.7.33: Der „Hitlergruß wird auch für die Beamten, Angestellten und Arbeiter der Stadtgemeinde Bretten angeordnet.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 24.7.1933 – Hitlerjugend: „Volksliedersingen mit Reigen“ bot die Hitlerjugend in einer Veranstaltung auf dem Marktplatz. „Es war ein allerliebstes Bild, als unter dem Scheine der Fackeln die Mädels ihre Reigen und Tänze vollführten. Hell und rein klangen die wohltönenden Stimmen in den abendlichen Himmel hinaus.“ Der Führer der Jugend H. G. „stand in seiner Schar als Führer und Helfer.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 2.8.1933 – Gleichschaltung: Die Versammlung des „Landwirtschaftlichen Bezirksvereins“ war schlecht besucht. In seinen Ausführungen betonte der Bezirksbauernführer S. die Notwendigkeit der Gleichschaltung.

Brettener Tagblatt, Bretten, 7.8.1933 – Hakenkreuzfahne: Feierliche Einführung des Pfarrers Karl Stupp. Zum ersten Mal sah man am gestrigen Sonntag anlässlich der Einführung des Pfarrers die Hakenkreuzfahne wie auch die alte Reichsfahne neben den Kirchenfahnen vom Kirchturm wehen.

Brettener Tagblatt, Bretten, 9.8.1933 – Gleichschaltung: Hinweis auf eine Veranstaltung des „Kampfbundes der deutschen Architekten und Ingenieure“. „Seine besondere Aufgabe ist die organisatorische Erfassung der deutschen Architekten und Ingenieure zum Zwecke ihrer nationalsozialistischen Erziehung und Schulung für die kommenden großen Staats- und Wirtschaftsaufgaben.“

„Falsche Hoffnungen“ – Deutsche Arbeitsfront: „Der Anschluss bei der Deutschen Arbeitsfront ist für jeden tätigen Deutschen eine Verpflichtung.“

„Bekämpfung öffentlicher Unsittlichkeit“ – Studiengesellschaft für Triebforschung: „Das Staatsministerium teilt mit: Auf Grund Paragraph 1 der Verordnung zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 wird die Studiengesellschaft für Triebforschung, jetzt Sitz in Paris, für den Bereich des Landes Baden verboten.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 10.8.1933 – Deutsche Sprache: „Pflege der deutschen Sprache und Schrift im Bereiche der Verwaltung. In einer Bekanntmachung an die Beamten seiner Verwaltung gibt Unterrichtsminister Dr. Wacker der Erwartung Ausdruck, dass sich alle Beamten und Angestellten im Dienst in Wort und Schrift guter

deutscher Sprache bedienen und sich bemühen, entbehrliche Fremdwörter und volksfremde Ausdrucksweise zu vermeiden und solche aus dem reichen Wortschatz unseres Sprachgutes zu ersetzen. Ferner ordnet er an, dass bei Erledigung der schriftlichen Dienstgeschäfte, soweit möglich, die deutsche Schreibschrift gepflegt und auf Sauberkeit und Wohlgefälligkeit der Schriftsätze geachtet wird.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 15.8.1933 – Judenfrage: Versammlung der Ortsgruppe des Einzelhandels. Verbandsdirektor H. hielt eine Rede über den Einzelhandel im neuen Staat und gab darin auch Aufschluss über die Judenfrage.

Brettener Tagblatt, Bretten, 19.8.1933 – Propagandamarsch: Der Brettener SA-Sturm wird am kommenden Sonntag in Eppingen an einem Propagandamarsch teilnehmen.

Reinigung des deutschen Volkskörpers: „Der badische Innenminister hat eine Verordnung über Reinigung des deutschen Volkskörpers von unerwünschten Elementen erlassen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 22.8.1933 – SA – Weiheakt – Brettens SA in Eppingen: In einem vierstündigen Marsch erreichte die Brettener SA Eppingen. Auf Strohbindeln wurde in einem Massenquartier übernachtet. Nach einem Feldgottesdienst führte der Marsch durch die Eppinger Altstadt, wo Standartenführer S. aus Oberacker die Parade abnahm. Nach dem Vollzug des „Weiheaktes“ rückten die SA-Leute zu einem Geländespiel aus. Dabei waren die Stellungen des „Gegners“ zu „durchstoßen“.

Brettener Tagblatt, Bretten, 24.8.1933 – Deutscher Gruß: Der deutsche Gruß im kath. Religionsunterricht. Der Religionslehrer soll den deutschen Gruß der Schüler erwidern.

Brettener Tagblatt, Bretten, 28.8.1933 – Gleichschaltung: Mitgliederversammlung des Geflügel- und Kaninchenzüchtervereins zwecks Gleichschaltung. „Da der erste Vorsitzende S. als Rechtstehender den vom Reichsverband vorgeschriebenen Bedingungen entspricht, wurde er einstimmig wieder gewählt.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 29.8.1933 – Deutscher Gruß: „Aus der SA. Die NSK meldet: der Chef des Stabes hat eine Verfügung erlassen nach der jede Belästigung von Ausländern auch dann verboten wird, wenn diese bei gegebenen feierlichen Gelegenheiten ihre Hand zum Hitlergruß nicht erheben. Auch auf andere deutsche Volksgenossen ist von der SA bei diesen Gelegenheiten im Sinne eines korrekten und zurückhaltenden Verhaltens gegenüber solchen Ausländern einzuwirken.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 30.8.1933 – Freizeit für den Nürnberger Parteitag: Angesichts der besonderen Bedeutung des ersten Parteitags der NSDAP nach Übernahme der Staatsführung hat die sozialpolitische Abteilung des Reichsstandes der deutschen Industrie an die Unternehmer den Appell gerichtet, den von den zuständigen Amtsstellen der NSDAP zur Teilnahme an dem Parteitag bestimmten Betriebsangehörigen hierzu erforderliche Freizeit ohne Lohnabzug zu gewähren.

Brettener Tagblatt, Bretten, 4.9.1933 – Gleichschaltung beim VFB: Bei der Generalversammlung wurde auf dem Wege der Gleichschaltung Herr R. zum Vorsitzenden gewählt.

Brettener Tagblatt, Bretten, 5.9.1933 – Urteil des Sondergerichts Mannheim: Bestrafung. Der Eisenbahnangestellte F. aus Rinklingen wurde durch Urteil des Sondergerichts Mannheim vom 26. August 1933 zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr verurteilt, weil er in Bezug auf den Herrn Reichskanzler vorsätzlich eine unwahre Behauptung aufgestellt und verbreitet hat, die geeignet ist, das Wohl des Reiches und das Ansehen der Reichsregierung schwer zu schädigen.

Historischer Hintergrund – Sondergericht: Die nationalsozialistische Reichsregierung erließ im März 1933 eine Verordnung zur Bildung von Sondergerichten. Die Verordnungen richteten sich gegen die Gegner des Nationalsozialismus. Kennzeichnend für die Fälle beim Sondergericht waren die Schnelligkeit der Verfahren und die Tatsache, dass keine Rechtsmittel seitens des Angeklagten zugelassen waren.

Akteneinsicht beim GLA Karlsruhe, Bestand 465c, Bestellnummer: 1690

„Urteil: In der Strafsache gegen den Eisenbahnangestellten F. aus Rinklingen wegen Vergehens nach §3 der Verordnung zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung, hat das Sondergericht für den Oberlandesgerichtsbezirk Karlsruhe in Mannheim in der Sitzung vom 26. August 1933, an der Landesgerichtsdirektor Mickel als Vorsitzender, Landgerichtsrat Dr. Hochschwender, Landgerichtsrat Dr. Seitz als beisitzende Richter, Oberstaatsanwalt Dr. Bammesberger als Beamter der Staatsanwaltschaft, Justizinspektor Ruppert als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle, für Recht erkannt: 1. der Angeklagte F. aus Rinklingen wird zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr verurteilt.

Gründe: Dem Angeklagten ist zur Last gelegt, er habe am 20. August 1933 in Rinklingen auf der Hauptstraße im Beisein der Zeugen K., B. & B. die Bemerkung gemacht, dass man dem Reichskanzler Hitler nicht alles glauben könne, die deutschen Frauen seien ihm nicht gut genug, er würde mit Spanierinnen herumhuren; er sei ein Hurenbub. Der Angeklagte habe sich damit eines Vergehens nach §3 der Verordnung des Reichspräsidenten vom 21.3.1933 schuldig gemacht.“

Brettener Tagblatt, Gondelsheim, 6.9.1933 – Versammlung der Kriegsofoper: „Im Rathausaal fand gestern Abend eine Versammlung der Kriegsofoper statt. Die marxistische Einstellung des früheren Reichsbundes der Kriegsbeschädigten wurde schon früher erkannt und die hiesige Ortsgruppe im Jahre 1923 aufgelöst. Die Vertretung der Kriegsofoper wurde vom Militärverein Gondelsheim übernommen. Nachdem die NS-Kriegsofopferversorgung die Vertretung der Kriegsofoper übernommen hatte wurde unter der Leitung des Kreisobmanns PG H. von Bretten eine neue Ortsgruppe der NS-Kriegsofopferversorgung gegründet. – Nahezu alle Beschädigten und Hinterbliebenen, sowie Kriegereltern sind erschienen und haben sich einmütig erklärt, der Organisation beizutreten [...] PG H. schilderte zum Teil seine Erlebnisse als Kriegsbeschädigter beim Reichsparteitag in Nürnberg. Er teilte uns mit, wie unser Führer und Volkskanzler die Kriegsofoper, seine früheren Frontkameraden, auf seinen Ehrenschild gehoben hat, überhaupt wie in Nürnberg die Kriegsofoper behandelt und beachtet wurden. Die Versammlung nahm einen guten kameradschaftlichen Verlauf und wurde mit einem dreifachen Sieg-Heil auf unseren Führer und Volkskanzler Adolf Hitler geschlossen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 7.9.1933 – Gleichschaltung: Gemeinderatsbericht Bretten, Sitzung vom 30.8.33. Das badische Bezirksamt hat aufgrund des Gleichschaltungsgesetzes den Schneidermeister R. zum Mitglied des Gemeinderats ernannt. Derselbe wurde vom Vorsitzenden begrüßt und auf seinen Dienst verpflichtet.

Brettener Tagblatt, Bretten, 7.9.1933 – Gleichschaltung im VFB: Generalversammlung des VFB. „Mit besonderer Genugtuung konnte weiter festgestellt werden, dass sich der Verein jedes Mal in beträchtlicher Stärke an den nationalen Feiern beteiligte [...]. In offener Abstimmung wurde das langjährige Mitglied R. einstimmig zum ersten Vorsitzenden gewählt. Nach dem vom deutschen Fußballverband vorgeschriebenen Führerprinzip wurden die neu zu wählenden Vorstandsmitglieder vom ersten Vorsitzenden allein bestimmt.“ Der neue Vorsitzende R. führte aus: „Die äußere Gleichschaltung ist vollzogen. Der äußeren Neuordnung muss nun die innere folgen. Dies betrachte ich als meine Hauptaufgabe. Es gilt, dem Verein einen neuen Geist zu geben, die innere Gleichschaltung der Herzen zur wahren Volksgemeinschaft Adolf Hitlers.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 15.9.1933 – Theaterstück „Horst Wessel“: Bericht über eine Aufführung des Theaterstückes „Horst Wessel“ durch Mitglieder des Reichsarbeitsdienstes. „Nicht unerwähnt soll bleiben, dass Bretten bald über 200 junge Arbeitsdienstler beherbergen wird. Es ist eine Freude, wie die jungen Leute zur Unterordnung und Disziplin erzogen werden.“

Historischer Hintergrund – Reichsarbeitsdienst RAD: Das Gesetz für den Reichsarbeitsdienst wurde am 26. Juni 1935 erlassen. § 1 (2) lautete: „Alle jungen Deutschen beiderlei Geschlechts sind verpflichtet, ihrem Volk im Reichsarbeitsdienst zu dienen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 16.9.1933 – VFB Bretten, Gemeinderatsbericht: M., der bisherige 1. Vorsitzende des Vereins für Bewegungsspiele, schreibt an den Gemeinderat, er sei als „nicht national genug“ seines Amtes enthoben worden und erklärt, er sei infolgedessen auch seiner Bürgerschaftsschuld für den Verein der Stadt gegenüber entbunden.

Brettener Tagblatt, Bretten, 20.9.1933 – Bannerweihe des Sturmes 3/250 der SA in Nußbaum: In Nußbaum wurde nach dem Vormittagsgottesdienst auf dem Festplatz das Banner des SA-Sturmes geweiht. „Nach Übergabe der Fahne wurden die SA-Anwärter vom Sturm 3 verpflichtet, wobei jeder einzelne Mann durch Berühren des Banners, Treue bis in den Tod gelobte.“ Anschließend wurde ein Mannschaftsschießen durchgeführt.

Brettener Tagblatt, Bretten, 21.9.1933 – Bürgermeister Schemenau: Bürgerausschusssitzung vom 20. September 1933. „Bürgermeisterstellvertreter H. begrüßte die Erschienenen und gab in einleitenden Worten kurz die Richtlinien bekannt, nach denen der Ausschuss seine Arbeit in aller Zukunft vollziehen wird. „Im Geiste Adolf Hitlers werden auch in unserer Gemeinde die großen Zeitfragen zur Lösung der Arbeitslosenfragen in Angriff genommen.“

Der zweite Punkt der Tagesordnung behandelte die Gehaltsfrage des Bürgermeisters Schemenau. In Anbetracht seiner bevorstehenden Zurruesetzung [sic!] wurde einstimmig beschlossen, seine Bezüge zu kürzen. „Bezüglich der Zurruesetzung gibt es drei Wege:

1. Wegen Dienstunfähigkeit. In diesem Falle müsste die Stadtgemeinde die Pension allein tragen.

2. Mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand. In diesem Falle müsste die Stadt 10% und die Fürsorgekasse den Restbetrag tragen.
3. Infolge Verfehlungen, Unterschlagungen oder dergleichen. In diesem Falle hat weder die Stadt noch die Fürsorgekasse irgendwelche Verpflichtungen. – Ob der Fall drei eintreten wird, muss erst die Zukunft beweisen, da gegen Bürgermeister Schemenau ein Disziplinarverfahren eingeleitet ist, in welcher Angelegenheit am 28. August bereits das Gerichtsverfahren eröffnet wurde.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 26.9.1933 – Bürgermeister Dr. Orth: „Das neue Stadtoberhaupt von Bretten. Durch Erlass des Herrn Ministers des Innern vom 15. September 1933 werden aufgrund der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28.2.1933 die Amtsgeschäfte des Bürgermeisters der Stadtgemeinde Bretten bis auf weiteres dem Herrn Dr. Orth in Mannheim übertragen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 29.9.1933 – Bürgermeister Dr. Orth: Bürgermeister Orth besucht Bretten. Er führt in einer Ansprache aus, „dass er nur im Sinne des Nationalsozialismus und im Geiste unseres Führers Adolf Hitler seine Arbeit durchführen werde.“ An die Bevölkerung gewandt, die sich zahlreich auf dem Marktplatz versammelt hatte, appelliert er, „nie müde zu werden, ein freies Volk auf freier Scholle aufstehen zu lassen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 4.10.1933 – Bürgermeister Dr. Orth: Empfang des von Reichsstathalter Wagner eingesetzten neuen Bürgermeisters Dr. Orth in Bretten. Ihm wird ein „herz-

liches Willkommen entgegenrufen. Wissen wir doch, dass er ein alter aufrechter Kämpfer für das Reich unseres allseits verehrten Reichskanzlers Adolf Hitler ist.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 7.10.1933 – Bürgermeister Dr. Orth, Gemeinderatsbericht: „Mitteilungen aus der Gemeinderatssitzung vom 4. Oktober. Die Sitzung findet unter Vorsitz des Herrn Bürgermeisters Doktor Orth statt. Derselbe gibt dem Gemeinderat Kenntnis von dem Erlass des Ministers des Innern, worin ihm die Amtsgeschäfte des Bürgermeisters der Stadt Bretten übertragen werden. Ein Tagesordnungspunkt behandelte die Frage: „Bezüglich mehrerer jüdischer Familien wird beantragt, die weitere Aufenthaltsbewilligung zu versagen beziehungsweise die früher ausgesprochene Einbürgerung in den Bad. Staatsverband zurückzunehmen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 9.10.1933 – Kundgebung: „Erste öffentliche Kundgebung der NS-Volkswohlfahrt Kreis Bretten gegen Hunger und Kälte“. Die Redner des Abends, darunter Bürgermeister Orth, betonten, dass es dem „Volkskanzler“ Hitler in nur wenigen Monaten gelungen sei, die Arbeitslosenzahl von 6 Millionen auf 4 Millionen zu senken. Der Abend war ein „Appell zu Gunsten des Winterhilfswerks.“

Historischer Hintergrund – Winterhilfswerk: Das als Stiftung des öffentlichen Rechts angelegte Winterhilfswerk sammelte Geld- und Sachspenden, um damit bedürftige „Volksgenossen“ zu unterstützen. Diese Maßnahme zielte auch auf die Stärkung der Zusammengehörigkeit der „Volksgemeinschaft“ ab und entlastete den Staatshaushalt, der weniger Sozialausgaben leisten musste.

Brettener Tagblatt, Bretten, 13.10.1933 – Rassenpolitik: „Das letzte Ziel der Bevölkerungspolitik der nationalsozialistischen Regierung ist:

1. Bekämpfung des Geburtenrückgangs. Deutschland muss wieder ein wachsendes Volk werden.
2. Bekämpfung des Rasseniedergangs. Reinerhaltung der Rasse durch Ausschaltung des Fremdrassigen.
3. Verhinderung des erbkranken Nachwuchses. Lebensraum für unsere gesunden Volksgenossen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 13.10.1933 – Gruß der Sturmflamme: Im Beitrag wird nachdrücklich darauf hingewiesen, dass die Sturmflamme der SA mit Deutschem Gruß zu grüßen ist. Diese Flamme ist den SA-Leuten „heilig.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 14.10.1933: Der Verlag des Brettener Tagblatts hebt darauf ab, dass er „seine ganze Kraft“ einsetzt, um „als Verkünder der vaterländischen Gesinnung zu wirken.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 14.10.1933 – Schutzhaft: „Schutzhaft. Wegen Gefährdung des Arbeitsfriedens musste der Viehhändler Siegfried Lichtenberger von Bretten am 18. Oktober in Schutzhaft genommen werden.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 30.10.1933 – Wahlpflicht: Mitgliederversammlung der N.S.-Kriegsopferversorgung. „Der Ortsgruppenobmann gibt bekannt, dass sich die Kriegsopfer und Kameradenfrauen mit Angehörigen am Wahltag, den




12. November geschlossen an der Abstimmung zu beteiligen haben. Antreten hierzu vor den jeweiligen Wahllokalen. – Erscheinen ist Pflicht.“

Historischer Hintergrund – Reichstagswahl 12.11.1933: Zur Wahl, die gleichzeitig eine Volksabstimmung über den Austritt aus dem Völkerbund war, gab es landesweit nur eine nationalsozialistisch dominierte Einheitsliste. In den Monaten vor der Wahl waren die Gegner des NS-Systems systematisch ausgeschaltet worden. Die KPD und SPD waren zerschlagen. Intensiv nutzte das System alle Möglichkeiten, um propagandistisch für sich zu werben.

Brettener Tagblatt, Gölshausen, 4.11.1933 – Kundgebung der Hitlerjugend: Ankündigung einer großen Kundgebung der Hitlerjugend.

Brettener Tagblatt, Bretten, 6.11.1933 – Schutzhaft: Siegfried Lichtenberger nach Kislau überführt. Auf Veranlassung des badischen geheimen Staatspolizeiamtes wurden am Samstag die seit einiger Zeit in Schutzhaft befindlichen Viehhändler Kilsheimer aus Königsbach und Siegfried Lichtenberger aus Bretten nach Kislau überführt.

Brettener Tagblatt, Bretten, 9.11.1933: Annoncen im Brettener Tagblatt



Dienstordnung

Ich fordere alle Funkwarte auf, dafür Sorge zu tragen, daß am morgigen Freitag Mittag, ab 12 Uhr, sämtliche verfügbaren Lautsprecher an den offenen Fenster oder freien Plätzen aufgestellt werden. Keinem Deutschen darf die große Rede unseres Führers entgehen. Irgendwelche nennenswerte Störungen während dieser Zeit sind an den Unterzeichneten zu melden. Maschinen und Motoren, sowie Heilgeräte sind in dieser Zeit außer Betrieb zu lassen, sodasß ein einwandfreier Empfang garantiert ist.

Heil Hitler!
Kreistechnischer Leiter
gez. Karl Feuerbacher.

Flaggen heraus.

Ich fordere die gesamte Einwohnerschaft auf, der Bedeutung des Abstimmungstages am 12. November und der Verbundenheit von Volk und Führung nach außen dadurch sichtbaren Ausdruck zu verleihen, daß Häuser und Wohnungen von Freitag, den 10. November ab beslaggt und geschmückt werden.

Bretten, den 9. November 1933.
Der Bürgermeister.

Brettener Tagblatt, Bretten, 9.11.1933
Annoncen im Brettener Tagblatt

Brettener Tagblatt, Bretten, 11.11.1933 – Bürgermeister Schemenau: Gemeinderatsbericht vom 7.11.1933. Bürgermeister Schemenau ist wegen Krankheit in den Ruhestand versetzt worden. Sein Ruhegehalt wird vorläufig ausgezahlt.

Brettener Tagblatt, Bretten, 13.11.1933 – Bericht zur Reichstagswahl: Bericht über den Wahl-


 Am Samstag abend 8 Uhr in der
 „Stadt Pforzheim“
 

letzte große Wahlkundgebung.

Kreiskundgebung der NSDAP., woran alle Parteimitglieder und Amtswalter teilnehmen.
 Redner: **Gauleiter von Steiermark** (Oesterreich):
Pg. Oberheidacher.

Mitwirkende: Musikverein Bretten und die beiden Brettener Gesangvereine.
 Eintritt 20 Pfg. SA-Formationen und Erwerbslose halbe Preise.

Die Rede des Gauleiter Pg. Oberheidacher wird durch Lautsprecher auf der Straße übertragen.


Volksgenossen erscheint in Massen!


— Alles ist herzlich eingeladen. —

Die Kreispropagandaleitung der NSDAP.

1923 10 Jahr Gedenkteier 1933


9. November


heute Abend Ehrenfriedhof.

Die Vereine und Organisationen stellen sich um 6.45 Uhr abends auf dem Marktplatz auf: Marschieren durch die Reihen der SA., Sta., MSA, SS, die an den Straßenrändern Aufstellung genommen haben. Am Friedhof schlichte Gedenkteier unter Mitwirkung der beiden Gesangvereine und kurze Ansprache eines SA-Kameraden. Ehrung der ersten Toten des neuen Reiches.

Für die P.D. Ortsgruppenleiter **Wilhelm und Karl Rothmund** für die Ortspropagandaleitung, für die SA, Sta., SS. Motor-SA. **Kurt Ammann.**

Die Vereine und Formationen nehmen in folgender Aufstellung an der Totenehrung des 9. November teil: Musik (6 Uhr Probe im Lokal), NS-Jugend, NS-Bauernschaft, NSD., NS-Beamtenenschaft, PD, Feuerwehr (Anzug, Helm, umgezeichnet), Veteranenverein, Kriegerverein, Militärverein (Anzug, Mütze, Orden und Ehrenzeichen, Antreten halb 7 Uhr am Marktbrunnen), Sanitätskolonne, Arbeitsdienst, Frohsinn, Sängerbund (gemeinsame Probe 6.15 Uhr im „Bad. Hof“) und Sonstige. Die Aufstellung erfolgt auf dem Marktplatz. Der Anmarschweg: Melanchthonstraße, Spitze des Juges an der Spaltasse.

sonntag am 12.11.1933. Die Stadt war in einen „Fahnenwald“ gehüllt, um damit die Bedeutung des Tages zu demonstrieren. Die Vereine marschierten geschlossen zu den Wahllokalen, um dort ihre Pflicht zu erfüllen. Jeder, der gewählt hatte, bekam eine „JA-Plakette“ angeheftet. Personen, welche in Folge von Krankheit, Alter oder Behinderung nicht laufen konnten, wurden durch einen Fahrdienst zu einem Wahllokal gefahren.

Brettener Tagblatt, Bretten, 13.11.1933 – Ergebnis der Reichstagswahl: „Überwältigendes Ergebnis. Ein Volk, ein Wille, eine Partei, ein Reich“ [...]. Die Regierung hat das Volk hinter sich, das zeigt dieses Ergebnis; denn mehr als 96 Prozent stehen hinter dem Führer.“

Ergebnis der Wahl im Bezirksamt Bretten:

<i>Stimmberechtigt:</i>	16.217
<i>Gültige Stimmen:</i>	15.643
<i>Ja:</i>	16.217
<i>Nein:</i>	225
<i>Ungültig:</i>	253

Anm.: Hier hat sich wohl ein Fehler eingeschlichen. Denn die Zahl der Stimmberechtigten stimmt überein mit der Zahl der JA-Stimmen. Und wo bleiben die Nein- und die ungültigen Stimmen?

Brettener Tagblatt, Bretten, 14.11.1933 – Dankgeläute: „Auf Anordnung des evangelischen Landesbischofs läuteten am Montagabend von 6 bis 6:15 Uhr in allen badischen Kirchen die Glocken zum Zeichen des Dankes gegen Gott für das Bekenntnis des Volkes zur Nation und dem Werke Adolf Hitlers.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 14.11.1933 – Dankkundgebung: Die Brettener Vereine veranstalteten am gestrigen Abend einen Fackelzug vom Kaiserdenkmal zum Marktplatz. Unter „schneidigen Marschklingen“ des Musikvereins durchritt der Zug ein Spalier, welches die politischen Verbände, SA, SS u. a. m. bildeten. Kreisleiter PG. A. ergriff das Wort: „In seltener Einmütigkeit und Geschlossenheit hat sich das ganze Volk hinter seinen Führer gestellt [...]. Es hat gezeigt, dass es willens ist mit allen Völkern mit ehrlicher Friedensliebe zusammen zu arbeiten.“ PG A be-

endet seine Ausführungen: „Wir wollen auch heute dankbar dem gedenken, der die Geschicke aller Völker lenkt und singen das Lied: Wir treten zum Beten. Unter Läuten der Glocken sang alsdann die Menge den Choral.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 15.11.1933 – Bürgermeister Dr. Orth: Einberufung des Bürgerausschusses zu einer Sitzung am 17.11.1933.

TOP 1: Wahl des Bürgermeisters Dr. Orth

TOP 2: Die Besoldung des Bürgermeisters Dr. Orth

TOP 3: Dienstvertrag mit Bürgermeister Dr. Orth

Brettener Tagblatt, Bretten, 18.11.1933 – Bürgermeister Dr. Orth: Die Tagesordnungspunkte 1 bis 3 der Sitzung des Bürgerausschusses am 17.11.1933 wurden einstimmig angenommen.

Brettener Tagblatt, Bretten, 25.11.1933 – Beflagung: Hinweis auf die Disziplin der Beflagung von Häusern.

Brettener Tagblatt, Bretten, 28.11.1933 – Devisenschiebung: Verhaftet wurde am letzten Sonntag in Bergzabern in der Pfalz der Landesproduktenhändler Max Weingärtner sowie seine Tante Berta Wolf, beide von Bretten, wegen Devisenschiebung. Bei den Schiebungen soll es sich um größere Beträge handeln.

Brettener Tagblatt, Bretten, 2.12.1933 – Winterhilfswerk: Aufruf zum Winterhilfswerk. „Hausfrau Deine Pflicht! Morgen Sonntag: Eintopfgericht!“

Brettener Tagblatt, Bretten, 2.12.1933 – Winterhilfswerk: Bericht über „Volksgenossen“, welche in einem Geschäft auf die Sammelbüchse des Winterhilfswerks aufmerksam gemacht wurden und darauf drohten, „nie wieder dieses Geschäft zu betreten! [...]. Sollten irgendwo wieder derartige Bemerkungen gemacht werden, wird um Meldung der Betreffenden auf der Geschäftsstelle gebeten, damit diese Herrschaften an den Pranger gestellt werden können.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 6.12.1933 – Devisenschiebung (siehe auch 28.11.1933): Bericht über die Verhaftung des jüdischen Kaufmannes W. und seiner Tante, beide aus Bretten, beim Übertritt über die Grenze nach Frankreich in Schweighofen mit 900 Reichsmark.

Brettener Tagblatt, Bretten, 8.12.1933 – Strafgefängene: Hinweis darauf, dass es nicht zulässig ist, Pakete mit Lebens- und Genussmitteln an Strafgefängene zu senden.

Brettener Tagblatt, Bretten, 11.12.1933 – Arbeitsdienst: Mitteilung, dass der Arbeitsdienst nun braune Einheitstrachten trägt.

Brettener Tagblatt, Bretten, 18.12.1933 – Devisenschiebung (siehe auch 28.11.1933): Ankündigung des bevorstehenden Prozesses gegen die „Devisenschieber“ vor dem Schöffengericht Landau.

Brettener Tagblatt, Bretten, 19.12.1933 – Winterhilfswerk: Bericht über den Besuch des Landesführers des WHW (Winterhilfswerk) SS-Sturmabteilungsführer A. in Bretten.

Brettener Tagblatt, Bretten, 19.12.1933 – Deutscher Gruß: Anordnung: Im Bereich staatlicher Behörden ist der Deutsche Gruß verpflichtend auszuführen.

Brettener Tagblatt, Bretten, 27.12.1933 – Winterhilfswerk: Der Führer des WHW PG E. weist darauf hin, dass am 28.12. die Sammelbüchsen des Winterhilfswerks abgeholt werden. Weiterhin erinnert E. die Inhaber der Einzelhandelsgeschäfte daran, dass sie monatlich mindestens 1 Reichsmark in die Sammelbüchse zu werfen haben.

Brettener Tagblatt, Bretten, 29.12.1933 – Flaggenzwang: Hinweis auf das Hissen der Flaggen in allen Behörden am Neujahrstag. „Die Bevölkerung wird aufgefordert, sich dem Vorgehen der Behörden anzuschließen.“

Brettener Tagblatt, Bretten, 29.12.1933 – Zwangsmitgliedschaft: Mitteilung, dass publizistisch nur derjenige weiter tätig sein kann, der im „Reichsverband deutscher Schriftsteller“ Mitglied ist.

Quellen

Brettener Tagblatt in den Ausgaben des Jahres 1933

Protokolle der Gemeinderats- und Bürgerausschusssitzungen, Bretten

Akten d. Sondergerichts Mannheim im GLA Karlsruhe

Literatur

Benz, Wolfgang und Büttner, Ursula: Der Aufbruch in die Moderne – das 20. Jahrhundert. Weimar – die überforderte Republik 1918–1933, Stuttgart, 2010.

Bullock, Alan: Eine Studie über Tyrannei. Düsseldorf, 1953.

Grüttner, Michael: Das Dritte Reich 1933–1939, Stuttgart, 2014

Wikipedia-Artikel

*„Da war irgendwo ein wildgewordener
Gauleiter in Baden, der in Nullkommanichts
seine Juden los sein wollte.“* (Eichmann über Gauleiter Wagner)

Ein Beitrag zu Adolf Eichmanns Rolle bei der Deportierung der jüdischen Mitbürger im deutschen Südwesten am 22. Oktober 1940¹

MANFRED HILLER

Vorbemerkung

Bei den Großdeportationen der südwestdeutschen jüdischen Bevölkerung durch die NS-Gauleiter Adolf Wagner und Josef Bürckel vom 22. Oktober 1940 handelte es sich um terminlich koordinierte, aber separate Abschiebungs-Aktionen. Dies zeigt sich deutlich auch an der unterschiedlichen Durchführung der Transporte. Gemeinsam hatten sie das Ziel Südfrankreich, worüber in Mannheim sogar offiziell und schon am frühen Morgen durch den Gestapo-Chef informiert wurde. Auch der Gestapo-Referent „für Judensachen“ Philipp Haas gab in Karlsruhe diese Auskunft und fügte, vielleicht zur eigenen Beruhigung, hinzu, „die Fahrt gehe nach dem Süden, in ein warmes Land“.²

Dass die Massenvertreibung rücksichtslos und zynisch auf das jüdische Fest „Sukkot“ gelegt wurde, könnte Anlass geben, dahinter eine besonders böartige Schikane des Antisemitismus zu vermuten. Als Erklärung bietet sich aber auch der Umstand an, dass die Kinder schulfrei hatten und nicht aufsehenerregend aus den Schulen abgeholt zu werden brauchten. Da zudem in einigen Betrieben in Mannheim und Karlsruhe –

1 Die kenntnisreiche Dissertation von Gerhard J. Teschner enthält viele gründlich recherchierte Fakten [*Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden am 22. Oktober 1940, Ffm. 2002*]. Durch die Einbeziehung von Eichmanns Aussagen komme ich allerdings in einigen wesentlichen Fragen zu anderen bzw. genaueren Ergebnissen.

Daneben sind noch zu nennen: Paul Sauer (Hrsg.), *Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das NS-Regime, Bd. II*, Stuttgart 1966; Jacob Toury, *Die Entstehungsgeschichte des Austreibungsbefehls gegen die Juden der Saarpfalz und Badens (22./23. Oktober 1940 – Camp de Gurs)*, in: *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte (Univ. Tel Aviv)*, hg. W. Grab, Bd. 15, 1986, S. 431–464; für Karlsruhe mit reichem Quellenmaterial: Josef Werner, *Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich*, Karlsruhe 1988²; Jürgen Stude, *Geschichte der Juden im Landkreis Karlsruhe, Ubstadt-Weiher 1997*; Christian Eggers, *Unerwünschte Ausländer. Juden aus Deutschland und Mitteleuropa in französischen Internierungslagern 1940–1942*, Berlin 2002; Ernst Otto Bräunche/Volker Steck (Hg.), *Geschichte und Erinnerungskultur. Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden in das Lager Gurs, Karlsruhe 2010* (Lindemanns Bibliothek, Bd. 116); Katja Limbächer (Landeszentrale für politische Bildung BW), „Ich weiß nicht, ob wir nochmals schreiben können“. Die Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden in das Internierungslager Gurs in den Pyrenäen. *Materialien*, Stuttgart 2010; Landeszentrale für politische Bildung BW (Hg.), „Es war ein Ort, an dem alles grau war ...“. Die Deportation der badischen Jüdinnen und Juden nach Gurs im Oktober 1940, Stuttgart 2020.

2 Werner, S. 311. Die letzte Sekretärin der jüdischen Gemeinde, Else Kotkowski, die Haas kannte, fragte diesen besorgt, ob es nach Polen gehe; darauf habe er die zitierte Antwort gegeben.

wohl auch in anderen Städten³ – die jüdischen Mitarbeiter für den folgenden Tag abgemeldet wurden, erklärt sich die Wahl des Dienstags für die Aktion. Andererseits zeigt nichts besser die rabiante Entschlossenheit der Gauleiter, mit unerbittlicher Konsequenz niemanden entkommen zu lassen.

Dass in „bestehender“ Mischehe Lebende (als einzige Ausnahme außer den nicht Transportfähigen) nicht deportiert werden sollten, hatte teils ideologische, teils sozialpolitische Gründe. Dennoch wurden Weltkriegsveteranen, sonst immer noch respektiert, nach dem Willen der Gauleiter nicht verschont. Der gut informierte Autor eines nach meiner Einschätzung polizeilichen Berichts aus Karlsruhe konstatiert missbilligend: „Auch Männer, die als Frontkämpfer und zum Teil als Offiziere der alten Wehrmacht am Weltkrieg 1914 – 1918 auf deutscher Seite teilgenommen haben, mußten verschickt werden“. Gleichermaßen distanziert schreibt er über die „Eva-kuierung“ der Altersheime in Mannheim, Karlsruhe, Ludwigshafen usw.: „Frauen und Männer, die nicht zu gehen imstande waren, wurden befehlsgemäß auf Tragbahnen zu den Eisenbahnzügen transportiert“. Der älteste Deportierte sei „ein 97-jähriger Mann aus Karlsruhe“ gewesen.⁴ Dass es auch anders ging, erfahren wir aus dem Bericht der damals 13-jährigen Hanna Meyer-Moses, deren Vater Nathan „als Rechtsanwalt und ‚Leiter des Palästina-Amtes für das Land Baden‘“ den Gestapo-Leuten bekannt war, die „sich verhältnismäßig höflich verhielten“. Nathan

3 Im Bericht des Toulouser Rabbi René Kapel vom 12.11.40 [s. Anm. 17], der sich in Gurs informieren konnte, heißt es pauschal: „Le 21 octobre en soir, tous les ouvriers juifs de Bade, du Palatinat et de la Sarre furent informés qu'ils n'avaient plus à se présenter le lendemain au travail“.

4 „Bericht über Verschickung von Juden deutscher Staatsangehörigkeit nach Südfrankreich Karlsruhe i. B., den 30. Oktober 1940“ [zit. nach Sauer, Dok. 441, S. 242f. – Hervorh. MH]. Zur Einschätzung dieser außergewöhnlichen und hier neu ausgewerteten Quelle [im Folgenden „Karlsruher Bericht“] s. u.

Moses hätte wegen einer Gehbehinderung zurückbleiben können, entschied sich aber mitzufahren. Die Gestapo brachte ihn, „vermutlich als Vergünstigung gedacht“, mit dem Gepäck im Auto zum Bahnhof. Man sorgte auch dafür, dass die Familie reichlich Proviant mitnahm.⁵

Der „Karlsruher Bericht“ ist neben Eichmanns noch zu besprechenden Äußerungen über Wagner ein weiterer Beleg für die These, dass die beiden Gauleiter die treibende Kraft für die Oktober-40-Deportationen waren. Nach dem sichtlich auf internen Informationen basierenden Kenntnisstand lässt sich das Dokument am ehesten der Karlsruher Gestapo-Zentrale zuordnen. Die deutlich reservierte Haltung entspricht der des eingangs erwähnten früheren Kriminalsekretärs Philipp Haas, der auch wegen seiner speziellen Funktion als Verfasser in Frage kommt. Für die Gestapo galt die von Eichmann oft wiederholte Parole Himmlers, unnötige Härten seien zu vermeiden. In der Praxis des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) stand der Respekt vor soldatischer Bewährung höher als die Ambitionen eines Gauleiters. Doch habe man, so der durchgängige Tenor des Berichts fast entschuldigend, deren Befehle ausführen müssen, die auch keine „Rücksicht auf Alter und Geschlecht“ erlaubt hätten.

Die geläufige Benennung der Oktober-40-Deportierungen nach dem „Camp de Gurs“ erweckt den unzutreffenden Eindruck, dieses Internierungslager sei schon von vornherein der vorgesehene Zielort gewesen. Das war er auch dann noch nicht, als die im unbesetzten Teil Frankreichs amtierende Pétain-Regierung gezwungenermaßen daranging, für eine Unterbringung zu sorgen. Aus mehreren Aufzeichnungen ergibt sich der Eindruck chaotischer Improvisation: „Wir ... sollten nach dem mittelländischen Meer kommen“, schreibt die Pfälzerin Hilda Strauß,

5 Hanna Meyer-Moses [s. Anm. 17], S. 30.

geb. Mann, in einem Brief, „da aber dorten so große Überschwemmung herrschte, ging es wieder zurück mit uns“.⁶ Das ursprünglich vorgesehene Lager dürfte, wie die recht genauen Aufzeichnungen von Ida Loeb aus Mutterstadt bestätigen,⁷ das Strandlager St. Cyprien südöstlich von Perpignan gewesen sein, auch dieses nur eine vorläufige Lösung.

In der Literatur wird mehrfach der spektakuläre Auftritt erwähnt, den der Gestapo-Judenreferent im Reichssicherheitshauptamt (RSHA), Adolf Eichmann, bei der Überleitung der Züge an der Grenze zum „freien“ Frankreich hatte. Sein Einsatz, das wird dabei übersehen, beschränkte sich auf die sieben badischen Züge, die – mit französischen Abteilwagen – von der Reichsbahn geliefert worden waren. Fünf dieser Züge starteten in Mannheim. Für die 905 Karlsruher Juden wurde ein eigener Zug bereitgestellt; z. T. wurden sie auch in Mannheimer Zügen untergebracht.⁸ Ab Singen a. H. fuhr ein Zug, in den die Konstanzer umstiegen, die von dort mit dem Zug befördert worden waren. Eichmann war seit Anfang 1940 innerhalb des RSHA für die Anforderung von ‚rollendem Material‘ bei Zwangsumsiedlungen zuständig, ein unauffälliger Meilenstein seiner Karriere als künftiger Deportationsspezialist. Die Fahrpläne wurden

6 Zit. nach Roland Paul, Die Deportation aus der Pfalz nach Gurs, in: Bräunche/Steck, Karlsruhe 2010, S. 30. Hilda Strauß schreibt von einer „langen Irrfahrt von 4 Tagen und Nächten“ nach Gurs. Ihr Zug, der in Kaiserslautern abgefahren war, dürfte der letzte der Oktober-40-Transporte gewesen sein, der in Oloron-Ste-Marie eintraf.

7 „Fahrt bis Perpignan, da Überschwemmung fahren wir wieder zurück. In Cette [Sète] am Bahnhof können Klosett besuchen und uns etwas waschen“ [zit. nach: <http://judeninmutterstadt.org/5-4-1-drei-mutterstadter-schicksale-ida-lob-emil-und-chana-dellheim/> – letzter Aufruf 13.06.22]. Ida Loeb fuhr mit dem anderen Pfälzer Zug, der in Ludwigshafen bereitgestellt worden war.

8 Diese Zahlenangabe nach Werner, S. 313. Einige Wochen später seien noch 40 Karlsruher mit einem kleinen Transport nach Gurs gebracht worden. Else Kotkowski spricht von nur einem – sehr langen – Zug [Werner, S. 317]; Hanna Meyer-Moses [s. Anm. 17], S. 31, berichtet, sie seien „im Laufe des Nachmittags ... auf die Züge verteilt“ worden.

von seinem Verbindungsmann zur Reichsbahn, Franz Novak, aufgrund der örtlichen Gestapo-Listen detailliert ausgehandelt.⁹

Die beiden aus der Pfalz abgehenden Züge dagegen stellte die französische Staatsbahn SNCF, über die Bürckel als Zivilverwalter des besetzten Lothringen verfügen konnte. Zu ihm als saarpfälzischem Gauleiter und – bis April 1940 – Reichskommissar in Wien hatte Eichmann, auch wenn dies oft behauptet wird,¹⁰ keine institutionelle oder persönliche Verbindung. In seiner Erinnerung kommen Bürckels Züge gar nicht vor.

Als Judenreferent des RSHA-Chefs Heydrich musste Eichmann sich danach allerdings mit konkurrierenden Instanzen auf der regionalen und der Reichs-Ebene auseinandersetzen. Die staatlichen Behörden, vor allem Außen- und Innenministerium, und ebenso die involvierten Partei-Stellen verfolgten unterschiedlich gelagerte Absichten und Interessen. In seinen Nachkriegsaussagen bringt Eichmann recht deutlich zum Ausdruck, was er von Gauleitern und von Einmischungen hielt, die seine Auswanderungs-Planungen störten.

Mein Beitrag befasst sich mit den Akteuren und, soweit es die Quellen ergeben, mit der Beteiligung der regionalen und örtlichen Gestapo-Stellen. Die von Eichmann und seinem Stellver-

9 SI, Bd. 18,7. Den nur unzulänglich erhaltenen Text des Sassen-Interviews [4-monatige Befragungen und Diskussionen mit Eichmann, die 1957 in Buenos Aires auf Band aufgenommen und transkribiert wurden – abgek. „SI“] zitiere ich nach Transkript-Kopien mit Angabe der Tonband-Nr. und der Transkript-Seitenzählung. Verwendet wurden Kopien aus den Bundesarchiven Koblenz [Nachlass Servatius, AllProz 6/95-109] und Ludwigsburg sowie dem Wiesenthal Archiv Wien. Zu Novak siehe: Kurt Pätzold/Erika Schwarz: „Auschwitz war für mich nur ein Bahnhof“. Franz Novak – der Transportoffizier Adolf Eichmanns, Berlin 1994.

10 Teschner [S. 95f.], der auch die Bezeichnung „Bürckel-Aktion“ verwendet, ist der irrigen Meinung, Bürckel sei in Wien 38/39 Eichmanns Vorgesetzter bei dessen Vertreibungs- und Umsiedlungsaktionen gewesen; diese Auffassung, für die es keine konkreten Anhaltspunkte gibt, wird auch sonst häufiger vertreten; s. dagegen: Hans Safrian, Eichmann und seine Gehilfen, Frankfurt/M. 1995, S. 40f.

treter Günther nachträglich verbreitete Behauptung, es habe ein Führerbefehl vorgelegen, wird von Eichmann selbst als bewusste Irreführung aufgedeckt.

Hinzu kommen neue Erkenntnisse über die Transport-Abläufe. Angesichts verschiedentlich falscher und widersprüchlicher Vorstellungen über die Zusammensetzung und Laufwege der Züge sah ich mich veranlasst, dies durch Heranziehung von Berichten aus den verschiedenen Regionen genauer zu klären.¹¹ Dadurch war es möglich, die unterschiedlichen Angaben über die Fahr- und Ankunftszeiten einigermaßen zu entwirren. Es stellte sich heraus, dass nicht alle, sondern nur die anfangs vorausfahrenden Pfälzer Züge kurz vor dem Ziel bei Perpignan umkehren und zurückfahren mussten. Inzwischen waren offenbar die badischen Züge nach Toulouse umdirigiert worden und warteten im Bereich des Güterbahnhofs auf die Pfälzer. Dort scheint erst die Entscheidung für Gurs im westlichen Pyrenäen-Vorland gefallen zu sein. Bür-

11 *Die wichtigsten mir zugänglichen Berichte sind:* Lili Reckendorf, „Wir gingen stumm und tränenlos“. Erinnerungen an die Deportation am 22.10.1940 von Freiburg nach Gurs, in: Manfred Bosch (Hg.), *Alemannisches Judentum. Spuren einer verlorenen Kultur*, Eggingen 2001, S.271–284; Oskar Althausen, *Die Deportation und Camp de Gurs überlebt*, in: *Oktoberdeportation 1940*, (hg. Erhard R. Wiehn), Konstanz, 1990, S.343–373; Bericht Hugo Schriesheimer, ebd. S.181–194; Bericht Eugen Neter über Camp de Gurs, in: Hans-Joachim Fliedner, *Die Judenverfolgung in Mannheim 1933–1945*, Stuttgart u. a., 1991², S.310 ff.; Ida Loeb, *Deportation nach Gurs aus Mutterstadt*, <http://judeninmutterstadt.org/5-4-1-drei-mutterstadter-schicksale-ida-lob-emil-und-chana-dellheim/> [letzter Aufruf 21.04.22]; Margot u. Hannelore Wicki-Schwarzschild, *Als Kinder Auschwitz entkommen*, hg. Erhard Roy Wiehn, Konstanz 2011; Hanna Meyer-Moses, *Reise in die Vergangenheit. Eine Überlebende des Lagers Gurs erinnert sich an die Verfolgung während der NS-Diktatur*, Ubstadt-Weiher u. a. (2009), 2019²; Berty Friesländer-Bloch, *Die Deportation der Gailinger Juden am 22. Oktober 1940. Ein Bericht*, in: Eckhardt Friedrich/Dagmar Schmieder (Hg.), *Die Gailinger Juden*, Konstanz 1981, S.111–121; Bericht René Kapel vom 12.11.1940, *Mémorial de la Shoah*, CXX-3; Hanna Schramm, *Menschen in Gurs. Erinnerungen an ein französisches Internierungslager (1940–1941)*, Worms 1977; *hinzu kommen noch Auszüge aus weiteren Berichten in:* (1) Ernst Otto Bräunche/Volker Steck; (2) Josef Werner; (3) Jürgen Stude [alle s. Anm. 7].

ckels Züge erreichten schließlich als Letzte den Bahnhof Oloron-Ste-Marie. Ein Mannheimer Zug kam dort als Erster an, seine Insassen wurden noch am selben Abend mit LKWs ins Lager Gurs gebracht. Oskar Althausen und Eugen Neter aus Mannheim datieren diese Ankunft auf den Abend des 24. Oktober. Die letzten LKW-Transporte trafen in Gurs im Lauf des 25.10. ein.

Otmar Weber aus Dahn verdanke ich den Hinweis, dass ein Pfälzer Zug – es muss der Ludwigshafener gewesen sein – zweimal Toulouse anfuhr. Das deckt sich mit dem Bericht von Friesländer-Bloch aus Gailingen in dem vermutlich zuletzt angekommenen badischen Zug, die von Überschwemmungen bei Lourdes berichtet („die sich bis auf die Bahngeleise ausbreitete[n]“), weshalb sie „eine grosse Strecke zurück“ fahren mussten, „wo wir zunächst wiederum stundenlang auf einem toten Geleise stehen mussten, bis eine Weiterfahrt möglich geworden war“.

Die „Konfusion auf französischer Seite“ (Althausen) zeigt eindrücklich, wie sehr die Vichy-Regierung durch diese eklatant vertragswidrigen Abschiebungen überfordert war und wie unrealistisch die Vorstellungen einiger deutscher Stellen waren, Frankreich könne die Deportierten im Land behalten und versorgen.

Mit Heinrich Grüber, dem Leiter der von der protestantischen Kirche eingerichteten „Hilfsstelle für nichtarische Christen“ in Berlin, möchte ich auf der anderen Seite einen bisher kaum gewürdigten Gegenspieler herausheben. Er hat sich tatkräftig um die Opfer gekümmert und wollte ihnen angesichts der katastrophalen Zustände im Lager Gurs auch selbst vor Ort Beistand leisten.

Bisher unbekannt ist, dass Grüber es war, der – als noch keiner der Züge die Demarkationslinie passiert hatte – die französische Seite alarmierte und so den entschiedenen Widerstand der Franzosen auslöste. Grüber fand den richtigen Adressaten, weil er durch seinen Freund

und Kollegen Hermann Maas über das Deportationsziel Südfrankreich verlässlich informiert war. Dass Eichmann Grüber ins Konzentrationslager einliefern ließ – mit der Begründung, er habe zum wiederholten Mal „fuer Juden interveniert“¹² –, bestätigt die Bedeutung dieser engagierten Einmischung. Falls weitere Abschiebungen, namentlich aus Hessen, geplant waren, ist es nicht zuletzt Grübers Verdienst, dass derartige Absichten undurchführbar wurden.¹³

Die Erkenntnisse über Eichmanns Beitrag ergeben sich aus bisher nur unzureichend ausgewerteten Quellen. Die beiden großen Nachkriegsbefragungen des 1950 in Argentinien untergeachteten und dort 1960 durch den israelischen Mossad aufgespürten SS-Obersturmbannführers „a. D.“ erweisen sich mit aller quellenkritischen Vorsicht als in vieler Hinsicht ergiebig:

- die israelische Polizei-Anhörung von 1960/1;
- die umfangreichen Auslassungen Eichmanns im argentinischen Exil von 1957, bekannt als „Sassen-Interview“. In diesem findet sich ein aufschlussreicher Hinweis über das Zustandekommen der bekannten, von Heydrich unterschriebenen und an das Auswärtige Amt gerichteten ‚Mitteilung‘ vom 29.10.40.

Dieser Heydrich/Eichmann-Bericht wird unten eingehend behandelt und am Ende als Reproduktion wiedergegeben.

12 So Eichmanns lakonische Begründung in seiner Anhörung durch den israelischen Polizeioffizier Avner Less [abgedruckt in: *State of Israel – Ministry of Justice, The Trial of Adolf Eichmann, Jerusalem 1995, Vol. 7 bzw. 8; abgek. „TAE“ – hier TAE 7, 1644*].

13 Nach dem „Karlsruher Bericht“ wurde wegen der „Bedenken“ der französischen Regierung „die in Aussicht genommene Verschickung der Juden aus Hessen zunächst aufgeschoben“ [Sauer, *Dok. 441, S. 242*].

Von einem Erfolg kann nicht die Rede sein

Die Euphorie des Kriegserfolgs im Westen ließ im Sommer 1940 auch den NS-Bezirksfürsten den Kamm schwellen, die über die an Frankreich angrenzenden südwestdeutschen Gaue herrschten. Den Gauleitern von Baden und Saarpfalz war im Juni 1940 zusätzlich die Zivilverwaltung des Elsass bzw. Lothringens übertragen worden. Unverzüglich hatten sie sich daran gemacht, in großer Zahl missliebige Franzosen auszuweisen. Bereits vor dem Krieg Vertriebene wurden an der Rückkehr gehindert. Zugleich gelang es ihnen, die dortige jüdische Bevölkerung nach Frankreich abzuschieben. Unter 100.000 Elsässern, die bis Ende 1940 verbannt wurden, waren 22.000 Juden. In Lothringen veranlasste Bürckel in diesem Zeitraum die Abschiebung von 80.000 Menschen.¹⁴

Um ihre deutschen Gebiete – Baden, Pfalz und Saarland – ebenfalls ‚judenfrei‘ zu machen, sahen sie nun eine günstige Gelegenheit und glaubten, nach demselben Muster verfahren zu können. Unter der diskreten Regie der regionalen und örtlichen Gestapo-Stellen wurden mit großem Polizeiaufgebot am 22. Oktober alle auch nur einigermaßen transportfähigen und nicht unter Ausnahmeregelungen fallenden jüdischen Einwohner zu den Sammelstellen gebracht und in Züge gesetzt.

Über das Zustandekommen dieser Massenabschiebung und die Rolle der Gauleiter gibt der erwähnte „Karlsruher Bericht“ Auskunft, der im

14 Peter Longerich, Heinrich Himmler. Biographie, München 2008, S. 514f. Noch genauere, in der Größenordnung vergleichbare Zahlen nennt Christopher Browning [*Die Entfesselung der „Endlösung“. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942, Berlin 2006, S. 143*]: „Aus dem Elsass wurden bis Mitte November 47.187 und aus Lothringen bis Dezember 23.790 Menschen (darunter 3.259 Juden) verschleppt. Weiteren 71.537 Menschen, die aus dem Elsass geflohen waren (darunter 17.875 Juden), verweigerte man die Rückkehr“.

Archiv des Außenministeriums gefunden und dessen Quellenwert bisher nach meiner Einschätzung fehlgedeutet wurde. Dieses in einiger Hinsicht außergewöhnliche Dokument hat die Form eines unmittelbar erstellten ersten Sachberichts über die „Verschickung“. Es hat keinen Adressaten und ist auch nicht namentlich gezeichnet. Als Handelnde werden die Gauleiter, auf deren „Antrag“ die Deportationen erfolgt seien, und die „Geheime Staatspolizei“ genannt. Wagner und Bürckel werden ausdrücklich als verantwortlich („zuständig“) bezeichnet.

Jacob Toury¹⁵ schließt aus den Umständen der Überlieferung und der distanzierten Haltung, dass der Verfasser – obwohl gut informierter Insider – der Bekennenden Kirche nahe stehe. Doch das ist irreführend. Der Kenntnisstand und der dienstliche Berichtsstil lassen am ehesten auf einen Bericht der Karlsruher Gestapo-Führung an eine übergeordnete Instanz schließen. Der Autor ist selbst Akteur. Die verhalten kritische Kommentierung gilt nicht der Gesamtktion, sondern einigen Willkür-Entscheidungen der Gauleiter. Sonst wird der Ablauf sachlich und unkommentiert dargestellt. Allerdings gibt der letzte, augenscheinlich später hinzugekommene Absatz Aussagen wieder, die zwar ebenfalls auf internem Wissen beruhen, jedoch erklärtermaßen aus vorläufigen, ungesicherten Meldungen stammen. Diese sind entsprechend kritisch zu bewerten.¹⁶

15 Jacob Toury [Anm. 1], S. 453f.

16 Die Rede ist von „bisher vorliegenden Meldungen“, von „12 plombierten Eisenbahnzügen“, die „nach mehrtägiger Fahrt in südfranzösischen Konzentrationslagern am Fuß der Pyrenäen eingetroffen“ seien. Dort habe es „an Lebensmitteln und an geeigneter Unterbringungs-Möglichkeit für die hauptsächlich aus alten Männern und Frauen bestehenden Verschickten“ gefehlt. Dies sei der Grund, weshalb „von der französischen Regierung die Weiterleitung der Deportierten nach Madagaskar unmittelbar nach Öffnung der Seewege in Aussicht genommen“ werde [Sauer, Dok. 441, S. 243]. Haas war bei der Abfahrt des Karlsruher Zugs anwesend, wusste also, dass von Plombierung nicht die Rede sein konnte. Dieser letzte Absatz passt so wenig zum sonstigen Bericht, dass eine nachträgliche Ergänzung anzunehmen ist.

Die aufgeführten Zahlen sind erkennbar zu hoch, könnten aber, wie Toury erwägt, aus den vor der Aktion von der Gestapo erstellten Listen stammen. Die kritische Einstellung entspricht der des Karlsruher Gestapo-Referenten „für Judensachen“ Haas. Er war zwar wesentlich an der Durchführung der Abschiebung beteiligt, zeigt in dem Bericht aber ein gewisses Unrechtsbewusstsein. Karl Eisemann, der Leiter der Bezirksstelle Baden-Pfalz der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, bescheinigt ihm einen „anständigen Charakter“. Er habe „manchen Wink gegeben“: „Immer wieder hat er Juden geholfen, hat die eine oder andere Maßnahme, soweit es in seiner Macht lag, gemildert.“ „In einer Art Kurzschlußhandlung“ habe er im April 1945 Selbstmord begangen.¹⁷ In Stil und Perspektive entspricht der Bericht dem Mannheimer „Lagebericht“ der dortigen Staatsanwaltschaft vom 06.11.40, der die Aufzählung der Selbstmorde mit dem Satz einleitet: „Am 22. Oktober 1940 vormittags wurden in Mannheim durch die Geheime Staatspolizei die Juden weggeschafft“.¹⁸ Diesen Bericht scheint der Karlsruher Autor zu kennen, wenn er zusammenfassend schreibt: „Allein in Mannheim sind bis Dienstag vormittag 8 Selbstmorde erfolgt, in Karlsruhe 3“.

Haas, und auch deshalb dürfte diese Zuschreibung berechtigt sein, konnte wissen, dass die Gauleiter einen „Antrag“ gestellt hatten, und dieser konnte nur an Himmler gerichtet gewesen sein. Dagegen war von einem Führerbefehl offenbar vor Ort in Karlsruhe nichts bekannt. Himmlers Mitwirkung und zugleich die Einbindung der Gestapo-Zentralen in den drei Gauen wird bestätigt durch eine Feststellung in einem weiteren Dokument aus dem Archiv des auswärtigen Amtes. Bei diesem handelt es sich um eine amtsinterne Aufzeichnung für den Chef der

17 Zit. nach Werner, S. 524, Anm. 37.

18 Hans-Joachim Fliedner, Die Judenverfolgung in Mannheim 1933–1945, Stuttgart u. a., 1991², S. 308.

AA-Abteilung Deutschland, Martin Luther. Ein Mitarbeiter von dessen Judenreferenten Franz Rademacher, Gerhard K. Todenhöfer, notiert darin: „Die Staatspolizeileitstellen in Karlsruhe, Neustadt a. d. H. und Saarbrücken hatten den Befehl des Reichsführers SS, diese Aktion im Geheimen vorzubereiten und durchzuführen“.¹⁹

Für Empörung und anhaltenden Widerstand auf französischer Seite sorgte nicht zuletzt die handstreichartige, mit recht plumpen Täuschungen operierende Einschleusung der Transporte in die unbesetzte Zone. Die in dem kleinen Kurstädtchen Vichy residierende Pétain-Regierung war unvorbereitet vor vollendete Tatsachen gestellt worden.

Bürckels Züge fuhren auf unterschiedlichen Routen. Der eine wurde von Ludwigshafen über Landau und Pirmasens und von dort über Sarreguémies, Sarrebourg und Lunéville geleitet, der zweite startete in Kaiserslautern und machte Halt in Forbach/Lothringen, wohin die Saarländer von der Sammelstelle Saarbrücken gebracht worden waren. Unter dem Vorwand, es handle sich um ausgewiesene Lothringer, passierten beide Züge – ob getrennt oder im Konvoi (ab Sarrebourg, wie Roland Paul in einem Vortrag für möglich hält?) – in Chalon-sur-Saône die Demarkationslinie. Nachdem durch eine plötzlich eingetretene und anhaltende Wetterkatastrophe die für einen bleibenden Aufenthalt ohnehin ungeeigneten Strandlager bei St. Cyprien unbrauchbar geworden waren, mussten die beiden Züge

19 Dok. Nr. 442 in: Sauer, S. 243 [*Hervorh. MH*]. Die Todenhöfer-Notiz beruht auf einem Telefonat mit Eichmann-Stellvertreter Rolf Günther über die Frage, weshalb eine vorausgehende Absprache mit Vichy nicht erfolgt war und wie jetzt die Waffenstillstandskommission angewiesen werden sollte, den Franzosen Auskunft zu geben. Günther räumt ein, es sei durchaus „erwogen worden, die Französische Regierung zu verständigen“. Damit zeigt er dasselbe Problembewusstsein, das Eichmann in Israel sagen lässt: „Unseres Erachtens nach hätte es also eine solche Angelegenheit ohne vorherige Befragung Vichys nicht geben dürfen“ [*TAE 7, 146*]. Günther, notiert Todenhöfer, habe auch nicht sagen können, warum das nicht erfolgt sei.

ca. 130 km zurückfahren. Die Entscheidung für Gurs, gut 450 km weiter westlich bei Pau gelegen, war ebenso nur eine Notlösung und die Unterbringung dort genausowenig vorbereitet wie am Mittelmeer.

Den badischen Zügen blieb der Umweg erspart. Sie waren zuvor, ebenfalls in Chalon-sur-Saône, von dem im August zum SS-Sturmbannführer avancierten Eichmann durchgelotst worden – deklariert als „Wehrmachtstransporte“ mit Ziel Atlantikregion. Eine solche Durchfahrt in die besetzte Zone, hatte er herausgefunden, hätte Vichy eigentlich dulden müssen, allerdings sicher nicht mit unbestimmter Zielangabe und nicht mit dieser Fracht. Auch für Wagners Züge war die Weiterfahrt Richtung Toulouse durch die Folgen des Extrem-Unwetters beeinträchtigt – im Überschwemmungsgebiet des Gebirgsflusses Aude zwischen Narbonne und Carcassonne, wie wir aus dem beeindruckend genauen und kenntnisreichen Bericht der Freiburger Lehrerin Lili Reckendorf erfahren.²⁰ Reckendorf weiß auch von dem verwüsteten Lager bei St. Cyprien, dessen Insassen „damals in größter Not“ gewesen seien und zu einem großen Teil ebenfalls nach Gurs gebracht wurden.²¹

Die vorausgehende und z. T. noch in Gang befindliche Vertreibung unerwünschter Landsleute und französischer Juden aus Elsass und Lothringen hatte die französische Regierung hinnehmen müssen. Doch jetzt, da es sich um deutsche Staatsbürger handelte, konnte sie eine sofortige Rücknahme verlangen.

Erhebliche Schwierigkeiten waren gleichzeitig – wegen der Brüskierung Vichys – von der

20 Lili Reckendorf, in: Bosch 2001, S. 277. Die Freiburger saßen mit den Konstanzern, Gailingern und Offenburgern im gleichen Zug, der in Singen a. H. gestartet war und französische Abteilwagen hatte.

21 Reckendorf schreibt, unter den vom Mittelmeer nach Gurs Verlegten seien „viele arische Flüchtlinge aus Norddeutschland, Belgien und Frankreich“ gewesen – „Jammergestalten, krank, zerrissen, verlumpt“.

obersten Führung des Auswärtigen Amtes (AA) und von Minister Ribbentrop zu erwarten, der auf diplomatische Rücksichtnahme zu achten hatte. Wohl eben deshalb hatte man ihn persönlich nicht eingeweiht. Doch der Leiter der AA-Abteilung Deutschland, Unterstaatssekretär Martin Luther, war mit dem Vorgehen der Gauleiter und des RSHA offenbar einverstanden und beteiligte sich am Herunterspielen der Aktion. Luthers Loyalität gegenüber der AA-Führung war, wie sich später zeigen sollte, nicht sonderlich ausgeprägt.

Das Reichssicherheitshauptamt und damit Eichmann sei erst in der „second and last phase“ auf den Plan getreten – das behauptet dieser jedenfalls von sich 1961 in seinem Jerusalemer Prozess.²² Das ist wohl zutreffend, denn aus dem Einsatz örtlicher Gestapo lässt sich nicht schließen, dass Eichmanns Vorgesetzter Gestapo-Chef Müller oder gar Heydrich führend an der Vorplanung und den Entscheidungen beteiligt gewesen wären. Dass Himmler die in der Todenhöfer-Notiz erwähnte Weisung an die Stapo-Leitstellen gab, hing mit seiner Funktion als Chef der fusionierten deutschen Polizei zusammen. Aus mehreren Städten wird berichtet, dass Gestapoleute in Zivil am jeweiligen Morgen die Ausweisungs-Mitteilungen überbracht und auch darauf geachtet hätten, dass sich die Ausgewiesenen mit Lebensmitteln versorgten. An der Zugbegleitung waren sie wohl eher nicht beteiligt.

Eichmanns Berliner Gestapo-Referat IV D 4 selbst war wegen seiner Funktion als Verbindungsstelle zur Reichsbahn eingeschaltet worden. In dieser Zuständigkeit war Eichmann dann sogar gezwungen, persönlich einzugreifen, als bereits bei der Grenzdurchfahrt das Scheitern

22 Im Prozess, 77. Sitzung am 26.06.61, gibt Eichmann die eindeutige Auskunft: „I was not involved in this operation, only in the second and last phase, that is to say, purely in the matter of transportation“: <http://www.nizkor.com/hweb/people/e/eichmann-adolf/transcripts/Sessions/Session-077-02.html> – *letzter Zugriff* 22.04.2022.

drohte. Nach seiner Aussage musste er die zu befürchtende Abweisung und Zurückschickung der Deportierten unter allen Umständen verhindern. Für die zentrale Planung der angestrebten „Endlösung“ hätte das damit verbundene öffentliche Aufsehen ein Fiasko bedeutet. Zwar fand die Odyssee der südwestdeutschen Juden in Gurs und weiteren französischen Lagern ein vorläufiges Ende. Doch für die Berliner Protagonisten der deutschen Judenpolitik war das keinesfalls der Erfolg, als den sie die „Abschiebung“ im internen Schriftverkehr verkauften.

Den falschen Eindruck einer erfolgreichen Aktion vermittelt auch Hannah Arendts gern zitiertes Resümee, die Opfer hätten sich zur höchsten Zufriedenheit der Organisatoren widerstandslos und unbemerkt von den Nachbarn „auf eigenen Füßen in den Untergang“ begeben.²³ Auch ihre wiederholt über den Völkermord an den Juden geäußerte Vorstellung, die Juden hätten sich unter entsprechender Führung wehren oder zumindest verweigern können, geht an den Realitäten vorbei.²⁴ Ebenso ist Arendts Einfall zur Gurs-Aktion, „die Nazis“ hätten die Reaktion der Bevölkerung und ebenso die der Vichy-Regierung „sondieren“ wollen, nichts weiter als eine für ihre Darstellung typische erzählerische Pointe. Einseitig funktionalistisch gedacht, macht sie die Akteure nicht namhaft, suggeriert aber sach- und quellenwidrig, diese seien in ihren weitergehenden Absichten bestärkt worden, nachdem angeblich alles so glatt gelaufen sei.

23 Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, München 1964, S. 256 [S. 195 nach der Seitenzählung früherer Ausgaben].

24 S. dazu Werner Renz, *ad Hannah Arendt Eichmann in Jerusalem. Die Kontroverse um den Bericht „von der Banalität des Bösen“*, EVA, Hamburg 2021, S. 114 ff. Renz stellt zurecht fest: „Verweigerung der Mitwirkung, des Mitmachens bei Aufopferung des Lebens wäre nach Arendt die moralisch gebotene Haltung der jüdischen Funktionäre gewesen. Dass es viele solcher Fälle gab, wusste sie aufgrund ihrer fehlenden Quellen- und Literaturkenntnis nicht“ [S. 119].

Hannah Arendts – für ihre Leser – eingängige Behauptungen haben nicht unwesentlich dazu beigetragen, dass der Widerstand und die gar nicht so wenigen Helferinnen und Helfer allzulange übersehen wurden.²⁵ In ihrer vielfach kritisierten Tendenz, Eichmann glauben zu wollen, nimmt sie den Wortlaut des Heydrich/Eichmann-Schreibens für bare Münze, „die Abschiebung“ sei „reibunglos und ohne Zwischenfälle abgewickelt“ und zudem „von der Bevölkerung kaum wahrgenommen“ worden.²⁶

Dieses Schreiben konnte Eichmann aufsetzen und von seinem Chef unterschreiben lassen, weil es ganz auf der Linie Heydrichs lag, der sein Amt zur zentralen Instanz der noch nicht festgelegten „Endlösungs“-Politik zu machen bestrebt war. Dass das RSHA sich nachträglich für die Abschiebungen verantwortlich erklärt, ist im Kontext der konkurrierenden Interessen von Reichssicherheitshauptamt und Außenministerium zu sehen. Doch die Vertreibung der badischen und saarpfälzischen Juden hatte auch auf dieser höheren Ebene keine Perspektive, da die Deportierten nicht in Frankreich bleiben konnten. Durch die nachfolgende teilweise Ver-

legung in andere südfranzösische Lager änderte sich wenig.

Die Aktion war auch kein „Probelauf“ für Madagaskar,²⁷ diesem bereits utopisch gewordenen Ansiedlungs-Projekt, alle im deutschen Machtbereich lebenden Juden in die französische Kolonie zu verbringen. Dass in unserem Kontext Äußerungen in dieser Richtung zu finden sind, teils in Dokumenten, teils als Gerücht, deutet auf gezielte Desinformation hin. Es ergibt keinen Sinn und es gab auch keine konkreten Absichten, die im Oktober Abgeschobenen für dieses von Eichmann und Rademacher konzipierte Insel-Protectorat, in dem bis zu 4,5 Millionen Menschen rechtlos ohne Staatsbürgerschaft leben sollten, in Frankreich sozusagen zwischenzulagern.²⁸

Keinesfalls auch kann die Abschiebung als beabsichtigte „Vorstufe“ für die späteren systematischen Deportationen in die östlichen Vernichtungslager verstanden werden.²⁹ Seit Frühjahr 1938 gehörte es zu Eichmanns Aufgabe, Zwangsauswanderungen voranzutreiben. Dafür Lösungen und vor allem aufnahmebereite Länder zu finden, wurde aber zunehmend schwieriger. Die als Ausweg versuchten ersten Deportationen und „Umsiedlungen“ von 1939 und 1940 folgten noch keinem einheitlichen Konzept. Erste sog. „territoriale Lösungen“ scheiterten.

Eine neue Dimension ist allerdings – äußerst vage und reichlich utopisch – angesprochen, wenn im „Karlsruher Bericht“ von einer bestehenden „Absicht“ die Rede ist, „auch die übrigen Juden aus dem Altreich, der Ostmark und dem Protectorat Böhmen und Mähren – insgesamt etwa 270.000 Personen zumeist vorgerückten Al-

25 Stellvertretend seien hier genannt: Wolfram Wette (Hg.), *Stille Helden. Judenretter im Dreiländereck während des Zweiten Weltkriegs*, Freiburg 2005; ebenso das hervorragend recherchierte Buch von Norbert Giovannini (Hg.), *Stille Helfer. Eine Spurensuche in Heidelberg (1933–1945)*, Heidelberg 2019; Hans-Joachim Fliedner, *Die Judenverfolgung in Mannheim 1933–1945*, Bd. 1/2 Stuttgart/Berlin/Köln [1971] 1991²; weitere Beispiele in den beiden Heften der LpB BW; Johannes Rau (Hg.), *Hilfe für Verfolgte in der NS-Zeit. Jugendliche forschen vor Ort. Ein Lesebuch*, Hamburg 2002 – darin: Interview mit Wolfgang Benz über „Stille Helfer“, S. 238–244, sowie Verena Willige/Susanne Mulert: Ortskundige kennen die Schlupflöcher. Fluchthilfe für Verfolgte an der Grenze zur Schweiz, S. 223–237; für die Vorgänge in Pfalz und Saarland: Bräunche/Steck [s. Anm. 1].

26 Siehe die am Ende des Beitrags wiedergegebene Reproduktion. Arendt erwähnt das Schreiben selbst und seinen mutmaßlichen Urheber nicht, obwohl dieser in dem von ihr durchgehend benutzten Buch Gerald Reitlingers [*Die Endlösung. Hitlers Versuch der Ausrottung der Juden Europas 1939–1945* (London 1953), Berlin 1956, S. 85] als Absender benannt wird. Reitlinger hat Recht: Es war Eichmann [s. auch u., Anm. 54].

27 Teschner, S. 94.

28 Diese Einschätzung teilt auch Christian Eggers (s. Anm. 1), der konstatiert, es sei „nicht verwunderlich, keinen einzigen Nachweis für einen deutschen Versuch zu finden, Vichy zur Zustimmung zum Madagaskar-Plan zu nötigen“ [S. 256].

29 Limbacher, S. 45; ähnlich Thomas Altmeyer in: LpB (Hg.), „Es war ein Ort ...“, S. 3.

ters – nach Frankreich abzuschieben“.³⁰ Dafür lag gewiss noch keine konkrete Planung zugrunde, es scheint eine der kaum durchdachten Spontanideen Heydrichs gewesen zu sein, über die sich Eichmann gelegentlich mokiert. Allerdings bestätigt Eichmann diese „Sammelbecken“-Idee auf Nachfrage im Sassen-Interview und sieht sie im Zusammenhang mit den Oktober-40-Deportationen.³¹ Dass diese auf eine ablehnende Haltung der französischen Regierung stoßen würden, war für ihn vorherzusehen. Der Aktionismus der Gauleiter konnte ihm also nicht genehm sein. Aus diesem Kontext erklärt sich Eichmanns nachtragende Bemerkung über den „wildgewordene[n] Gauleiter in Baden, der in Null, nichts [sic] seine Juden los sein wollte“.³²

Noch stand der „Untergang“, die umfassende Vernichtung nicht auf der Tagesordnung. Das Narrativ des Schrecklichen tendiert zu überzeichneten Formulierungen. Was in dieser Richtung zu stark aufgetragen wird, gilt umgekehrt für die Wahrnehmung von Widerstand und Hilfsbereitschaft, die oft nicht genügend Würdigung finden. Auf die Frage, warum sich allgemein die Geschichtswissenschaft „erst spät mit den Rettungsversuchen befasst“ hat, gibt der Historiker Wolfgang Benz zu bedenken: „Auch die Retter selbst haben kein Aufhebens von sich gemacht“. In den 1950er- und 60er-Jahren habe „ein sehr enger Widerstandsbegriff“ gegolten. „Erst später wurde allgemein anerkannt, dass auch die ‚stillen Helfer‘ ein wesentliches Kriterium von Widerstand erfüllt haben: Sie haben sich selbst gefährdet“.³³

30 Dok. Nr. 441 in: Sauer, S. 242.

31 SI, Bd. 33, 6. Eichmann wird auf eine Behauptung Reitlingers [S. 344 u. S. 87] angesprochen, „die Deutschen“ hätten die „freie Zone“ Frankreichs nach der Kapitulation zunächst „als eine Ablagerungsstätte und nicht als einen Teil des privilegierten Europa“ angesehen, „das ‚judenfrei‘ gemacht werden sollte“. Entsprechende Überlegungen sind m. W. sonst nicht belegt.

32 SI, Bd. 18, 6.

33 Wolfgang Benz in: Rau (Hg.), S. 243.

Heinrich Grüber und seine MitarbeiterInnen können in dieser Hinsicht nicht genug herausgehoben werden. Er überschritt wissentlich die ihm gesetzte rote Linie mit seinem sabotageverdächtigen Einsatz für die nach Gurs Deportierten, die größtenteils nicht zu seiner vom RSHA und Eichmann genehmigten Klientel der „nicht-arischen Christen“ gehörten.

Zwischen den Deportationen im Oktober 1940 und dem – fast zwei Jahre später ab 6. August 1942 durchgeführten – Abtransport der in den südfranzösischen Lagern übrig gebliebenen 2.653 Menschen nach dem Osten (u. a. nach Sobibór und Majdanek, überwiegend nach Auschwitz) zeigt das Schicksal der südwestdeutschen Juden ein ganzes Spektrum an Schrecklichem und Unfassbarem.

Eine moralisierende Betrachtung, die das Leiden und Sterben in den französischen Lagern in Verbindung mit dem Holocaust bringen will, gerät aber leicht in ein Dilemma. Mit den sich aufdrängenden Kategorien – z. B. „Vorhölle von Auschwitz“, „Synonym des Schreckens und des Todes“ – wird die in diesen und den folgenden Monaten vorangetriebene „dynamische“³⁴ Entwicklung der Judenverfolgung vom Ende her gesehen. Die in allen Bereichen wahrzunehmende Radikalisierung verweigert sich einer angemessenen Beschreibung.

Mit den Internierungslagern in Frankreich, so unerträglich die Zustände dort waren, ist das, was die Häftlinge in den Vernichtungslagern erlitten,³⁵ nur bedingt vergleichbar. Bis zu dieser

34 Als der Judenreferent des Innenministeriums, Bernhard Lösener, im Dezember 1941 durch seinen Mitarbeiter Werner Feldscher über die Ermordung eines Transports deutscher Juden in Riga erfuhr, verlangte er von seiner Aufgabe entbunden zu werden. Innenstaatssekretär Wilhelm Stuckart machte ihm klar, „daß diese Dinge auf höchsten Befehl geschehen“, und hielt ihm vor, er sei „nicht dynamisch genug“; er habe „zu starr an den Nürnberger Gesetzen festgehalten“ [Bernhard Lösener, *Als Rassereferent im Reichsministerium des Innern* (Hg. Walter Strauß), in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 9/3, 1961, S. 311].

35 Stellvertretend sei genannt: Wieslaw Kielar, *Anus Mundi. Fünf Jahre Auschwitz [1972]*, Frankfurt/M. 1979.

Zeit sahen die Täter die Parole „judenfrei“ noch durch mehr oder weniger erzwungene Auswanderung realisiert.³⁶ Der Bürgermeister der Gemeinde Kirchen bei Lörrach, der den vor dem Frankreich-Krieg vertriebenen jüdischen Einwohnern die Rückkehr verwehrt, erklärte bereits vor der Oktober-Deportation Kirchen zum ersten „judenfreien“ Dorf in Baden.³⁷ Seit Sommer 1941 aber verband sich mit dieser Zielvorgabe der Wille zu brutaler und umfassender Ermordung – z. B. in einer Kartenskizze der baltischen Länder, in der Estland mit einem Sargsymbol und der Zahl der Ermordeten für „judenfrei“ erklärt wird.³⁸

Selbst die an der „physischen Vernichtung“³⁹ zentral Mitwirkenden empfanden die Wende zum europaweiten Völkermord als „ungeheuerlich“, so Eichmann und der Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß gleichlautend. Eichmann fand darüber in den großen Nachkriegs-Befragungen

36 „„Endlösung“ bedeutete zu dieser Zeit noch nicht die physische Vernichtung der europäischen Juden, sondern ein judenfreies Deutschland“ [Christopher R. Browning, *Die „Endlösung“ und das Auswärtige Amt. Das Referat D III der Abteilung Deutschland 1940–1943*, Darmstadt 2010, S. 64].

37 LpB (Hg.), „Es war ein Ort ...“, S. 6.

38 Vielfach abgedruckte Karte mit Baltikum, Weißrussland und Nordwestrussland, die als Anlage zum Geheimbericht der Einsatzgruppe A Ende 1941 unter Walter Stahlecker erstellt wurde [s. *Léon Poliakov/Josef Wulf, Das Dritte Reich und die Juden*, Berlin 1955, 1983², S. 153]. Unter der Überschrift „Von der Einsatzgruppe durchgeführte Judenexekutionen“ sind in diese Länder zynische Sargsymbole eingezeichnet mit der Anzahl der Ermordeten. Für Estland beträgt die Zahl 963, darunter großgeschrieben: „JUDENFREI“. Eichmann-Freund Stahlecker (1900–1942), geb. in Sternenfels, arbeitete in Wien, Prag und bei dem Nisko-Ansiedlungs-Projekt 1939 mit Eichmann zusammen und war sein Vorgesetzter.

39 Besonders in der neun Monate andauernden Anhörung Eichmanns durch die israelische Polizei wird erkennbar, dass es sich im Sommer 41 um einen bevorstehenden Paradigmenwechsel handelte. Eichmann erinnert sich an Heydrichs Worte in einem Vieraugengespräch, das er auf „Sommer 41“ datiert: „Der Fuehrer hat die physische Vernichtung der Juden befohlen“ [TAE 7, 169]. Oft wird übersehen, dass Heydrich laut Eichmann diese Ansage „mit einem kleinen speech vorher“ über die „Auswanderung usw. usw.“ eröffnet habe. Das kann nur bedeuten, dass Eichmann vor dem Krieg gegen Russland – und dies wohl exklusiv – über das bevorstehende Ende seines Auswanderungsauftrags unterrichtet wurde.

recht deutliche Worte, auch wenn er in der israelischen Polizei-Anhörung nicht so ungeniert daherreden konnte wie drei Jahre zuvor in Buenos Aires.⁴⁰ Gleich wie Höß hielt er diese historische Zäsur für geschichtsnotwendig.⁴¹ Beide sind sich hinsichtlich des Datums ihres jeweiligen Instruierwerdens über Hitlers Entscheidung darin einig, dass diese vor Beginn des Russlandkriegs erfolgt sei. Ihre Datierung des für beide wohl einschneidendsten Ereignisses ihrer Täterbiografie halte ich – entgegen der vorherrschenden Expertenmeinung – für zuverlässig. Sie wird durch bisher nicht berücksichtigte Quellen bestätigt.

Für die verfolgten badischen und saarpfälzischen Juden machte es einen wesentlichen Unterschied, ob sie 1940 nach Frankreich oder ab 1942 in den Osten abgefahren wurden. Trotz der lebensfeindlichen Bedingungen im Lager Gurs hatten die nach dem Westen Abgeschobenen mehr Überlebenschancen als die im Oktober 1940 noch Versprochenen. Direkt nach Auschwitz geschickt, ist ihr Schicksal vergleichbar mit dem der im August 42 in Südfrankreich Zurückgebliebenen, die zuerst in das Sammellager Dran-

40 Eichmann antwortet im Disput mit Willem Sassen auf die Frage, warum man „die Leute“ nicht zu Arbeitsdiensten eingesetzt habe, „anstatt sie zu vergasen“: „Ja, wenn Sie es so fragen, dann muss ich Ihnen sagen, was wir uns alle gesagt haben, es ist zu ungeheuerlich diese Loesungsmethode“ [SI, Bd. 47, 9]. In Israel erläutert Eichmann zu seiner Datierung von Hitlers Vernichtungs-Entschluss, dass nach dem „Ausbruch des Krieges mit der Sowjetunion“ „etwas voellig neues, bisher nie gehoertes und gekanntes Raum griff“. Auch hier gebraucht er den Ausdruck „Ungeheuerlichkeit“ [TAE 7, 159].

41 In Höß' Krakauer Niederschrift für den polnischen Untersuchungsrichter Jan Sehn heißt es: „Nach dem Willen des RFSS [„Reichsführer SS“ Himmler] wurde Auschwitz die größte Menschen-Vernichtungs-Anlage aller Zeiten. Als er im Sommer 1941 persönlich den Befehl erteilte, in Auschwitz einen Platz zur Massenvernichtung vorzubereiten und diese Vernichtung durchzuführen, konnte ich mir nicht die geringsten Vorstellungen über die Ausmaße und die Auswirkungen machen. Wohl war dieser Befehl etwas Ungewöhnliches, etwas Ungeheuerliches. Doch die Begründung ließ mich [sic] diesen Vernichtungsvorgang richtig erscheinen“ [Rudolf Höß, *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen*, hg. Martin Broszat, dtv, München 1963², 1985¹⁰, S. 186 (in den früheren Ausgaben: S. 124) – Hervorhebung im Original].

cy und von dort nach Osten deportiert wurden. Wie es für diese Menschen gewesen sein muss, was sie erlebt und empfunden haben, lässt sich nur erahnen.⁴² Auf die Problematik von vergleichenden und gleichsetzenden Wertungen möchte ich zum Schluss noch eingehen.

Himmler gibt dem Drängen des Gauleiters Wagner nach. Zur Vorgeschichte und zum Ablauf der Deportationen

Wer waren nun die Hauptakteure, wer trieb die Aktion voran, wer gab die Anordnungen und wer war nur bedingt beteiligt oder ließ sich treiben? Gab es keine internen Einwände? Handelte es sich nur um ein begrenzt regionales Vorhaben oder standen hinter den Deportationen auch zentrale Instanzen? In welcher Weise waren diese beteiligt und wer war auf dieser höheren Ebene verantwortlich? Diese Fragen lassen sich nur unter Vorbehalt beantworten.

Die Quellenlage ist widersprüchlich, daher finden sich in der Literatur und in regionalen Publikationen unterschiedliche Angaben. Zumindest lassen sich einige verbreitete Annahmen ausschließen. Außer Hitler selbst werden als Initiatoren Himmler und RSHA-Chef Heydrich genannt, mit diesem zusammen Gestapo-Chef Heinrich Müller im Amt IV des Reichssicherheitshauptamts. Durch das im Anhang abgedruckte Heydrich/Eichmann-Schreiben konnte in der Tat der Eindruck entstehen, dass die „Aktion“ von Eichmanns Gestapo-Dienststelle IV D4 gesteuert wurde. Doch dafür und dass überhaupt die Initiative von Berlin ausgegangen wäre, gibt es sonst keinen überzeugenden Anhaltspunkt. Im RSHA wusste man, dass es keinen

42 „Alle sahen den Untergang vor Augen. Niemand wollte in das Ungewisse hinein“, schreibt einer der wenigen Überlebenden, Rolf Weinstock. „Wir konnten und wollten es nicht glauben, daß wir wieder zurück sollten in die Hände der Barbaren, zurück zu Hitler und seinen Banditen“ [zit. nach Stude, S. 309].

Führerbefehl gab, der im Übrigen auch die anderen Reichsgaue hätte einschließen müssen.

Welchen Anteil hatte Hitler an den Geschehnissen? Meist wird die Aktion in Zusammenhang mit einer Begegnung gesehen, die er vier Wochen vorher mit Wagner und Bürckel hatte. Dabei sprach er auch über das längerfristige Ziel, das er für alle Gaue, besonders die des Ostens habe: „Der Führer hat weiterhin betont, daß er von den Gauleitern nach 10 Jahren nur eine Meldung verlange, nämlich, daß ihr Gebiet deutsch und zwar rein deutsch sei“.⁴³ Hitler habe noch hinzugefügt, er werde sie dann – also in zehn Jahren – „nicht ... danach fragen, welche Methoden sie angewandt hätten, um das Gebiet deutsch zu machen“. Freilich war das wohl kaum eine vorab erteilte Ermächtigung, wie es gelegentlich verstanden wird.⁴⁴

Sicher glaubten die beiden süddeutschen Gauleiter, mit ihrer Aktion Hitlers Wunsch erfüllt zu haben. Aber schnell muss wohl allen damit Befassten und auch den beiden Hauptakteuren klar gewesen sein, dass sie – mit diesem kurzen Zeitabstand – voreilig zugeschlagen hatten. Sie hatten ihre Gaue ‚judenfrei‘ gemacht, doch auf der obersten Verantwortungsebene stand die berechnete Besorgnis im Vordergrund, durch ein blamables Scheitern könne die weitere Mitwirkung der Franzosen an der deutschen Judenpolitik in Frage gestellt werden.

Dass Himmler beteiligt war, entspricht seiner besonderen Stellung als Übermittler des von ihm – kaum kontrollierbar – ausgelegten und mitgeteilten Führerwillens. Laut Auskunft des Eichmann-Stellvertreters Rolf Günther soll Himmlers einschlägiger „Erlass“ am 30.09.40 ergangen sein. In diesem habe er sich auf Hitler berufen. Mit dieser mündlichen Mitteilung wurde das In-

43 Notiz Martin Bormanns; zit. nach Toury, S. 446, der darauf verweist, Hitler habe das „lt. Bormann, mit Blickrichtung auf die ‚Gauleiter in den Ostgebieten‘“ gesagt [S. 446, Anm. 53 – Hervorh. Toury].

44 Teschner, S. 94; Toury, S. 446.

nenministerium und Ministerialrat Dr. Bernhard Lösener, der genaue Informationen einforderte, abgespeist.⁴⁵ Als Beleg für das Vorliegen eines ausdrücklichen Befehls von Hitler reicht das nicht aus.

Der SS-Chef konnte einem „alten Kämpfer“ wie Wagner schlecht etwas abschlagen. Doch Eichmann, der auch die Leitung der „Reichszentrale für jüdische Auswanderung“ innehatte, passten derartige wilde Abschiebungen nicht in seine längerfristigen Überlegungen. Mehrfach beklagt er Himmlers chaotische Spontanentscheidungen und betont, dass dieser das „ja schliesslich verantworten“ musste. Himmler sei von Wagner angegangen worden und habe, wie des Öfteren, „impulsiv ... und aus dem Blitzblauen herunter“ reagierend, dekretiert, dass die Abzuschiebenden „in das unbesetzte franzoesische Gebiet zu fahren seien“.⁴⁶ „Himmlers Führungsstil“, schreibt der Historiker Peter Longeric in seiner Biografie des „Reichsführers SS“ und Multifunktionsars, „zeichnete sich durch ein hohes Maß an Unkalkulierbarkeit aus“.⁴⁷

Der zeitliche und organisatorische Ablauf in der Saarpfalz war deutlich anders als in Baden, nicht zuletzt war für Bürckels Abschiebungen weniger zeitlicher Vorlauf erforderlich. Mit der Deklaration als ‚ausgewiesene Franzosen‘ meinte Bürckel zudem, unauffällig an seine bisherigen Abschiebungen anknüpfen zu können.

Von den Betroffenen wurde die Deportierung als geradezu überfallartig erlebt. Die Abzuschie-

45 Lösener, S. 295.

46 Ausführlich äußert sich Eichmann dazu in TAE 7, 141–146 [Zit. 145]. Dort und im Sassen-Interview präsentiert er sich als bemerkenswert auskunftsfreudiger Zeitzeuge, der allerdings mit Täuschungs- und Ablenkungsmanövern die Wahrheitsfindung nicht einfach macht.

47 Longeric [*Himmler*, S. 309f.] erläutert: „Diese Art der Führung entsprach seinem Misstrauen gegenüber anderen und seinem Kontrollbedürfnis“. Himmler habe „durch ausufernde, zum Teil in absurder Weise Nebensächlichkeiten berücksichtigende Weisungen, durch unzählige Einzelfallentscheidungen oder durch direkte Eingriffe“ seinen „umfangreichen Apparat“ gelenkt.

benden wurden erst am frühen Morgen des 22.10. aufgefordert, zu packen und sich bereitzuhalten.⁴⁸ Aus Mannheim wird berichtet, dass Insiderwissen weitergegeben wurde und entsprechende Gerüchte aufkamen. Nicht wenige Mitfahrende wussten so bereits, dass die Fahrt nach Frankreich gehen würde. Der Gemeindevorsteher in Mannheim, Eugen Neter, berichtet von einem hohen SS-Offizier im Gestapo-Büro, der „sich mir als Leiter der ganzen Aktion vorstellte und mir über das, was vor sich gehen sollte, Aufklärung geben wollte: Die Juden Badens und der Pfalz sollten abtransportiert werden, Endziel: Südfrankreich. Es sollen zurückbleiben: ‚Transportunfähige und Mischehen““.⁴⁹ In Mannheim entging ein Ehepaar der Abschiebung, weil ein offenbar gut informierter Freund ihnen Flugkarten nach England besorgt und sie ohne Erklärung gedrängt hatte, dass sie davon Gebrauch machten. Die Gemeindesekretärin in Karlsruhe, Else Kotkowski, erfuhr es von Gestapo-Führer Haas, den sie am Bahnhof fragte, ob es nach Polen gehe.

Anfang 40 war amtsintern im RSHA festgelegt worden, dass dort eine einzige Dienststelle für derartige Transporte zuständig sein sollte, und das war die Eichmanns. In Israel sagt er dazu, seit da hätten alle dadurch als „kriegswichtig“ geltenden Anforderungen von „rollendem Material“ über IV D 4 zu laufen gehabt, „Transportzuege, Evakuierungszuege“, „egal ob das Polen, ob das Zigeuner, ob das ... Material ist, ob das Baracken sind, ob das egal was es auch immer gewesen ist, nicht wahr, ging an mein Dezernat“.⁵⁰ De facto war das ein Monopol; auch

48 „Die Frist, die den Verschickten zur Vorbereitung gewährt wurde, schwankte örtlich zwischen einer Viertelstunde und zwei Stunden“, heißt es im „Karlsruher Bericht“ [*Sauer*, S. 243].

49 Neter-Bericht [*Anm.* 17], S. 310.

50 TAE 7, 143.

andere Instanzen und Funktionsträger mussten bei Eichmann vorstellig werden.

Die Pfälzer Juden über Mannheim abzutransportieren, war wegen der seit Kriegsbeginn für den Bahnverkehr unpassierbaren Brücken nicht möglich.⁵¹ In Lyon wurde der Betrug mit den angeblich „ausgewiesenen Franzosen“ bemerkt, während Eichmanns List schon kurz nach der Grenze in Mâcon durchschaut wurde. Er hatte für die badischen Züge mit dem offenbar kollaborationsbereiten Bahnhofsvorsteher in Chalon-sur-Saône verhandelt. Das deutsche Begleitpersonal verließ hier mit einem „Abschiedssalut“ den Transport.⁵² Auch Rote-Kreuz-Schwester, die in Lahr zugestiegen waren und an zumindest zwei Stationen für Verpflegung gesorgt hatten,⁵³ verließen hier den Zug.

Die Gesamtzahl der Deportierten liegt sicher höher als die von Heydrich/Eichmann angegebene Zahl 6.504, die häufig in Gesamtdarstellungen und in Ausstellungstexten übernommen wird. Teschner kommt auf 6.557 Deportierte. Für Baden gibt er 5.586 Personen an, für die Pfalz 826 und für das Saarland 145. Diese Angaben sind sicher nicht auf die letzte Ziffer genau, dürften aber den tatsächlichen Zahlen am nächsten kommen. Im Land blieben – nach Schätzungen – zwischen 850 und 900 jüdische Menschen zurück.

Für die Annahme eines Hitlerbefehls und damit für die historische Einordnung wird meist auf den Heydrich/Eichmann-Bericht vom 29.10.40 verwiesen.

51 Alfred Gottwaldt/Diana Schulle, Die „Judendeportationen“ aus dem deutschen Reich 1941–1945. Eine kommentierte Chronologie, Wiesbaden 2005, S. 40: Die Brücke bei Breisach war die einzige zu diesem Zeitpunkt für Bahntransporte verfügbare Rheinbrücke im Süden.

52 Althausen erzählt: „Wir sahen, dass die gesamte deutsche Begleitmannschaft ausstieg, manche haben sogar in die Luft geschossen, sozusagen als Abschiedssalut“.

53 Siehe u., Anm. 104.

Der Briefkopf enthält Heydrichs Titel („Der Chef der Sicherheitspolizei und des SD“) mit der Amtsanschrift Prinz-Albrecht-Straße. Darunter steht das Geschäftszeichen des Gestapo-Judenreferats IV D 4 (das in der Kurfürstenstraße untergebracht war). Dies zeigt, dass Eichmann nicht nur die erwähnte Rolle beim Transport hatte, sondern auch eine nachträgliche Zuständigkeit für das gesamte Geschehen übernahm. Dass er in dem grundlegenden, in den Einzelheiten nicht immer zutreffenden Werk des Historikers Gerald Reitlinger als Verfasser des Briefs bezeichnet wird, hat durchaus seine Berechtigung.⁵⁴

Das zweiseitige Schreiben ist „an das Auswärtige Amt, z. Hdn. SA-Standartenführer Gesandter Luther“ gerichtet und wurde laut Farbstiftvermerk von diesem an sein Judenreferat D III, also an Rademacher, übergeben. In Form einer Mitteilung („kann ich Ihnen mitteilen“) wird – eine Woche nach den Ereignissen – auffallend spät und nur summarisch über die „Aktion“ berichtet. Diese wird als „Abschiebung“ bezeichnet und „der Vorgang“ – gemeint ist wohl die Abwicklung – für „reibunglos“ gelungen erklärt. Exponiert wird die Behauptung vorangestellt, Hitler selbst habe das „angeordnet“. Zudem habe dieser verfügt, was nun gänzlich ungläubwürdig ist, welche Transportrouten zu nehmen seien.

Ausdrücklich hervorgehoben wird das „Eilvernehmen mit den örtlichen Dienststellen der Wehrmacht“, was sich wohl auf die im „Karlsruher Bericht“ erwähnten Militär-Fahrzeuge für den Abtransport der in abgelegenen Orten wohnenden Juden beziehen dürfte.

Das Schreiben hat formal einen amtlichen Charakter, der auch dem mutmaßlichen Zweck entspricht: Die Deportationen sollen als abge-

54 Siehe o., Anm. 26. Heydrich wird von Reitlinger nicht einmal erwähnt, wenn er schreibt: „Der Vorgang der Aktion selbst wurde von der Bevölkerung kaum wahrgenommen“, erklärte Eichmann Luther voller Stolz“ [Reitlinger, *Die Endlösung*, S. 85]. Reitlinger erkennt freilich den Zweck dieses Schreibens.

schlossen und, da durch Hitler legitimiert, als erledigt betrachtet werden. Dies zielt zweifellos auf den Außenminister, der gegen alle Regeln erst auf diesem Umweg halboffiziell informiert wird. Angesichts der bereits angelaufenen französischen Proteste und der eingegangenen Anfragen der Waffenstillstandskommission ist eine beschwichtigende Tendenz unverkennbar. Ribbentrop soll von übereilten Schritten abgehalten werden.

Ein weiterer gravierender Regelverstoß fällt auf: Die unter dem Vorsitz des Generals Carl Heinrich v. Stülpnagel zuständige Waffenstillstandskommission in Wiesbaden war ebenfalls nicht konsultiert worden. Da den übergebenen Instanzen das gesamte Geschehen jedoch nicht verborgen geblieben war, zog es, wie Eichmann kommentiert, auch auf deutscher Seite „viele, viele Schwierigkeiten“ nach sich.⁵⁵ Dass eine „vorherige Kenntnisgabe an die französischen Behörden“ nicht erfolgt sei,⁵⁶ wirkt, an die Adresse des Außenministeriums gerichtet, fast provozierend. Denn gerade dafür hätte das Außenamt eingeschaltet werden müssen. Die Behauptung, die Deportationen hätten kein Aufsehen erregt und seien „ohne Zwischenfälle“ verlaufen, ist durch die Aufarbeitung der örtlichen Geschehnisse widerlegt.

Abschließend wird noch auf die „jüdischen Vermögenswerte“ eingegangen und deren „treuhänderische Verwaltung und Verwertung“. Hier scheint immerhin ein wenig Wahrheit durch, welchen zynischen Bedeutungswandel die Worte

„treuhänderisch“ und „Verwertung“ längst durchlaufen hatten, wenn es um Juden ging. Deutlich wird das in einer „Anordnung“ über „Verwaltung und Verwertung des jüdischen Vermögens in Baden“, die Gauleiter Wagner schon am Folgetag, dem 23.10., erließ. Darin wird summarisch verfügt: „Das gesamte Vermögen der aus Baden ausgewiesenen Juden wird beschlagnahmt und dem Land Baden für verfallen erklärt“.⁵⁷ Auch dazu äußert sich der „Karlsruher Bericht“ bemerkenswert distanziert.

Wichtig ist dem Verfasser des Heydrich/Eichmann-Berichts die Feststellung, dass „in Mischehe lebende Juden“ nicht deportiert wurden. Das verweist auf die bis zum Ende anhaltenden Legitimationsschwierigkeiten der deutschen Behörden gegenüber dem jeweils nichtjüdischen Teil der von Verfolgungs-Maßnahmen betroffenen Familien. Dies und die Behandlung der Weltkriegs-Veteranen war auch ständiges Thema in den Auseinandersetzungen, die das Innenministerium als staatliche Behörde mit Eichmann und den Partei-Ämtern zu führen hatte. RMdI-Ministerialrat Lösener zweifelte nicht von ungefähr an der Existenz eines Hitler-Befehls. Er hatte Auskunft über die Vorgänge verlangt und Eichmann ließ sie ihm am 04.11. durch seinen Stellvertreter Günther erteilen. Dieser verlas zwar das Heydrich/Eichmann-Schreiben, verweigerte aber weitere Akteneinsicht.⁵⁸

Als direkter Befehlsgeber kommt Hitler sicher nicht in Frage. Zwar hatte er, wie Longerich überzeugend darlegt, besonders in der Judenfrage die

55 „Die Schwierigkeiten, die sich dann später noch auftraten, ich entsinne mich es waren noch viele, viele Schwierigkeiten, die musste dann das Auswaertige Amt mit der Franzoesischen Regierung in Vichy klaeren. Dann wurde auch der Reichsfuehrer eingeschaltet, denn ... er gab den Befehl, er musste es ja schliesslich verantworten“ [TAE 7, 144f].

56 Zweiter Abs. des Dokuments. Todenhöfer [s. o., Anm. 19] notiert, SS-Hauptsturmführer Günther habe ihm erklärt, es sei „erwogen worden, die Französische Regierung zu verständigen“. Man habe „jedoch – aus welchen Gründen ist unbekannt – davon abgesehen“ [Dok. 442, Sauer, S. 244]. Die Gauleiter hatten Grund, diese Benachrichtigung zu vermeiden.

57 Zit. nach Toury, S. 449f. Werner [S. 320] verweist darauf, dass Wagner diesen (geheimen) Erlass 5 Monate später wieder zurücknehmen musste: „Nach einer Weisung aus Berlin, daß das jüdische Vermögen treuhänderisch zu verwalten und der Erlös aus ‚verwertetem‘ Vermögen dieser Art sowie Bargeld, Bank- und Sparguthaben auf gesperrten sogenannten ‚Anderkonten‘ der betreffenden Juden einzubezahlen sei, zog Wagner seine Beschlagnahmeanordnung zurück“. Diese Rücknahme-Anordnung entspricht auch ganz der erwähnten kritischen Bemerkung des „Karlsruher Berichts“ [Sauer, S. 243].

58 Lösener, S. 295.

Zügel in der Hand und kümmerte sich vielfach auch um Details.⁵⁹ Doch lässt die nur in Teilen planvolle Durchführung der Aktion keine konkrete übergeordnete Befehlsgebung erkennen. Günther verfolgte auch gegenüber dem Innenministerium den Zweck, mit einem vorgeblichen Führerbefehl der erwarteten Abwehrhaltung zu-vorzukommen.

Luther-Referent Rademacher nimmt diese Behauptung einen Monat später, am 07.12., stillschweigend zurück. Handschriftlich ersetzt er im Entwurf einer Stellungnahme „angeordnet“ durch die vertuschende Formulierung: „vom Führer gebilligt“.⁶⁰ Rademacher war als ständiger Verbindungsmann von Luthers AA-Abteilung „Deutschland“ zu Eichmanns Gestapo-Dienststelle schon früh eingeweiht. Bereits aus der Entstehungsphase des Madagaskar-Projekts ist beider auffallend vertrauliche Kooperation bekannt. An dessen Realisierbarkeit hatte Eichmann bereits von dem Zeitpunkt an nicht mehr ernsthaft geglaubt, als die für den Transport dorthin ersetzbare französische Flotte durch die Briten teilweise zerstört worden war.⁶¹ Dennoch, als angeblich immer noch bestehende Option konnte es weiter dienlich sein, um mit dieser vagen Aussicht die verärgerten französischen Stellen zu beschwichtigen. Selbst dem deutschen Außenminister konnte man damit etwas vormachen. In diesem Sinn verstehe ich den Vermerk Luthers zum „Karlsruher Bericht“, in dem er die „Wei-

terleitung der Deportierten nach Madagaskar“⁶² als „sehr interessant“ kommentiert.

Das Heydrich/Eichmann-Schreiben erweckt zwar den Anschein einer persönlichen Mitteilung. Bemerkenswert ist aber, dass – anders als in anderen Briefen Heydrichs an den Leiter der Deutschland-Abteilung – auf Anrede und Grußformel verzichtet wird. Luther sollte wohl diese Informationen nach oben weitergeben, denn für sich selbst wird er sie kaum gebraucht haben. Durch Rademacher dürfte er über die Zusammenhänge im Bild gewesen sein.⁶³ In der Sassen-Runde gibt Eichmann den Hinweis, dass er im Einverständnis mit Rademacher mehrfach gegen den Außenminister solche ‚jesuitischen‘ Intrigen getätigt habe, wenn es galt, eine „Sache zu torpetieren [sic]“. In derartigen Situationen, in denen die „Gefahr des Verwerfens durch den Minister gegeben“ gewesen wäre, habe er einen solchen Brief „preventif“ [sic] vorbereitet. Darin sei dann, z. B. von Heydrich unterzeichnet, auf „Fuehreranordnungen“ verwiesen worden, „denen sich auch ein von Ribbentrop nicht entziehen konnte“.⁶⁴ Es ist sichtlich das Schreiben vom 29.10.40, auf das Eichmann hier anspielt.

59 Peter Longerich, *Hitler. Biographie*, München 2015.

60 Teschner, S. 84. Longerich sieht allerdings zwischen der Aussage des Heydrich-Dokuments und Rademachers geänderter Formulierung keinen substantiellen Unterschied – m. E. zu Unrecht. Hitler, so resümiert Longerich, habe die Aktion „ausdrücklich gebilligt“, sie könne „als eine späte Konsequenz des Madagaskarplans angesehen“ werden [Longerich, *Hitler*, S. 737 – *Hervorh. MH*] – diese Verstärkung verkehrt m. E. das Motiv von Rademachers Korrektur.

61 Ein Kommando der britischen Luftwaffe versenkte am 3. Juli in Mers-el-Kébir einen Teil der französischen Flotte, da sie nicht den Deutschen in die Hände fallen sollte [Hans Jansen, *Der Madagaskar-Plan. Die beabsichtigte Deportation der europäischen Juden nach Madagaskar*, München 1997, S. 327].

62 Der amerikanische Historiker Richard Breitman stellt dazu fest: „Um diese Zeit waren die Hoffnungen, die man einst auf Madagaskar gesetzt hatte, geschwunden. ... Der Madagaskar-Plan erfüllte aber weiterhin einen Zweck. Er gewöhnte die Behörden an den Gedanken, daß die Juden irgendwohin abgeschoben werden sollten“ [Richard Breitman, *Heinrich Himmler. Der Architekt der Endlösung* (NY 1991) Zürich 2000, S. 197].

63 Über die Zusammenarbeit Eichmanns mit Rademacher ausführlich: Browning, *Die „Endlösung“ und das Auswärtige Amt*, S. 63 ff.

64 SI, Bd. 5, 3f. Auch am Wortlaut („Anordnungen“) ist ablesbar, dass Eichmann, der ein bemerkenswert gutes Gedächtnis für Formulierungen hatte, den Heydrich-Brief an Luther meint. Eichmann scheint in dieser Zusammenarbeit auch die Richtung vorgegeben zu haben: „Rademacher war im Gegensatz zu von Thadden [seinem Nachfolger in dieser Funktion] ein Mann, der etwas bequem war und der sich auch seine Sache ein bisschen bequem machen wollte und froh und dankbar war, wenn er von mir den ungefähren Text fuer die Verbal-Noten bekam, die er dann nur noch in den diplomatischen Stil umzuformen brauchte und die Sache war dann erledigt fuer ihn“ [SI, Bd. 33, 7].

Ribbentrop ließ sich beeindrucken und gab tatsächlich am 22.11. die „Direktive“ aus, die französischen Anfragen und Proteste „dilatorisch zu behandeln“ – mit dem Zusatz: „Die Rückübernahme dieser Personen ist auf jeden Fall auszuschließen“. ⁶⁵ Eichmann berichtet im Prozess über Rivalitäten zwischen Heydrich und Ribbentrop, die sich besonders um die Federführung beim Madagaskar-Projekt entwickelt hatten. ⁶⁶

Gegen die Auffassung, dass ein Weitertransport nach Madagaskar tatsächlich geplant, ja sogar der „Hintergrund für die Oktoberdeportation“ gewesen sei, spricht auch die Altersstruktur der nach Frankreich transportierten Menschen. Sie entsprach in keiner Weise den Anforderungen für dieses ohnehin illusionäre und überdimensionierte Vorhaben. In den badischen Gemeinden waren „die jüngere Generation und die Männer bereits ausgewandert“. ⁶⁷ Hinzu kommt die körperliche Verfassung eines nicht geringen Teils der Deportierten, worüber Teschner bemerkt: „Was die Transportfähigkeit der Abzuschiebenden betraf, so wurde dieser Begriff von den ausführenden Organen ... sehr großzügig ausgelegt“. ⁶⁸ Mit dieser Auswahl hätte der Auf-

bau des ehrgeizigen Ansiedlungsprojekts schwerlich angegangen werden können.

Die Transportzüge der östlichen Rheinseite wurden in Mulhouse zu einem Transport zusammengeführt. Wichtige Sammelorte waren Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Baden-Baden, Offenburg, Freiburg und Konstanz. Aus den Orten des Bodensee-Gebiets konnten sich nicht wenige Menschen in Sicherheit bringen, weil die Grenze von Schweizer Seite nicht so abgeriegelt war wie einige Zeit später und weil mutige Helferinnen und Helfer zur Stelle waren. ⁶⁹

Hauptsächlich wurde die Erfassung, Sammlung und Begleitung von der Polizei durchgeführt. Alle Polizeisparten waren beteiligt, dazu Gestapobeamte in Zivil. ⁷⁰ Diese, oft aus der Polizeilaufbahn zur Gestapo gekommen, fielen nicht durch ideologisch geprägten Übereifer auf. Andererseits wird über Härte und Schikanen berichtet, obwohl – um keine Unruhe aufkommen zu lassen – entsprechende Anweisungen dies verhindern sollten. ⁷¹ Ein einheitliches Bild ist nicht möglich.

65 Zit. nach Teschner, S. 83; Sauer, S. 247; s. a. Browning, Entfesselung, S. 145.

66 In der 77. Sitzung am Do, 22.06.61 spricht Eichmann von „manifestations of rivalry“.

67 Beide Zitate: Limbacher, S. 17 bzw. 20; s. a. Sauer, S. 233. Genauere Angaben finden sich in dem Bericht des Mannheimer Gemeindevorstehers Eugen Neter, der eigentlich durch seine Mischehe befreit, aber trotzdem mitgefahren war: „60% der Baden-Pfälzer waren über 60 Jahre alt. ... In den ersten 6 Monaten starben 138 Baden-Pfälzer im Alter von über 80 Jahren. Diese Überalterung, diese Vergreisung im Altersaufbau der Baden-Pfälzer muß man sich stets vor Augen halten, wenn man ein richtiges Verständnis für die Vorgänge im Lager gewinnen will. Und noch eine zweite Tatsache beachte man: Das überwiegen [sic] des weiblichen Geschlechtes. Von den ungefähr 7.000 Baden-Pfälzern waren 4.500, also fast zwei Drittel, weiblichen Geschlechtes“ [zit. nach: Hans-Joachim Fliedner, *Die Judenverfolgung in Mannheim 1933-1945*, Stuttgart u. a., 1997, S. 312f].

68 Teschner, S. 75.

69 Beispiele in: Johannes Rau (Hg.), *Hilfe für Verfolgte in der NS-Zeit*, 2002.

70 Dazu und über die Beteiligung der Gestapo s. a. Michael Stolle, *Die Geheime Staatspolizei in Baden*. Personal, Organisation, Wirkung und Nachwirken einer regionalen Verfolgungsbehörde im Dritten Reich, Konstanz 2001, S. 245f. In dem Heft der LpB BW, „Es war ein Ort, an dem alles grau war ...“, wird die Rolle der Gestapo richtig gesehen, allerdings ihr Mitwirken – statt auf eine Weisung Himmlers – auf einen direkten Befehl Heydrichs zurückgeführt. Hier liegt ein Missverständnis der erwähnten Todenhöfer-Notiz vor [s. o., zu Anm. 19].

71 Ein für die Pfälzer Polizei ausgegebenes Merkblatt wies die Polizisten u. a. an: „Es ist unbedingt erforderlich, daß die Juden bei der Festnahme korrekt behandelt werden. Ausschreitungen sind auf jeden Fall zu verhindern“ [zit. nach Teschner, S. 73]. Dass eine solche Vorgabe auch in Baden bestand, ist anzunehmen, da diese Parole den Erfolg der Auswanderungspolitik sichern sollte. Es ist einleuchtend, dass die drei involvierten Gestapo-Leitstellen Karlsruhe, Neustadt und Saarbrücken auf Richtlinien aus vorangegangenen Deportationen zurückgriffen [Wolf Gruner, *Von der Kollektivausweisung zur Deportation der Juden aus Deutschland (1938–1945)*, in: Birthe Kundrus/Beate Meyer (Hg.), *Die Deportation der Juden aus Deutschland*, Göttingen 2004, S. 42].

An die Überfahrt über den Rhein bei Neuf-Brisach erinnert sich Lili Reckendorf: „Bald verlangsamte der Zug mit seinen mehr als vierzig Wagen die Fahrt und lenkte vorsichtig über die kaum geflickte Eisenbahnbrücke ins Elsaß“.⁷² Dass sich die Reichsbahn französischer Waggons bediente,⁷³ erklärt sich, da dieses Wagenmaterial wohl in Frankreich verblieb. In Mulhouse mussten die maximal erlaubten 100 RM in Francs umgetauscht werden, wobei, wie auch bei den Pfälzer Zügen, nicht alle den festgelegten Umtauschbetrag ausbezahlt bekamen.⁷⁴ In Chalon-sur-Saône als letztem Bahnhof im besetzten Frankreich verließ das Begleitpersonal die Züge, nachdem die Verhandlungen Stunden in Anspruch genommen hatten.⁷⁵ Hier erst war Eichmann in Erscheinung getreten, um die Freigabe der Signalblockierung zu erreichen. Wo die Lokführer ersetzt wurden, die mit LKW zurückgebracht wurden, ist nicht bekannt.

Für den Transfer ins Vichy-Frankreich – denn dort, nicht im besetzten Gebiet, sollten die Abgeschobenen ja abgeladen werden – war Eichmann an unbedingtem Gelingen gelegen. Im Fall der Rück-Abschiebung hätte er für eine Unterbringung in einem deutsch kontrollierten Kon-

72 Reckendorf [*Bosch*, S. 275].

73 In Karlsruhe stand, wie sich Else Kotkowski erinnert, am Bahnsteig „ein riesig langer Zug französischer 3.-Klasse-Wagen“ [*Werner*, S. 311]. In Konstanz war schon Tage vorher ein Zug mit (deutschen) Vierte-Klasse-Wagen auf dem Güterbahnhof bereitgestellt [*Tobias Engelsing in: ZEIT* 42, 15. Oktober 2015], der dann nur bis Singen a. H. fuhr, wo bereits ein Zug mit französischen Wagen wartete.

74 Das führte dazu, dass „die Deportierten der letzten Transporte ... zum Teil nicht mehr die zugesagten 2000 Francs für ihre 100 Mark“ bekamen, wie Althausen aus Mannheim berichtet. Andere, wie Ida Loeb, bekamen ihr Geld – sie hatte 400 RM bei sich – gar nicht eingewechselt. Im „Karlsruher Bericht“ heißt es kurz: „Geldbeträge zwischen 10 und 100 Reichsmark durften mitgenommen werden und wurden, soweit vorhanden, in französische Franken umgewechselt“ [*Sauer*, S. 243].

75 Werner, S. 312f.; nach dem Bericht von Hanna Meyer-Moses [S. 33] mussten die „Sonnenrollos“ heruntergelassen und Stille gewahrt werden. Althausen erzählt: „Ein SS-Mann sagte uns noch: ‚Also ich kann euch jetzt nur eines wünschen: Gute Gesundheit!‘“.

zentrationenlager sorgen müssen.⁷⁶ Er war sich bewusst, „dass es fuer die Juden und auch fuer mich selbst schlecht ausgegangen waere, wenn diese Transporte stecken geblieben waeren. Denn dann haetten sie nicht mehr vor und nicht mehr ... zurueckgekonnt“.⁷⁷ Ein aufnahmebereites deutsches Lager zu finden, wäre selbst Eichmann, der im Dezember 39 zum Sonderreferenten Heydrichs „für die ... Räumung im Ostraum“ ernannt worden war, nicht problemlos möglich gewesen. Die schlechten Erfahrungen, die er schon bis dahin mit regionalen Machthabern im Osten gemacht hatte, wiederholten sich auch in den folgenden zwölf Monaten.

Eichmann sagt, es sei ihm „striktestens“ eingeschärft worden, dass die Züge „nirgends auf besetztem Teil Frankreichs stehen bleiben“. Er selbst war mit dem Auto gekommen. Die entscheidende Situation erinnert er so: „An dem Grenzbahnhof ... angekommen, musste ich erkennen, dass die Aufgabe schier unloeslich war, ... Personenwagen hier ueber eine Demarkationslinie zu schieben. Erstens war die Demarkationslinie ja durch Polizei bewacht. Auf unserer Seite, d. h. auf besetztem Gebiet interessierte mich das weniger, aber das unbesetzte Gebiet war zu beachten, denn dort waren die Franzosen ja autonom und konnten ihrerseits entscheiden“. Für ihn war sofort klar, dass etwas schiefgelaufen war: „Das Reich hat mit Frankreich irgendwie ja doch festgelegt, dass es die Demarkationslinie zum unbesetzten Teil in irgendeiner Form respektiert“. Er wisse nicht mehr, „wie ich auf die Idee kam, diese Transporte dem Bahnhofsvorsteher auf dem letzten Bahnhof des besetzten franz. Teiles als ‚Wehrmachtstransporte‘ zu deklarieren und woher ich in Erfahrung brachte,

76 Im Prozess sagt Eichmann in der 77. Sitzung am 22.06.61, er hätte in diesem Fall die Juden zurückführen müssen („to lead these Jews back“); man hätte ihn dann angewiesen, „where they were to sent to, into which concentration camp“ [*s. o., Anm. 22*].

77 TAE 7, 144 ff.; dort auch die folgenden Zitate.

dass solche Transporte passieren koennen und wie der Bahnhofsvorstand mir die ganze Angelegenheit ueberhaupt glaubte, als er die Transporte sah und weitersignalisierte“. Sichtlich stolz fügt er hinzu: „Nach Passieren des letzten Zuges weiss ich heute noch, wankte ich schier in Schweiss gebadet in meinem [sic] Wagen, fuhr schleunigst weg von dem Ort dieses Schauplatzes, um [Gestapochoef] Mueller zu melden, dass die Sache erledigt ist“.

Erledigt war damit nur Eichmanns spezieller Auftrag, die Kooperation mit der Reichsbahn zu organisieren. Er selbst musste sich zumindest mit Luther und Rademacher abstimmen. Doch sieht er vorrangig Himmler gefordert, der, von Wagner gedrängt, letztlich die Bewilligung erteilt und das Ziel bestimmt habe. Schließlich wurde noch der deutsche Botschafter Otto Abetz einbezogen.⁷⁸

Der Völkermord, die systematische Ermordung der europäischen Juden begann im März 1942. Von da an verstärkte Eichmann den Druck auf Vichy, die ca. 200.000 französischen Juden auszuliefern. Doch das wurde von den Franzosen verweigert, was Eichmann als persönliche Niederlage betrachtete. Stattdessen überließ man ihm die internierten und die als Flüchtlinge in Frankreich sich aufhaltenden Juden. Die Verbliebenen der Oktober-Deportationen, denen Auswanderung oder Flucht nicht möglich gewesen war, saßen nun in der Falle. Eichmann begriff erst spät, dass er nur diese staatenlosen, nicht aber die französischen Juden bekam. Selbst seine zwischenzeitliche Drohung, Frankreich als „Abschubland“ ganz fallen zu lassen, hatte die französische Hinhaltetaktik nicht beeinflussen können, was ihn im Sassen-Interview sagen lässt:

„Ich habe schon damals gesagt, Frankreich ist immer ein faules Ei gewesen“.⁷⁹

Eine mutige Widerstandshandlung: Pfarrer Heinrich Grüber alarmiert den französischen General Doyen.

So kurz die Zeitspanne für Unterstützung, organisierte Hilfsaktionen und für Widerstandshandlungen war, so kann doch die Behauptung des Heydrich/Eichmann-Berichts nicht stehen bleiben, die Bevölkerung habe den „Vorgang der Aktion ... kaum wahrgenommen“. Auf der einen Seite gab es nicht wenige Hassbekundungen und feindselige Aggressionen, wie sie die 9-jährige Margot Schwarzschild und ihre Schwester in Kaiserslautern erlebten: „Am späten Abend wurden wir dann zum Güterbahnhof getrieben, durch eine Unterführung, in der die Hitlerjugend der ganzen Stadt Spalier stand, uns verhöhnte, beschimpfte und anspuckte. Wir kamen uns vor wie der Abschaum der Menschheit“.⁸⁰ Es gehört auch zum Gesamtbild, was Berty Friesländer-Bloch nicht verschweigen will, dass „die Fanatischsten“ in diesen Jahren „die sog. Frauenschafoten waren“. Sie fügt hinzu, diese hätten auch nach dem Krieg „weder Scham noch Reue für ihr unrühmliches Tun“ gezeigt.⁸¹ Aber es gab auch die beiden Mannheimer Frauen am Straßenrand, von denen Althausen erzählt, „die Taschentücher an den Mund preßten und im Vorbeigehen uns zuflüsterten: ‚Für das werden wir noch einmal büßen‘“. Es gab den Bürgermeister von Gailingen, der von der Rathauptreppe in Mussolini-Pose höhnte: „So Friesländer, jetzt geht’s ins ge-

78 Browning, Die „Endlösung“ und das Auswärtige Amt, Darmstadt 2010, S. 66.

79 Beide Zitate: SI, Bd. 53, 4. Es handelt sich beim ersten Zitat um eine aus Reitlinger [S. 367] vorgelesene Passage; im Transkript steht – wohl ein Hörfehler –: „Abfuhrland“.

80 Wicki-Schwarzschild [Anm. 11], S. 22.

81 Berty Friesländer-Bloch, in: Eckhardt Friedrich/Dagmar Schmieder (Hg.), Die Gailingen Juden, Konstanz 1981, S. 115.

lobte Land“.⁸² Und es gab den Mingolsheimer SA-Bürgermeister Bertsch, der sich genierte, „diesen jüdischen Männern und Frauen unter die Augen zu treten. Offensichtlich war er wegen dieser Aktion zutiefst beschämt und sehr niedergeschlagen. Er sprach an diesem 22. Oktober 1940 kein einziges Wort mehr“.⁸³

Von Seiten der Kirchen gab es Bemühungen, die meist ins Leere liefen. Was aber lange übersehen wurde, war die nicht geringe Zahl der „Stillen Helfer“, die – von Mannheim bis Konstanz und ebenso in der Pfalz – das ihnen Mögliche riskierten.⁸⁴ Darunter waren auch örtliche Mitwirkende, auch Funktionsträger und Polizisten. Katja Limbächer hebt den Freiburger Kriminalpolizisten Fritz Schaffner hervor. Dieser riskierte viel, als er „seinen von Amts wegen bestehenden Informationsvorsprung couragiert ... nutzte“, um dem befreundeten Gustav Judas und dessen Familie zum rechtzeitigen Untertauchen und danach zur Ausreise zu verhelfen.⁸⁵

Besondere Erwähnung verdient der Heidelberger Pfarrer Hermann Maas, der als „Judenpfarrer“ einen guten Namen hatte und von vielen Verfolgten um Rat und Hilfe gebeten wurde. Weniger bekannt im Zusammenhang des 22. Oktober ist das Engagement seines Berliner Kollegen Heinrich Grüber, der noch am selben Morgen von Maas informiert wurde. Maas berichtet von Anrufen jüdischer Freunde aus Mannheim und seinen Überlegungen, was getan werden könnte. „Sehr schnell konnte ich schon feststellen, daß an dem Befehl nichts mehr zu ändern war“. Er habe an Grüber telegraphiert, seinen „Mitkämpfer und Freund, ob er in Berlin etwas erreichen könne“. Dieser habe geantwortet, „dass

wir machtlos seien. Es sei eine Sonderaktion für Baden und die Pfalz“.⁸⁶

Nicht einmal Maas wusste, dass Grüber doch handelte und den richtigen Weg fand, indem er umgehend – durch Kurier – die französische Delegation bei der Waffenstillstandskommission benachrichtigte, an deren Spitze der General Paul-André Doyen stand. Dieser reichte schon am 23.10., als die Transporte noch nicht im unbesetzten Frankreich angekommen waren, eine erste Beschwerde beim Kommissionschef General Stülpnagel ein.⁸⁷ Seine fortgesetzten telefonischen und schriftlichen Eingaben und der gleichzeitige Widerspruch seitens der Vichy-Regierung erzielten Wirkung. Doyens weitestgehende Forderung im Auftrag Vichys lautete: „Die französische Regierung kann in der Tat diesen Ausländern nicht länger Asyl gewähren. Sie beantragt dringendst, daß die Reichsregierung unverzüglich die erforderlichen Maßnahmen trifft, damit die Betreffenden nach Deutschland zurück befördert und die während ihres Aufenthalts in Frankreich verursachten Auslagen zurück bezahlt werden“.⁸⁸ Es ist gut möglich, dass weitere eventuell geplante Deportationen, wie sie im „Karlsruher Bericht“ als beabsichtigt erwähnt sind, wegen der deutlich gewordenen Weigerung Frankreichs nicht mehr stattfanden.

Grüber organisierte – mit Hilfe der später als Verschwörer inhaftierten und noch kurz vor Kriegsende hingerichteten Abwehroffiziere Hans Oster und Hans v. Dohnanyi – eine Sendung mit Geld, Lebensmitteln und Medikamenten nach Gurs. Bevor er sich auch selbst dorthin auf den

82 Ebd., S. 117.

83 Stude, S. 289.

84 Es fehlt hier das Saarland, aus dem mir keine Berichte bekannt sind.

85 Katja Limbächer [Anm. 7], S. 22.

86 Giovannini, S. 22. Grüber engagierte sich im Sinn der Bekennenden Kirche für die getauften Juden. Für die Leitung war zunächst Maas vorgesehen, der aber das als Vermittlungsstelle auch vom Innenministerium anerkannte „Büro“ in Heidelberg einrichten wollte. Maas machte sich Vorwürfe, dass er selbst „nicht freiwillig mitgefahren war“ [Teschner, S. 76], wie es dann auch Grüber vorhatte, um in Gurs zu helfen.

87 Browning, Die „Endlösung“ und das Auswärtige Amt, S. 65.

88 Sauer, S. 245.

Weg machen konnte, um den Menschen beizustehen, wurde er – am 19.12.40 – von der Gestapo verhaftet und ins Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert.⁸⁹ Schon im Frühjahr, als er sich gegen die Deportation der Stettiner Juden gestellt hatte, war Grüber im Auftrag Eichmanns vorgeladen und mit der Anschuldigung konfrontiert worden, er habe „unerlaubterweise gegen Maßnahmen der Regierung und der Partei protestiert“. Das war, wie Grüber als Zeuge im Eichmann-Prozess berichtet, mit der Drohung verbunden, „das wäre das letztemal; man würde mir dann das Handwerk legen“. Auf seine Erwiderung: „Solange ich reden kann, werde ich reden, solange ich arbeiten kann, werde ich arbeiten“, habe man ihm geantwortet: „Man hat auch die Möglichkeit, Männern wie Ihnen das Handwerk zu legen“.⁹⁰

Im Sassen-Interview erinnert sich Eichmann genau an die Begegnungen mit Grüber. Dieser sei „ein normaler Pfarrer“ gewesen, „der ein Steckenpferd hatte, Betreuung von nicht-arischen Christen“. Und er spricht auch das Dilemma eines solchen Engagements an: „Waere er dabei verblieben, denn jene hatten ja eine Art Sonderstellung eingenommen, dann waere es ja gut gewesen, aber wie es so kommt und das hat Grüber⁹¹ sicher auch nicht erkannt, deswegen hatte ich ja die vielen, vielen Ermahnungen, die man fast als Langmut auslegen koennte, wenn man nicht den Sachverhalt wuesste. Ich musste das machen weil mir bekannt war, dass bei einer solchen Sa-

che Betreuung von nicht-arischen Christen, hier in der Praxis zu oft der Fall ist, dass aus der Verwandtschaft dieser nicht-arischen Christen hier auch Personenkreise miterfasst werden, durch so einen Mann, die an sich nach dem Gesetz nicht in einen privilegierten [*sic*] Stand zu rücken sind. Ist das klar?“⁹²

Grübers Vorsprachen hatte Eichmann bis dahin gern genutzt, weil sie ihm halfen, Fehlentscheidungen zu vermeiden, die ihm lästige bürokratische Vorgänge zur Folge haben konnten. Ende 1940 scheint er aber ohnehin entschlossen gewesen zu sein – oder er nutzte die Gelegenheit –, die Arbeit des „Büro Grüber“ zu zerschlagen. Grübers Stellvertreter Werner Sylten überlebte das Konzentrationslager nicht. Auch von Grüber war Eichmann überzeugt gewesen, dass er nicht mehr freikommen würde. Er war am 16. Mai 1961 regelrecht überrascht, als Grüber im Zeugenstand seine vorzeitige Entlassung erwähnte, die im Sommer 1943 von höherer Stelle genehmigt worden war.

Der Hass, den Grüber bei seinen Begegnungen mit Eichmann hinter aller Verbindlichkeit wahrnahm,⁹³ gehört zur Charakteristik des Judenverfolgers. „Die Persönlichkeit dieses Mannes ist in ihren bedeutsamsten Zügen aus seinem untergründigen, oft verdeckten Hass zu erklären“, stellt der Psychiater Christian Spengler kritisch in seiner eingehenden und kenntnisreichen Untersuchung über Arendts Eichmann-Verständnis fest.⁹⁴

89 Siehe dazu Grübers Aussage im Eichmann-Prozess und: Heinrich Grüber, Propst Heinrich Grüber, Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten, Berlin 1968, S. 139ff. Grüber selbst erfuhr nie, dass es Eichmann war, der seine Inhaftierung veranlasst hatte.

90 Zit. nach: Dov B. Schmorak (Hg.), Sieben sagen aus. Zeugen im Eichmann-Prozeß, Berlin 1962, S. 104.

91 Eichmanns schlechter Aussprache ist es zuzuschreiben, dass durchgängig im Transkript des Sassen-Interviews „Krueger“ steht; Eichmanns sehr aufschlussreiche Äußerungen über Grüber im SI wurden möglicherweise deshalb bisher übersehen.

92 SI, Bd. 45,3.

93 Bei seinem Zeugenauftritt am 16.05.61 sagt Grüber: „Ich suchte nun immer eine Erklärung für den scharfen Antisemitismus des Angeklagten. Man versucht ja auch, Menschen zu verstehen, nicht wahr? Besonders wenn man dauernd mit ihnen Kontakt hatte. Und das war uns ja das Unverständliche, daß da überhaupt keine Regung des Gefühls da war, mit wenigen Ausnahmen, immer war da nur ein abgrundtiefer Haß, der uns entgegenschlug“ [*Schmorak, Sieben sagen aus, S. 102*].

94 Christian Spengler, „Eichmann schlägt Erschießen vor“. Psychologische Analyse des NS-Verbrechers und kritische Auseinandersetzung mit Hannah Arendt, Gießen 2020, S. 47.

In seinen argentinischen Erinnerungen rechnet Eichmann Grüber namentlich zu den „Interventionisten“, die mit schuld seien, dass „die vielleicht von irgendeiner Stelle vorgesehene oder mir vorgeschwebte Konzeption der wirklichen, umfassenden Eliminierung nicht durchgeführt hat werden können“.⁹⁵ Für ihn sind diese Leute „Saboteure“ und „all das Kropfzeug“. Im innersten Gestapo-Zirkel hatte er schon seit 1940/41 wie ein *Ceterum Censeo* mit sich steigender Wiederholung den Standpunkt vertreten, „dass wir erst 500.000 Deutsche an die Wand stellen müessten, dann erst haetten wir das Recht den Gegner abzurazieren“. Er meinte „den Gegner, den ich zu bearbeiten hatte“, die Juden.⁹⁶

Eichmann war durch die Telefonüberwachung, vor allem der Auslandstelefonate, ständig über Grübers Arbeit im Bild. Es waren – wie dessen Eintreten für die Stettiner Juden – existentiell schwerwiegende Situationen, in denen Grüber sich furchtlos einbrachte, wissend, dass er die Verhaftung riskierte, die ihm Eichmann angedroht hatte. Dieser traf hier auf einen Gegenspieler, dessen Zivilcourage ihn nicht unbeeindruckt ließ.

Der Verteidiger Servatius im Prozess 1961 versuchte Grüber zu diskreditieren – was er sich wohl nur bei einem nichtjüdischen Zeugen erlauben konnte –, indem er ihm die rhetorische Frage stellte, warum er Eichmann nicht wenigstens „einmal energisch vorgehalten“ habe, „daß sein Verhalten nicht der Moral entspreche und daß es unmoralisch und unsittlich sei“.

95 Eichmann in der Schlussansprache in Buenos Aires an die Sassen-Runde [zit. nach: *Irmtrud Wojak, Eichmanns Memoiren. Ein kritischer Essay, Frankfurt/M./New York 2007, S. 64*].

96 SI, Bd. 1,8. Diese auch in israelischer Haft noch unverhohlen geäußerte totalitäre Gesinnung und persönliche Brutalität sieht der begutachtende Psychiater Istvan S. Kulcsar als Bestätigung für das Ergebnis des im April 1961 vorgenommenen Szondi-Tests. Diesen hatte Lipot Szondi selbst – anonymisiert, d. h. „blind“ – ausgewertet und das Fazit nach Israel geschickt: „Der Mann ist ein Verbrecher mit einer unstillbaren tödenden Gesinnung“ [*Leopold Szondi, Kain. Gestalten des Bösen, Zürich 1969, 1978*].

In seinem Schlusswort greift der Angeklagte dieses angebliche Versäumnis auf und behauptet, solches nie von Grüber gehört zu haben. Hannah Arendt setzt mit ironischem Unterton noch eins drauf: „Aber der Propst [*sic*], ein mutiger Mann, hatte natürlich nichts dergleichen getan“.⁹⁷ Ihre höchst dogmatische These, der oberste Judenbeauftragte des RSHA habe kein Unrechtsbewusstsein gehabt – und hätte deshalb einer entsprechend energischen Ansprache des Pfarers Grüber bedurft –, hat der Rechtswissenschaftler Herbert Jäger überzeugend widerlegt.⁹⁸

Es verwundert nicht, dass Eichmann selbst bis zum Schluss noch eine Chance sah davonzukommen. In seinen diversen Stellungnahmen hält er sich für juristisch unangreifbar. Moralisch weiß er sich schuldig, wenn auch verklausuliert. Denn das kann er nicht offen eingestehen. Im Schlusswort wird sein Unrechtsbewusstsein implizit sichtbar, wenn er von „der staatlicherseits vorgeschriebenen Umkehrung der Werte“ spricht, aber auch relativierend über „Vielheiten der Moral“ philosophiert.⁹⁹

Indem er seine früheren christlich geprägten Wertvorstellungen von der neuen Moral unterscheidet, bekundet er, dass er sich in Bezug auf die traditionellen Werte im Unrecht weiß, die ja auch in seinem Umfeld nicht einfach verschwun-

97 Arendt, Eichmann in Jerusalem, S. 226 (168) – *Hervorh. MH*; Grüber kontert Servatius' Finte mit den Worten: „Wo man das Gefühl hat, daß die Worte abprallen, wie bei einem Pudel das Wasser, dann macht man nicht den Versuch. Im Gegenteil, man hat ja die Sorge, daß man noch die Kluft zwischen den Menschen größer macht“. Ihm sei wichtig gewesen, durch Taten zu überzeugen [*Schmorak, Sieben sagen aus, S. 117f.*].

98 Herbert Jäger, Verbrechen unter totalitärer Herrschaft. Studien zur nationalsozialistischen Gewaltkriminalität, Frankfurt/M. 1982.

99 In seinem Schlusswort erklärt Eichmann: „Meine Lebensnorm, die man mich schon früh lehrte, war das Wollen und Streben zur Verwirklichung ethischer Werte. Von einem bestimmten Augenblick an wurde ich jedoch von Staatswegen daran gehindert, nach dieser Forderung zu leben. Aus der Einheit der Ethik mußte ich in eine der Vielheiten der Moral umsteigen“ [zit. nach: *Bernd Nellessen (Hg.), Der Prozeß von Jerusalem. Ein Dokument, Düsseldorf 1964, S. 306*].

den sind. Im Kontrast zu der bekannten These Arendts, die dem bloßen Befehlsempfänger Gedankenlosigkeit und Unfähigkeit zu denken attestiert, hat die Philosophin Bettina Stangneth gezeigt, dass Eichmann sehr wohl über diese Fragen nachdachte. Stangneth billigt dem dogmatischen „Weltanschauungskrieger“ ein „konsequentes Reden auf der Basis eines ganzen Gedankengebäudes“ zu,¹⁰⁰ eine – wie ich es ausdrücken möchte – eigene, auf dem völkischen Denken beruhende sozialdarwinistische Philosophie. In einer Reihe von Äußerungen zeigt Eichmann, dass er sich der Bedingtheit seiner Überzeugungen bewusst war. Nach dem ‚Zusammenbruch‘ habe es freilich sehr lange gebraucht bis zu einer „Radikaländerung in mir selbst“, zu der ihn im September 1959 eigene Überlegungen gebracht hätten.¹⁰¹ Sehr weit ist er freilich damit nicht gekommen.

Abschließende Überlegungen

Nach den Abschiebungen von über 1.300 Juden aus Schneidemühl und Stettin im Februar 1940¹⁰² waren die Oktober-Deportationen der dritte große Versuch der zwangsweisen Vertreibung aus dem Gebiet des „Altreichs“ in diesem Jahr. Ohne einheitliche Konzeption und unter ungeklärten rechtlichen Bedingungen brachten diese

Aktionen für die Täter – im Blick auf die von Hitler herbeigeredete „Endlösung der Judenfrage“ – noch keine konkreten, realisierbaren Perspektiven. Dass die vielfältigen und oft widersprüchlichen Maßnahmen gegen die Juden selten, so wie sie geplant waren, umgesetzt werden konnten, wird immer wieder übersehen. Auch bei der Wahrnehmung des Leidens fehlt es oft an sachgerechter Differenzierung.

An dem Topos der „überfüllten“ Züge lässt sich das anschaulich zeigen. Formulierungen wie ‚hineingezwängt‘, ‚zusammengepfercht‘ sind für die Oktober-40-Transporte überzogen. Da die Zahlen für die Zustiegsstationen vorhersehbar waren, fanden, wie zwei Berichte ausdrücklich feststellen, alle einen Platz. Alle Züge bestanden aus französischen Abteilwagen und gesonderten Gepäckwagen. Außerdem gab es WCs, deren Wasser allerdings nicht nachgefüllt wurde. Die beiden längsten Züge hatten evt. 900 – 1.000 Insassen.¹⁰³ Es ist nicht direkt falsch, aber doch zu pauschal, wenn gesagt wird: „Die Züge waren überfüllt, den Menschen fehlten Nahrungsmit-

100 Bettina Stangneth, Eichmann vor Jerusalem. Das unbefehligte Leben eines Massenmörders, Zürich/Hamburg 2011, S. 346.

101 In der Polizei-Anhörung erwähnt er die erste unbemannte (russische) Mondlandung von 1959 und erklärt: „Ab dieser Zeit habe ich nun tatsächlich eine, eine Radikaländerung in mir selbst nicht vorgenommen, sondern kam automatisch beim Überlegen dieser ganzen Angelegenheit, zu der dann auch dieser ganze Komplex gehört, zu dem der ganze Komplex Krieg überhaupt gehört, zu dem der ganze Komplex Nation gehört, Nationalismus gehört und alle diese Sachen. So lang hat das bei mir gedauert. Das muss ich ehrlicherweise zugeben“ [TAE 8, 1943].

102 Christian Gerlach, Der Mord an den europäischen Juden. Ursachen, Ereignisse, Dimensionen, München 2017, S. 71.

103 Wenn von Güterwagen, ja von Viehwagen die Rede ist, ist Vorsicht angesagt. Güterwagen kamen bei den Transporten nach dem Osten zum Einsatz, Viehwagen häufiger erst ab 1943 [Foto aus Drancy ohne Jahreszahl bei Werner, S. 494]. Oskar Althausen verneint explizit, dass bei den Mannheimer Zügen Viehwagen verwendet wurden. Er weiß, wovon er redet, denn er und andere arbeitsfähige Männer wurden im Juli 41 mit Viehwaggons zur Sklavenarbeit für die ‚Organisation Todt‘ nach Brest verfrachtet. Auch Hanna Meyer-Moses, die von einer Verteilung der Karlsruher am Nachmittag „auf die Züge“ spricht, betont: „Wir fuhren in Personenwagen, nicht in Viehwaggons, wie bei den späteren Deportationen“. Die Züge aus Mannheim fuhren – anders als Althausens erster, direkter Zug – gezielt die weiteren nord- und mittelbadischen Stationen an.

tel, Wasser und medizinische Versorgung“.¹⁰⁴ Die Realität war schlimm und unerträglich genug, aber wie so oft, auch das Schreckliche ist steigungsfähig. Eichmanns spätere Transporte in die Vernichtungslager des Ostens hatten eine – oft überschrittene – Soll-Kapazität von 1.000 „Einheiten“, wie er sich routinemäßig und menschenverachtend ausdrückt. Und auch das wurde schließlich extrem überboten durch die von ihm organisierten Transporte aus Ungarn zwischen April und Juli 1944. Es ist kaum vorstellbar, wie er in dieser kurzen Zeit in engster Zusammenarbeit mit den beiden fanatischen Judenhassern im ungarischen Innenministerium, László Endre und László Baký, 464.000 Menschen nach Auschwitz schaffte. Eichmann kann sich freilich nicht herausreden, er sei nicht verantwortlich für die Exzesse, die er letztlich nicht leugnen kann. Endre, so gibt er zu, war „einer meiner besten Freunde, die ich je in meinem Leben besessen habe“, und diesem hatte er „versprochen, dass kein Jude mehr lebendig in dieses Land

104 Limbacher, S. 26. Im Bericht von Lili Reckendorf werden mitdeportierte Ärzte namentlich genannt, die sich um Kranke, aber auch um nicht wenige Notfälle kümmerten. Getränke und Versorgung mit Wasser waren knapp. Die Verpflegung hing stark davon ab, ob ausreichend Nahrungsmittel und Getränke mitgenommen wurden. Die „Leute von Breisach“ („sie hatten das Rückwandern als Kriegsfolge genügend ausprobiert“), schreibt Lili Reckendorf, „hatten für ihre Mägen so vorgesorgt wie ich nicht und daß es bis Amerika hätte langen sollen“. Als aber gegen 7 Uhr morgens in Mulhouse die Lautsprecherdurchsage kam, „daß es Suppe gebe“, waren „diese Bekanntmachungen ... in entwürdigendem Ton gehalten. Der Sprecher gab uns mit Wonne auch diesen Stoß. Bekannte hörten, wie er ansagte, die Juden hätten Löffel und Teller zurückzugeben und nicht zu stehlen“. Die Suppe, von (ihr bekannten) „Lahrer Mädchen gereicht“, „war an sich eine gute Brühe mit Teigwaren und Fleischbrocken“, aber: „Das war nun für die rituellen Juden ein Schlag ins Gesicht, Hunger hatten alle, besonders auf etwas Warmes, und nun konnten sie’s vor Abscheu kaum hinabwürgen. Die Leute sind so gewöhnt und erzogen, daß sie solch ein Gericht wörtlich als unrein und als unrein zubereitet empfinden“ [Bosch, S. 275f].

zurückkommt“.¹⁰⁵ Im Generalgouvernement, auf kürzeren Strecken und vielleicht mit längeren Zügen, wurde auch die Zahl von 3.000 Menschen pro Zug noch weit übertroffen.¹⁰⁶

Allgemein wird man sagen können, dass die Situation in den Lagern von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr, ebenso von Westen nach Osten, immer entsetzlicher und katastrophaler wurde. Die Schrecken von Gurs mit denen von Auschwitz zu vergleichen oder die von Natzweiler-Struthof, Dachau, Buchenwald, Mauthausen mit den gleichen Worten zu beschwören, sagt daher wenig aus. Es gilt jeweils genau zu beachten, von welcher Zeit und konkreten Situation die Rede ist.

Wenn Grüber sagt, er und seine Mitarbeiter (und Mitarbeiterinnen) hätten „vom ‚Camp de Gurs‘ die furchtbarsten Nachrichten“ erhalten, trifft das auf die damalige Situation im Herbst 1940 zu,¹⁰⁷ in der die Sterberate situativ bedingt sehr hoch war. Doch Fluchten waren möglich und es gab Auswanderungsmöglichkeiten, sofern man sich in Karlsruhe bei der Reichsvereinigung der Juden oder später bei deren deutscher Vertretung in Paris, ebenso auch durch private Unterstützung, Papiere beschaffen konnte.¹⁰⁸

Nach Teschners Feststellungen haben 28–30% der Abgeschobenen bis zum Ende des 2. Weltkriegs überlebt, eine aus Sicht der Betroffenen

105 SI, Bd. 12,2 u. 13,10. Das zweite Zitat ist ein Argument Eichmanns aus den Verhandlungen mit dem zionistischen Anwalt Reszö Kasztner, der ihn aufforderte, die „Mühlen in Auschwitz“ zu stoppen [Reszö Kasztner, *Der Kastner-Bericht über Eichmanns Menschenhandel in Ungarn* (Vorwort von Carlo Schmid), hg. Ernest Landau, München 1967, S. 105 u. 110].

106 Stephan Lehnstaedt, *Der Kern des Holocaust. Belzec, Sobibór, Treblinka und die Aktion Reinhardt*, München 2017, S. 70, schreibt über die Transporte aus Warschau in diese Lager ab Sommer 1942: „Die vergrößerte Kapazität der nun drei Lager ermöglichte Züge mit bis zu 6.000 ‚Passagieren‘, deren Reisegeschwindigkeit wegen der vielen Waggons nicht mehr als 50 Stundenkilometer betrug“.

107 Schmorak, S. 107. Grüber weiter: „Die Unterbringung war unter den furchtbarsten hygienischen und sanitären Verhältnissen“.

108 Siehe Sauer, S. 234.

schockierende Bilanz. Es gilt aber auch festzuhalten, „daß dieses Überleben das Ergebnis des eigenen Überlebenswillens der Betroffenen, der vielfältigen Hilfe der internationalen Organisationen ... und auch der, wenn auch nicht immer sehr stark ausgeprägten, Aufnahmebereitschaft der verschiedenen Auswanderungs- und Flüchtländer, nicht zuletzt auch der menschlichen Hilfe eines Teils der französischen Bevölkerung war“.¹⁰⁹

Von den achtzehn Deportierten aus Bretten überlebten die Strapazen des Lagers Gurs zunächst vierzehn Menschen (zwei waren im Lager gestorben und zwei weitere im Krankenhaus in Pau). Aber letztlich konnten sich nur fünf retten. Die neun in Gurs Zurückgebliebenen wurden in das Vernichtungslager Auschwitz gebracht und dort ermordet. Für die 13 Opfer wurden in Bretten Stolpersteine verlegt. Zusammen mit den bei den Euthanasie-Verbrechen und späteren Deportationen umgekommenen Brettener Juden sind es 34 Schicksale, die von dem Lehrer Dirk Lundberg und engagierten Schülern des Brettener Melancthon-Gymnasiums erforscht und in Erinnerung gerufen wurden.

Die tägliche Realität, das unsagbare Erleben der Opfer und die sogar in (wenigen) Täter-Aussagen angesprochenen Entsetzlichkeiten lassen sich schwer nachvollziehen. Heinrich Grüber antwortet als Zeuge im Eichmann-Prozess auf die Frage nach seinen eigenen Erlebnissen im Konzentrationslager, er wolle nicht über sich selbst reden. Angesichts dessen, was die große Zahl der jüdischen Opfer erlitten habe, sei das nicht erwähnenswert. Direkt an die israelischen Zuhörer gewandt, gelingt dem Siebzigjährigen eine eindruckliche Antwort auf die Frage nach der moralischen Dimension der Verbrechen, die von Deutschen an den im Machtbereich der Nazi-herrschaft lebenden jüdischen Mitbürgern begangen wurden: „Ich darf noch sagen, es ist ja

viel von dem großen Leid die Rede gewesen, ich habe es zum Teil aus der Presse verfolgt, aber wir ahnen, daß das, was bekanntgeworden ist, nur ein Bruchteil ist von dem, was wirklich geschah. Die größten Grausamkeiten, die größten Brutalitäten sind ja nie offenkundig geworden. Da war kein Zeuge, da war kein Aktenstück, das vollzog sich in den Bunkern, die Menschen sind lebendig beerdigt worden, die können ja nicht reden, die werden zwar in der Ewigkeit reden und darum müssen Sie verstehen, daß ich über diese Dinge nicht spreche. Es war so, daß Dantes Inferno ja eine Hölle war, aber in Dantes Inferno, da konnten die Menschen noch weinen und klagen; Millionen sind umgekommen, die nicht weinen und klagen konnten, die mehr erlebten als Dantes Inferno“.¹¹⁰

Zusammenfassung

Bei der Abschiebung der jüdischen Bevölkerung Badens, der Pfalz und des Saarlands am 22. Oktober 1940 nach Südfrankreich handelte es sich um zwar terminlich abgestimmte, aber eigenständig durchgeführte Aktionen. SS-Chef Himmler genehmigte, dass die beiden südwestdeutschen Gauleiter Wagner und Bürckel mehr als 6.500 jüdische Einwohner mit deutscher Staatsbürgerschaft weitgehend recht- und schutzlos über die französische Grenze schafften.

Unter der Regie der Gestapo-Leitstellen Karlsruhe, Neustadt a. d. W. und Saarbrücken wirkten auf Anweisung Himmlers alle verfügbaren Polizeikräfte zusammen. Vielfach wurde die Ausweisungsmittelung durch Gestapoleute in Zivil überbracht. Für die LKW-Transporte bekamen die Organisatoren auch die Unterstützung der Wehrmacht.

109 Teschner, S.319f.

110 Schmorak, S.110.

Maßgeblich für die hier vorgelegte Auffassung der Entscheidungsabläufe ist die quellenkritisch gewonnene Neubewertung der drei für diese Ereignisse am häufigsten herangezogenen Dokumente, die von mir als „Heydrich/Eichmann-Bericht“, „Karlsruher Bericht“ und „Todenhöfer-Notiz“ bezeichnet werden. Die folgenden Entscheidungsschritte markieren den Beginn:

- Wagner erwirkte bei Himmler den Befehl zur möglichst umfassenden Abschiebung der badischen Juden, dem sich Bürckel für die Saarpfalz anschloss.
- Himmler wies die drei südwestdeutschen Gestapo-Leitstellen an, den Einsatz der örtlichen Polizeikräfte zu koordinieren und die Durchführung nach den schon früher erstellten Listen zu organisieren.
- Bürckel nutzte zwei Züge der französischen Staatsbahn SNCF, die in Ludwigshafen und Kaiserslautern bereitgestellt wurden. Wagner musste sich über Himmler an den obersten Judenbeauftragten Eichmann wenden, der für die Anforderung von Reichsbahnzügen durch das Reichssicherheitshauptamt zuständig war. Fünf der sieben badischen Züge wurden in Mannheim aufgestellt, je ein weiterer in Karlsruhe und Singen a. H., wohin ein Zug aus Konstanz die dortigen Juden brachte. Von Güter- oder gar Viehwagen kann nicht die Rede sein, die Wagen waren auch nicht plombiert.

Gerhard J. Teschner hat ermittelt, dass aus Baden 5.586, aus der Pfalz 826 und aus dem Saarland 145, insgesamt 6.557 jüdische Einwohner deportiert wurden.

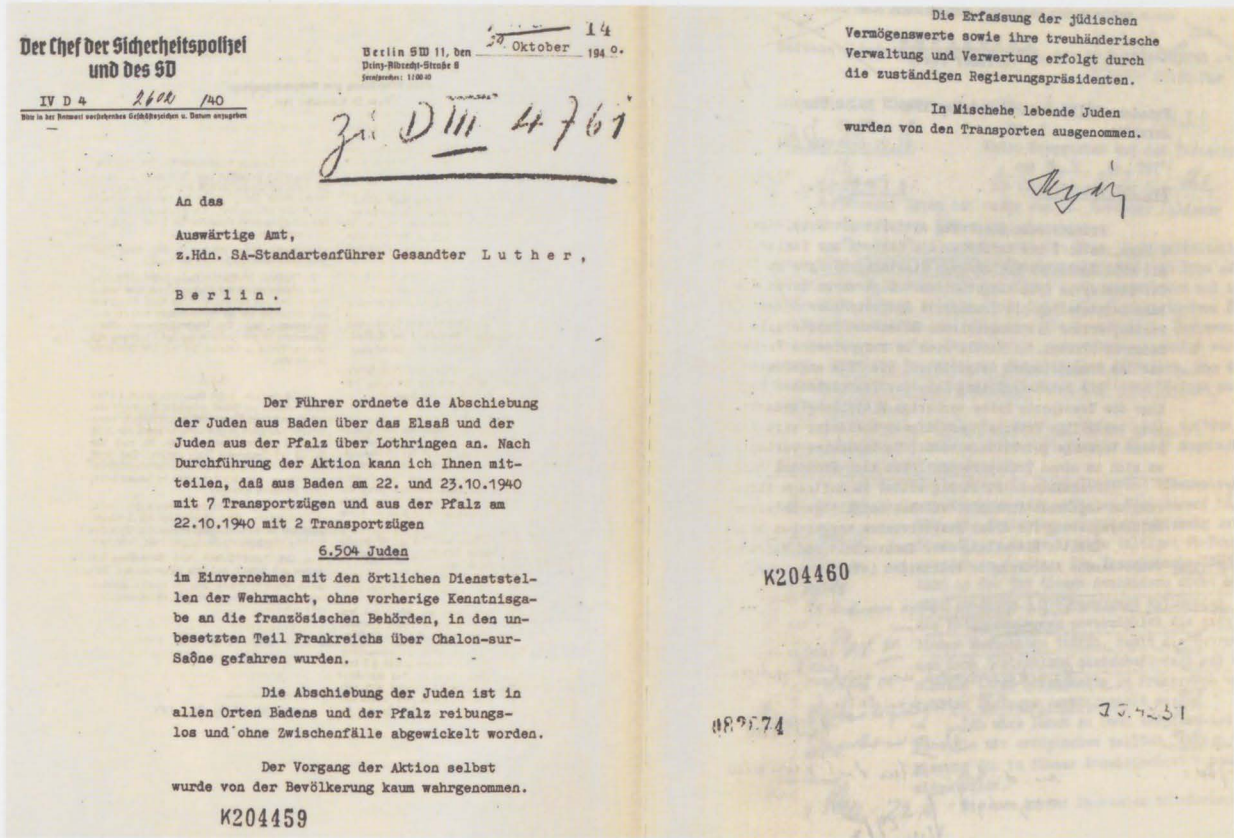
Der vielfach als amtliches Dokument aufgefasste Heydrich/Eichmann-Bericht vom 29.10.40, adressiert an AA-Unterstaatssekretär Luther, wurde von Eichmanns Dienststelle IV D 4 ange-

fertigt. Zweck war, mit der Unterschrift Heydrichs und dem Verweis auf einen angeblichen Führerbefehl den Außenminister Ribbentrop davon abzuhalten, auf die französischen Proteste Rücksicht zu nehmen. Der Text spricht irreführend von einer abgeschlossenen und „reibunglos“ gelungenen Aktion. Die hervorgehobene und oft in Literatur und Medien übernommene Zahl von 6.504 Deportierten ist zu niedrig angesetzt.

Durch die Zuschreibung des „Karlsruher Berichts“ an die Gestapo wird der schon im Titel des Beitrags angedeutete Konflikt zwischen der demokratiefernen, aber bedingungslos staatsloyalen Polizei-Mentalität der Gestapo und der totalitären Willkür der Gauleiter sichtbar.

Die Abschiebungen waren nicht mit der Vichy-Regierung abgestimmt und auch der Waffenstillstandskommission nicht vorab gemeldet worden. Die anhaltenden Proteste von französischer Seite begannen schon am nächsten Tag. Ausgelöst wurden sie durch den Berliner Pfarrer Heinrich Grüber, der noch am Morgen des 22. Oktober von seinem Heidelberger Kollegen Hermann Maas informiert worden war und – im Wissen, dass die Transporte nach Südfrankreich gingen – mit dem französischen General Doyen den richtigen Adressaten alarmierte.

Aus der Sicht der damals noch gültigen Politik der „forcierten Auswanderung“ und der wenig aussichtsreichen Suche nach territorialen Ansiedlungsmöglichkeiten war die gesamte Aktion kein Erfolg, da die Deportierten weder in Frankreich bleiben konnten noch für andere Aufnahmeländer gesorgt war. Die französische Regierung sah sich unvorbereitet einer so gut wie unlösbaren Aufgabe gegenüber. Dass sie zunächst eines der provisorischen Strandlager bei Perpignan für die südwestdeutschen Juden vorgesehen hatte, war bisher nicht bekannt, auch nicht, dass Gurs – wegen verheerender Unwetter in den Ostpyrenäen in letzter Minute als Ausweichlager ausgesucht – selbst aus französischer Sicht nur



Schriftliche Mitteilung des Reichssicherheitshauptamts an das Außenministerium, z. Hdn. Unterstaatssekretär Luther. Die beiden letzten Abschnitte mit der Unterschrift Heydrichs befinden sich im Original auf der Rückseite des Dokuments. (aus: wikipedia.de, public domain 1.0, Hanna Schramm: „Menschen in Gurs. Erinnerungen an ein französisches Internierungslager (1940–1941)“, Verlag Georg Heintz, Worms 1977)

eine Notlösung war. Die Nennung weiterer Ziele wie die erwähnte „Weiterleitung“ nach Madagaskar oder eine etwaige „Durchreise“ nach Portugal dürfte eher der Abwiegung gedient haben, was angesichts des französischen Widerstands wohl ratsam war.

Mit Unterstützung von engagierten Helfern gelangen Fluchten, vorwiegend in die Schweiz. Auch Auswanderung war möglich – freilich bürokratisch erschwert und für die meisten Abgeschobenen unerreichbar. Als Eichmanns Judenbeauftragter in Frankreich, Theodor Dannecker, 1942 mit den Deportationen in die Vernichtungs-

lager des Ostens begann, drängte er auch auf die Auslieferung der badischen und saarpfälzischen Überlebenden. Hier ließ sich die Vichy-Regierung nicht zweimal bitten und ihre Gendarmerie, bereitwillig dabei mitwirken, während sie die Auslieferung der französischen Juden hartnäckig verweigerte bzw. sabotierte. Für die 2.653 staatenlos gewordenen südwestdeutschen Juden, denen eine Ausreise nicht möglich gewesen war und die nun nach dem Osten in den sicheren Tod geschickt wurden, gab es kein Entrinnen.



Abb. 1: Ankunft der ersten Stadtbahn am 25. September 1992 (Foto: Stadt Bretten)

Wie eine geniale Idee laufen lernte – Die Geburtsstunde der Stadtbahn Karlsruhe – Bretten

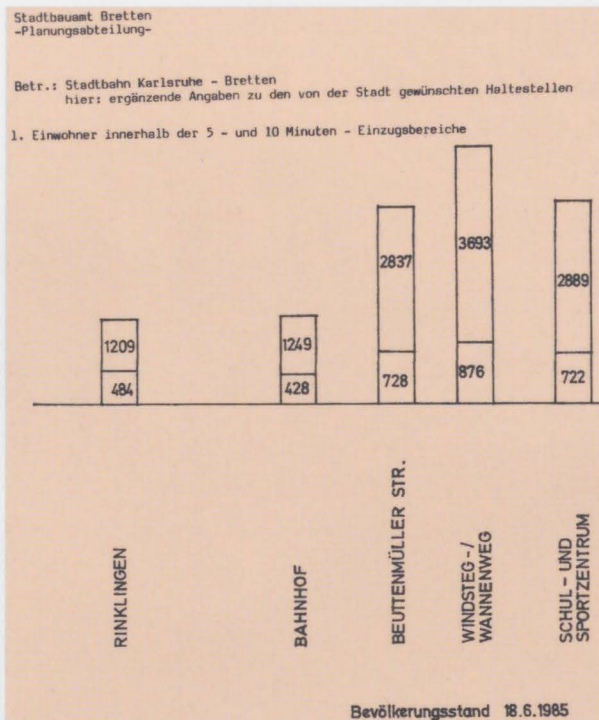
GUNTER LANGE
STADTBAUDIREKTOR I. R.

Am 25. September 1992 fuhr der erste offizielle Stadtbahnzug auf Bundesbahngleisen von Karlsruhe kommend in Höhe der Hermann-Beuttenmüller-Straße am Haltepunkt „Bretten-Mitte“ ein. An Bord: die ganz hohe Prominenz, bestehend aus Verkehrsminister Hermann Schauffler, DB-Chef Heinz Dürr, Reg. Präsident Dr. H. Scheuer, Landrat Dr. Bernhard Ditteney, Staatsminister Erwin Vetter und Karlsruhes OB Prof. Dr. Gerhard Seiler. Im Führerstand saß der damalige Geschäftsführer der Karlsruher Verkehrsbetriebe und der Albtalverkehrsgesellschaft, Dipl.-Ing. Dieter Ludwig persönlich, der Mann, der noch vor seinem Tode am 15.07.2020 mit 81 Jahren als „Nahverkehrspapst“ in die Geschichte einging. Empfangen wurden alle von OB Paul Metzger, Bürgermeister Willi Leonhardt, Mitgliedern des Brettener Gemeinderates, Amtsleitern, der Brettener Prominenz, der interessierten Öffentlichkeit und vielen Pressevertretern.

Die spannende Frage ist: Wie kam es überhaupt dazu, dass dieser Stadtbahnzug und am Ende unzählige Stadtbahnzüge aus dem Karlsruher Straßenbahnnetz mit Gleichstrom hinaus auf den Bundesbahnschienen und Schienen anderer Verkehrsbetriebsgesellschaften mit Wechselstrom in die ganze Region führen und sich somit ein optimaler Verkehrsverbund ergab? Ganze 660km umfasste dieses Streckennetz dann später.



Stadtbahn-Einweihung am 25. September 1992 mit viel Prominenz: Verkehrsminister Hermann Schauffler, MdL Franz Wieser, Staatsminister Erwin Vetter, OB Paul Metzger, MdB Klaus Bühler, Regierungspräsident Dr. Hans Scheuer, Karlsruhes Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerhard Seiler, Ehrenmitglied des EP Horst Seefeld (unten links nach oben rechts, Foto: Stadt Bretten)



*Ermittelte Einwohnerzahl im 5- und 10-Minutenbereich um die geplanten Haltestellen
(Grafik: Stadt Bretten)*

Es war 1983, das genaue Datum hatte ich nicht notiert, als ich zusammen mit meinem Leiter der Bauverwaltung, Herbert Maier, von meinem damaligen Chef, Oberbürgermeister Alfred Leicht, mit dem Hinweis gerufen wurde, es sei wichtiger Besuch da. Als wir das OB-Zimmer in dem im Jahr zuvor fertiggestellten neuen Rathaus der Großen Kreisstadt Bretten betraten, saßen bei OB Leicht vier honorige Herren aus Karlsruhe. Es waren dies: Bundesbahn-Direktor Dipl.-Ing. Horst Emmerich, Prof. Dr.-Ing. Gerhard Bernstein vom Institut für Straßen- und Eisenbahnenwesen an der damaligen Technischen Universität Karlsruhe sowie der oben genannte „Nahverkehrspapst“ Dipl.-Ing. Dieter Ludwig mit seinem Stellvertreter bei den Karlsruher Verkehrsbetrieben BD Georg Drechsler.

Im folgenden Gespräch erläuterten die drei Erstgenannten, dass sie Freunde seien und die

Idee hätten, über ein bezuschusstes Forschungsprojekt einen Triebwagen mit Elektroantrieb entwickeln zu lassen, der sowohl mit dem 750 Volt Gleichstrom der Straßenbahnen als auch dem 15.000 Volt Wechselstrom der Bundesbahn fahren könne. Weiterhin solle die Möglichkeit untersucht werden, Übergänge zwischen beiden Stromnetzen zu schaffen. Wenn dies klappen würde, könnten – so ihre Idee – die neuen „Stadtbahnzüge“ aus dem Karlsruher Schienennetz heraus über die Bundesbahngleise in das gesamte Karlsruher Umland fahren. Dies deshalb, weil beide Netze die gleiche Spurbreite besäßen. Neben der Entwicklung des doppelten Antriebes müsse dazu natürlich noch eine ganze Menge geklärt werden, insbesondere die Investitionskosten eines solchen Projektes, die Kostenträger und die Wirtschaftlichkeit des Betriebes. Weiterhin müsse dazu erst eine Pilotstrecke zur Erprobung der Funktionsfähigkeit gefunden werden. Die Aufgabenverteilung sei so gedacht, dass sich Prof. Bernstein um das Forschungsprojekt, DB Direktor Emmerich um die Konzession zur Nutzung des DB-Netzes, die Grundstücksangelegenheiten und eine Vertaktung mit der Bundesbahn, Verkehrsbetrieb-Chef Dieter Ludwig um den Zweisystemantrieb, eine Pilotstrecke, alle politischen und finanziellen Voraussetzungen und sein Stellvertreter BD Drechsler um die Abstimmung aller Planungen der Strecke, Haltestellen und dgl. kümmern wollten. Über das Gesamtprojekt mit allen Kosten solle ein Gutachten erstellt und allen Kostenträgern vorgelegt werden.

Dann ließen sie die „Katze aus dem Sack“: Die Herren erklärten, dass sie sich als Pilotstrecke die Verbindung vom Albtalbahnhof über den Hauptbahnhof und den Marktplatz in Karlsruhe bis nach Bretten über das alte Industriegleis zum ehem. Amman'schen Zimmerplatz am Seedamm vorgestellt hätten. Dies deshalb, weil hierbei nur vier politische Gremien mit in das finanzielle Boot zu holen seien. Es seien dies die Stadt Karls-

ruhe, die Stadt Bretten, die Gemeinde Walzbachtal und der Landkreis Karlsruhe. Daher wollten sie an diesem Tage zunächst bei Oberbürgermeister Alfred Leicht für ihre Idee und ihr Projekt werben.

Nachdem sich OB Leicht und meine Wenigkeit von der Idee äußerst angetan zeigten, wurden technische Dinge angesprochen. Beim Bahnhof Karlsruhe-Durlach sollte die Verknüpfung der Straßenbahnschienen mit der eingleisigen DB-Strecke nach Heilbronn gebaut werden. Im Bahnhof Durlach sollten sich die beiden Züge von Bretten und dem Albtalbahnhof Karlsruhe begegnen, da es von dort 20 bzw. 22 Minuten bis zu den Endpunkten seien. In Bretten sollte das vom Bahnhof Bretten kommende alte Industrieleis über die Luisenstraße zum damals noch

brach liegenden ehemaligen Ammann'schen Zimmerplatz führen und dort in einer „Stimmgabel“ enden. Man müsse im Pilotbetrieb hinsichtlich der Abstimmung auf den stündlichen ICE-Fahrplan der Bundesbahn von einem Stundentakt ausgehen. Daher seien für Bretten noch etwa 10 Minuten frei.

Damit kam mir nun der Gesichtspunkt einer guten Betriebswirtschaftlichkeit durch möglichst viele Nutzer in fußläufigen 10-Minuten-Einzugsbereichen um mehr Haltestellen herum in den Sinn. Ich schlug daher vor, die Stadtbahn statt am Seedamm am Schul- und Sportzentrum Ost enden zu lassen und dort das parallele Warteleis zu bauen. Dann könnte man neben der Hermann-Beuttenmüller-Straße auch noch an der Pforzheimer Straße/Am Wannenberg eine Halte-



Haltestellenkonzept vom Stadtbauamt für Bretten (Plan: Stadt Bretten)

stelle einrichten. Am Schulzentrum ließen sich auch die Buslinien gut verknüpfen und ein Park-and-Ride-Platz für weitere Kunden bauen. Dieser Vorschlag wurde aufgegriffen. Das Stadtbauamt bekam die Aufgabe, hierzu die Bewohner- und Schülerzahlen in den 10-Minuten-Einzugsbereichen der Haltepunkte Dürrenbüchig, Rinklingen, Bahnhof Bretten, Hermann-Beuttenmüller-Straße, Pforzheimer Straße und Schulzentrum Ost zu ermitteln und diese zusammen mit einem Buslinienplan an Prof. Bernstein zu liefern. Dieser Aufgabe kam das Stadtbauamt zusammen mit dem Hauptamt nach. Dann hörte man ein Jahr nichts mehr von diesem Projekt.

Anfang Juni 1984 las man dann in den „Brettener Nachrichten“ völlig überraschend unter der

Überschrift „Interesse bei den Kommunalpolitikern – Straßenbahn bis zum Bahnhof Bretten, Pilotprojekt könnte bis 1990 Wirklichkeit werden“ eine kurze Pressenotiz. Vermutlich hatte Dieter Ludwig bis dahin auch die Gemeinden Karlsruhe, Walzbachtal und den Landrat überzeugen können und die Presse informiert. Allerdings war keinem der angesprochenen Beteiligten zu diesem Zeitpunkt das versprochene Kostengutachten bekannt.

So sah sich OB Leicht veranlasst, den Verwaltungsausschuss über den Stand des Projektes dahingehend zu informieren, dass das Gutachten mit Kostenschätzung erst Ende 1984 vorliegen werde und die Stadt erst danach erklären müsse, ob sie bei diesem Pilotprojekt mitmachen wolle oder nicht. Letztendlich wollten alle beteiligten politischen Entscheidungsgremien nicht nur die anfänglichen Investitionskosten, sondern auch die laufenden Betriebskosten kennen. Dies würde jedoch davon abhängig sein, wieviele Fahrgäste vermutlich die Stadtbahn nutzen würden. In Bretten interessierte man sich auch sehr dafür, wieviel Kaufkraft nach Karlsruhe abwandern würde. So wurde neben dem Verwaltungsausschuss und dem Planungsausschuss auch noch ein Nahverkehrsausschuss konstituiert. Es sollten nämlich über das Busliniennetz auch die Umlandgemeinden von Bretten entsprechend angebunden werden.

Um zu gesicherten Kosten zu kommen, mussten die technischen Abteilungen bei den Verkehrsbetrieben, der Bahndirektion sowie beim Stadtbauamt Bretten fleißig planen und ihre Aufgaben erledigen. Das Stadtbauamt hatte zum Glück zwischenzeitlich mit Dipl.-Ing. Ulrich Braun einen weiteren Stadtplaner bekommen, der mit den Busunternehmen Wöhrle und Hassis das Omnibusliniennetz im Raum Pforzheim, Bretten, Mühlacker, Oberderdingen und Knittlingen sowie Gondelsheim und Bruchsal optimiert und mit den geplanten Stadtbahnhaltestel-

Gesprächs-Notiz		telefonisch	11	12	1
		persönlich	10		2
mit <u>H. Ludwig, Prof. Bernstein,</u>			9	0	3
<u>Drehsler, Emmrich, OB</u>			8		4
in <u>Lange, Bretten</u>		Telefon-Nr.:	7	6	5
		Datum:	<u>1983</u>		
Betrifft: <u>Bahnhof</u> <u>Türen?</u> <u>bedachigte</u> <u>Fliesenlegung?</u> <u>nein.</u> <u>Vorwärts-Rückwärts?</u> <u>ja/leider nicht!</u> <u>Wo Besegehrstelle?</u> <u>Durlach</u> <u>Zahl d. Züge?</u> <u>4-4 Triebwagen</u> <u>523</u> <u>403</u> <u>Müller, Bernstein, Drehsler, Ludwig</u> <u>Emmrich.</u> <u>59665811</u>					
<u>Bahnhof Br. / Durlach 22 Mio</u> <u>→ Hpt DHTF 20 Mio</u> <u>Restzeit? Kauf f. Bretten 10M.</u> <u>bis Schule Ost möglich? → besser!</u> <u>bei zusätzl. Fahrweg Abwäg.</u> <u>Alternativ nur 1 HP an offsh.</u> Aufgenommen von: <u>Str.</u>					
Wie erledigt: <u>Bewohner + Schülerzahl.</u> <u>E-nicht. Arb. abschl. zahlen für Kreise</u> <u>Parkplatz zahl. vor/plan.</u>					

Erste Seite der Handnotizen mit meinen Fragen und den Antworten von 1983 (Akte: Stadt Bretten)

len verbunden und vertaktet hatte. Dabei wurden bei der Stadtverwaltung auch weitere Ämter, wie das Ordnungsamt und das Hauptamt, zusammen mit den übrigen Linienbusunternehmen eingebunden. Am 04.07.1985 fand unter der Leitung von Bürgermeister Niethammer eine interne Podiumsdiskussion mit Vertretern der Bundesbahn, der Verkehrsbetriebe Karlsruhe, des Regierungspräsidiums, der Busunternehmen und Landrat Dr. Ditteney in Bretten statt.

Am 02.09.1985 wurde dann der Planungsausschuss umfassend informiert, woran sich eine knapp zweistündige Diskussion anschloss. Danach fasste der Planungsausschuss folgenden Beschluss:

- Dem Haltestellenkonzept für den Stadtbereich Bretten wird zugestimmt.
- Die endgültige Entscheidung trifft der Gemeinderat.
- Der Bundesbahn kann jetzt schon das Haltestellenkonzept mitgeteilt werden.

In einer seiner letzten Amtshandlungen unterrichtete OB Alfred Leicht am 10.12.1985 auch noch den Verwaltungsausschuss wie folgt: „Die Deutsche Bundesbahn hat zwischenzeitlich ein Taktschema für einen Ein-Studentakt zwischen Karlsruhe und Bretten entwickelt. Hierbei wurde festgestellt, dass das von der Stadt Bretten gewünschte Haltestellenkonzept Nr. 1 realisierbar ist. Dies bedeutet, dass neben den bereits vorhandenen Haltestellen Dürrenbüchig und Bahnhof die zusätzlichen Haltestellen Rinklingen, Hermann-Beuttenmüller-Straße, Windstegweg/Wannenweg und Schul- und Sportzentrum Ost angefahren werden. Die Linienführung im Karlsruher Stadtgebiet läuft über Marktplatz, Hauptpost, die Karlstraße zum Hauptbahnhof. Mit dieser Linienführung ist gewährleistet, dass ca. 80 bis 90 % der Stadtbahnnutzer ihr Ziel ohne Um-

steigen erreichen. Karlsruher Endhaltestelle ist der Hauptbahnhof. Ein Durchlauf bis Wörth ist nicht vorgesehen. Die Fahrtzeit zwischen Hauptbahnhof Karlsruhe und Haltestelle Schulzentrum Bretten beträgt ca. 50 Minuten. Mit 34 Minuten wurde die Fahrtzeit zwischen Brettener City/Hermann-Beuttenmüller-Straße und Marktplatz Karlsruhe angegeben. Mit Ausnahme der Spitzenzeiten morgens, mittags und spätnachmittags ist ein Studentakt vorgesehen. Bei einem entsprechenden Wagenpark kann in den Spitzenzeiten ein Halbstudentakt angeboten werden. Dies hängt jedoch von der Zahl der anzuschaffenden Stadtbahnzüge ab, deren Beschaffungskosten mit 2–2,5 Mio. DM angegeben werden.“

Damit hatte die Stadt Bretten zunächst ihre Hausaufgaben gemacht. Auch die geförderte Studie bei der Uni Karlsruhe hatte ergeben, dass das Wechselstromnetz baulich mit dem Gleichstromnetz verbunden werden kann. Ebenso waren die Verkehrsbetriebe Karlsruhe mit dem Zweisystemantrieb schon ein Stück weitergekommen. Nun war der Landkreis gefordert, ein Gesamt-ÖPNV-Konzept zusammen mit den Gemeinden zu entwickeln.

Es dauerte aber noch bis 1989, bis das Gutachten über alle Investitions- und Betriebskosten vorlag. Erst als OB Paul Metzger zusammen mit unserem Finanzdezernenten Bgm. Willi Leonhardt in Karlsruhe eine Vereinbarung mit allen beteiligten Kostenträgern unterzeichnet hatte, konnte mit den Baumaßnahmen begonnen werden. Am 25.09.1992 konnte dann der planmäßige Betrieb auf der Pilotstrecke Karlsruhe – Bretten zusammen mit hoher Prominenz, u. a. von Land, Landkreis, Bundesbahn, Regierungspräsidium und den beteiligten Kommunen, aufgenommen werden. Die gesamten Arbeiten an der Strecke nach Bretten kosteten 80 Mio. Euro. Weitere 43 Mio. Euro wurden dann noch für die ersten zehn Zweisystemfahrzeuge erforderlich. Als sich schon schnell der Erfolg einstellte, drängte

OB Paul Metzger darauf, dass auch eine Linie von Bretten nach Bruchsal angegangen wurde. Damit war der Weg bereitet für das später beispiellose regionale Nahverkehrsnetz im Landkreis Karlsruhe und darüber hinaus für etwa 660 km Schienenstrecke. Bis heute wurde dieses Konzept schon mehrfach weltweit kopiert. Auch für die Weiterentwicklung der Großen Kreisstadt

Bretten hatte die Stadtbahn von Karlsruhe nach Bretten eine große Bedeutung. Wuchs die Einwohnerzahl von 1980 bis 1990 noch um 7,2% und später von 2010 bis 2020 nur noch um 5,9%, so sprang sie dazwischen mit der Eröffnung der Stadtbahn von 1990 bis 2000 um ganze 11% nach oben. Bretten war mit einem Schlag als Wohnort attraktiver geworden.

Hat Bretten das Gesicht verloren? [✓]

Die Melanchthonstadt 1967–2017.

Ein Vergleich

WOLFHARD BICKEL

Wer unter den Jüngeren hat noch davon Kenntnis, dass in Bretten einst die führenden Hersteller von Küchenherden beheimatet waren, dass sich an Stelle des heutigen Rathauses ein Gefängnis befand, ein ortsansässiges Gaswerk den heute besonders nachgefragten Rohstoff lieferte und ein mittelalterliches Stadtviertel einem großen Parkplatz weichen musste?

Einer glücklichen Fügung ist zu danken, dass einige Hobbyfotografen im Jahre 1967 mehr als 1.000 Dias unserer Stadt fertigten. Initiator dieser aus heutiger Sicht zukunftssträchtigen Initiative war Otto Bickel. Er selbst, begeisterter Fotograf, hatte in den Herren von der Heydt, Plogstert und Zobel Mitstreiter gefunden und die Stadtverwaltung überredet, gleichsam eine Momentaufnahme von Bretten zu erstellen. Heute lagern diese wertvollen Zeitdokumente im Stadtarchiv. Davon fanden 450 Fotos in einem Buch, welches 50 Jahre später veröffentlicht wurde, das Interesse einer breiten Öffentlichkeit. Wehmut und auch Trauer beschleichen den Betrachter bei der Durchsicht dieses Buches. Und die Frage drängt sich auf, welche Beweggründe unsere Stadtbewohner veranlasst haben, viele dieser abgebildeten, eigentlich erhaltenswerten Baudenkmäler abreißen zu lassen? Bretten feiert sich selbst mit dem Peter-und-Paul-Fest unter dem Motto „Eine Stadt lebt ihre Geschichte“. Für die Verantwortlichen

manches Kahlschlages war dieses Motto wohl eine Worthülse.

Der folgende Beitrag stellt Fotos der genannten Sammlung Aufnahmen des Jahres 2017 gegenüber und liefert dazu entsprechende Kommentare.



Noch bescheiden erhebt sich das Gebäude der Sparkasse neben dem dominanten Pfeiferturm.



Hat der gewaltige, neu aufgesetzte Turmhelm den Pfeiferturm noch mehr in Schiefelage gebracht?

Brettens schiefer Turm

Keine Angst: Der Pfeiferturm stürzt nicht sofort um. Dass er sich aus der Lotrechten neigt, ist schon lange bekannt. Das Foto auf der linken Seite aus dem Jahr 1967 beweist dies eindringlich. Dass der Turm auf der rechten Seite mehr geneigt erscheint, ist der „Sichtweise“ des Objektivs geschuldet.

Unser „schiefer“ Pfeiferturm hat mit dieser Haltung viele Jahrhunderte überlebt. Nichts sonst ist auf den beiden Bildern geblieben: Die Sparkasse, damals ein „junges“ Bauwerk, wurde in den 70er-Jahren dem sich später zugesellten, quer-

gestellten Hauptbau baulich angeglichen. Das Haus aus Ziegel- und Sandstein sowie das am rechten Bildrand noch aufscheinende Gebäude: Beide sind abgerissen. Das sich an den Pfeiferturm anlehnde Gebäude vom linken Bildrand musste einem Neubau weichen. Und nicht zuletzt die Straßenführung: Aus der schmalen „Sporgasse“ wurde eine breite „Stadtautobahn“.



Schmal öffnet sich von der Melanchthonstraße aus die kleine Gasse in Richtung Promenadenweg. Prellsteine an den Hausecken sollten verhindern, dass diese von Fahrzeugen beschädigt wurden.



Nicht nur drei Häuser mussten weichen, um Platz für die ampelgesteuerte Kreuzung zu schaffen, über die sich ein nahezu unablässiger Verkehrsstrom wälzt.

Orte der Begegnung

Wo früher ein saftiger Rostbraten verzehrt und dazu ein oder zwei Viertele getrunken wurden, braust heute ein unablässiger Verkehrsstrom. Wo früher die Standuhr den Taktschlag vorgab und der Besucher des „Gasthauses zum Odenwald“ sich davon wohl unbeeindruckt zeigte, bestimmt heute die Ampelanlage den Takt für Menschen und Fahrzeuge. Damals, 1967, waren in Bretten noch zahlreiche „Traditionslokale“ zu finden, die mittlerweile aufgegeben wurden: die „Sonne“ am Marktplatz, die „Wilhelmshöhe“ östlich des Melanchthon-Gymnasiums, der „Schwanen“ in der

Pforzheimer Straße, der „Löwen“, heute Sitz der BNN, und der „Badische Hof“, heute Weißhofer Galerie. Andere mutierten: das „Lamm“ und das „Deutsche Haus“ wurden zum „Italiener“. Die „gut-bürgerliche“ Küche der 60er-Jahre wich einer sehr lebendigen internationalen Küche: griechisch, türkisch, asiatisch, französisch.



Die Anweisung auf dem linken Torpfosten, „Parken im Hof für Besucher gestattet“, lässt einige Schlüsse über die Dimension des Krankenhauses wie über die Zahl der mit Fahrzeugen anreisenden Besucher zu.

Krankenhaus weicht Kino

Wo einstmals Krankheit, Leid und Elend, aber auch Hilfe und menschliche Wärme zu Hause waren, steht nun ein Gebäude, in welchem der Besucher in ungeahnte Träume entführt, ihm Märchenwelten projiziert werden und er den Alltag vergessen kann. Früher waren hier Geburt und Sterben zu Hause, heute finden wir hier Unbeschwertheit und Momente kurzen Vergessens. Das alte Brettener Krankenhaus wurde den Erfordernissen moderner Medizin nicht mehr gerecht. Auch war seine Raumkapazität sehr beschränkt. An seiner Stelle wurde ein modernes



Drei Kinosäle mit insgesamt 379 Sitzplätzen laden heute ein, aktuelle Spielfilme zu sehen.

Kino errichtet. Im Jahr 1967 gab es in Bretten zwei Kinos. Die „Kurbel“ war in einem Gebäude an der Weißhofer Straße untergebracht, an dessen Stelle sich heute die Weißhofer Galerie befindet.

Das „Kapitol“ musste ebenfalls weichen. An seinem Platz, keine 100 Meter westlich des Marktplatzes, verbreitet sich an Sonnentagen südliche Atmosphäre: Gartenbestuhlung und würziger Kaffeegenuss laden zum Verweilen ein.



*Ein Ort des Eingeschlossenseins, ein düsterer Ort:
das Gefängnis in Bretten.*



*Offen für alle Bürger: der erste Dienstleister
der Stadt, das Rathaus.*

Rathaus statt Gefängnis

Wie offen präsentiert sich doch heute unsere schöne Stadt! Im Bürgerservice des Rathauses empfangen uns nette Damen, beraten, helfen und unterstützen uns: offen für jeden, täglich geöffnet. Das Gebäude selbst lässt durch die vielen großen Fenster Einblicke zu, unterstreicht die Offenheit, Eintreten erwünscht! Und hinaus: Kein Problem. An seiner Stelle befand sich das Gefängnis, abgebildet auf dem linken Foto. Ein tristes, burgähnliches Bauwerk, umgeben von einer hohen Mauer, Hineinkommen nur aus Anlass oder mit Berechtigung, Ausbruch unmöglich! Nach der

Stilllegung als Altersheim genutzt, wurde es Ende der 1960er-Jahre abgerissen.

Interessant wäre sicherlich, über die Geschichte dieses Hauses, seine Nutzung, seine „Gäste“, mehr zu erfahren.

rechte Seite:

Auch Bretten lebt seinen Schildbürgerstreich:

Die zweispurige Wilhelmstraße wurde zum Teilstück einer vierspurigen Stadtautobahn ausgebaut, welche in einen Flaschenhals mit nun ständigem Verkehrsstau mündet.

Gewerbegebiet wird zum Modezentrum

Wo heute der Verkehr sich Richtung Pforzheim bewegt, lag früher ein Gewerbegebiet mit Autohaus, Landhandel, Baustoffhandlung und Milchsammlung. Im weiteren Hintergrund lagen die großen Firmen, welche Bretten in der Welt bekannt machten: Malag und Neff mit ihrer Herdproduktion.

Auf der noch zweispurigen Wilhelmstraße, rechts vom abgebildeten Brühlgraben liegend, wurde der Verkehrsfluss immer stärker, Abhilfe musste her. Forderungen, die Lindenbäume entlang der Wilhelmstraße zu kappen, den Brühlgraben zu deckeln und darüber den Verkehr zu

führen, wurden glücklicherweise, dank des Widerstandes von engagierten Bürgerinnen und Bürgern, verworfen. Brachte der vierspurige Ausbau der Straße die gewünschte Entlastung?

War wirklich nicht abzusehen, dass Vierspurigkeit, welche in Zweispurigkeit mündet, immer zu Stau und Verdichtung führt?





Das „Schafhaus“ wurde nach dem großen Stadtbrand erbaut. Gelegen in der Brettener Altstadt, war es anfangs wohl ein Pfarrhaus, lange Zeit auch Bauernhaus.

Gelungene Sanierung

Die Stadt Bretten war bis in die 1960er-Jahre hinein noch stark vom bäuerlichen Leben geprägt. Viele Dias aus der im Jahre 1967 angelegten und im Besitz der Stadt befindlichen Sammlung belegen dies. Darunter sind Straßenszenen mit von Tieren gezogenen Wagen und Bilder mit Bauernhöfen in der Innenstadt. Und nicht zuletzt bieten das nach dem großen Stadtbrand im Jahre 1748 erbaute Fachwerkhäuser an der Ecke Schlachthausgasse und Untere Kirchgasse sowie seine Umgebung dafür ein gutes Beispiel.

In den 1950er-Jahren befand sich im Untergeschoss der Stall, in dem etwa fünf Milchkühe gehalten wurden. Auf der gegenüberliegenden Stra-

ßenseite, auf dem Foto nicht sichtbar, waren der zugehörige „Misthaufen“ und ein Pferdestall mit Scheune, dahinter ein Garten mit Gänsen.

Am linken Bildrand ist das städtische Schlachthaus zu sehen. Davor, in Richtung des Betrachters, befindet sich ein aufragender Schuppen, in welchem in der oberen Etage Brennholz gelagert, in dessen Untergeschoss Schweine gehalten wurden. In dem kleineren Schuppen davor lebten Hühner, die abends zum „Picken“ auf die Gasse entlassen wurden. Vor diesem Schuppen erkennt man einen Mann, der damit beschäftigt ist, Holz zu hacken, möglicherweise so genanntes „Bürgerholz“. Um das Gebäude herum lagern große



Den Zeichen der Zeit folgend, beherbergt das umfangreich sanierte Gebäude heute eine Werbeagentur.

Mengen Brennholz. Eine am Haus aufgehängte Leiter wartet auf ihren Einsatz zum Obstbaumschnitt oder zur Obsternte. Die altertümliche Laterne, angebracht am Eckpfosten, ist möglicherweise ein Umbau der früheren Gasbeleuchtung. Das Schlachthaus wurde inzwischen abgerissen und machte einem großen mehrstöckigen Neubau Platz.

Die auf dem Bild aus dem Jahr 2017 neu errichteten Gebäude (links neben dem Fachwerkbau) übernehmen die Bauformen der Vorgängergebäude. Ein Parkplatz befindet sich an der rechten Seite des Fachwerkhauses an Stelle des abgetragenen Gebäudes.

Das Gebäude selbst beherbergt heute nach umfangreichen Renovierungsarbeiten im Jahre 1985 eine Werbeagentur. In den Eckpfosten eingeschnitzt, rechts oberhalb der Gaslaterne, ist ein Osterlamm. Daraus leitet sich wohl der Name des Gebäudes ab: „Schafhaus“. Es wird vermutet, dass das Gebäude früher als katholisches Pfarrhaus oder Messnerhaus genutzt wurde.



Markthalle, Museum oder Gartenlokal? Wie würde das ehemalige Gaswerk wohl heute genutzt werden?

Industriedenkmal vs. Zweckbau

Würde man dieses Bauwerk Brettener Industriegeschichte, das Städtische Gaswerk, heute noch abreißen? Stünde es noch heute, wäre seine Nutzung, und hier ist die Phantasie gefragt, eine Markthalle oder eine städtische Galerie oder ein Gartenlokal, umgeben von Schatten spendenden Bäumen, darunter Gartenstühle, Tische, Bierauschank ...

Gebaut wurde das Gaswerk zum Zwecke der Gaserzeugung. Eine derartige Anlage bestand aus einem Ofenhaus, in welchem Steinkohle unter Luftabschluss Gas entzogen wurde. Der verbleibende Feststoff, Koks genannt, fand als Brennstoff Verwendung. Das Gas wurde in einem Ga-

someter gespeichert, unter Druck gesetzt und in das Leitungsnetz abgegeben.

Eine Brettenerin berichtet in ihren Lebenserinnerungen aus den 20er-Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Gasmann, der abends mit Hilfe einer langen Stange die mit Gas betriebenen Straßenlaternen entzündete. Dieser als „Stadtgas“ bezeichnete hochexplosive Brennstoff wurde zu Beleuchtungszwecken ebenso genutzt wie zum Kochen.

Stadtgas war durch den Anteil von Kohlenmonoxid extrem giftig. Deshalb wurde ihm ein nach Knoblauch riechender Stoff beigemischt, um austretendes Gas sofort zu erkennen. Mitte



Zweckbau statt Villenbau, Servicecenter statt Postamt – wie sich die Zeiten ändern!

des 20. Jahrhunderts wurde das Stadtgas in Deutschland durch das ungiftige Erdgas ersetzt.

An Stelle des Gaswerks finden wir heute einen modernen Zweckbau. In ihm hat sich ein Servicecenter etabliert, u. a. mit integriertem Postamt, Postbank, Packstation, Geldautomat.

Das Postamt befand sich im Jahre 1967 an anderer Stelle, in dem das Stadtbild mitprägenden Gebäude an der Verzweigung Bahnhofstraße und Wilhelmstraße. Auf Grund seiner Lage am „Einfallstor“ der Stadt, an einer markanten Schnittstelle und Verzweigung wichtiger Straßen, ist dieses villenähnliche Gebäude mit der kleinen vorgelagerten Parkanlage, dem herrschaftlichen Bal-

kon und den Mansarden Wert, auf Dauer geschützt zu werden. In dem kleinen Park findet sich ein Gedenkstein, welchen die Brettener Bürger zu Ehren des 40-jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Friedrich I. von Baden 1892 errichten ließen. Friedrich war ein aufgeschlossener Herrscher, der weitsichtig die Grundlagen für den Wohlstand in seinem Land legte und zahlreiche Reformen durchführte. Darüber hinaus war er ein Förderer der Kunst.



Eine ruhige Szene in der Brettener Melanchthonstraße 1967: sechs Fußgänger und drei Kraftfahrzeuge.

Mobilität

Seltsamerweise ergeben sich zwischen den beiden Aufnahmen und dem Bestand an Kraftfahrzeugen in der Bundesrepublik Deutschland Parallelen.

Auf dem linken Foto aus dem Jahre 1967 sind drei parkende Kraftfahrzeuge zu erkennen, vorne ein helles Fahrzeug, durch den Passanten verdeckt ein weiteres und im Hintergrund in der nach rechts sich verzweigenden Melanchthonstraße ein roter VW-Käfer.

Auf dem rechten Foto sind elf parkende und fünf in Fahrt befindliche Kraftfahrzeuge zu erkennen. Dieses Mehr an Fahrzeugen um über das Fünffache entspricht der Zunahme an Kraftfahr-

zeugen im gleichen Zeitraum in Deutschland. Im Jahre 1965, also zwei Jahre vor dem Datum der Fotoaufnahme, betrug der Bestand an Kraftfahrzeugen in den Grenzen der damaligen Bundesrepublik etwas mehr als zwölf Millionen. Heute ist der Bestand auf etwas mehr als das Fünffache angewachsen (62,6 Millionen). Übrigens leben in Deutschland derzeit etwa 82 Millionen Menschen. Das bedeutet, dass auf jede Person 0,76 Kraftfahrzeuge kommen!

Eine Frau mit Kinderwagen betrachtet auf dem linken Foto den Schaukasten des sich im Gebäude befindlichen Fotofachgeschäftes. Dessen Angebot umfasste außer Fotomaterialien und Foto-

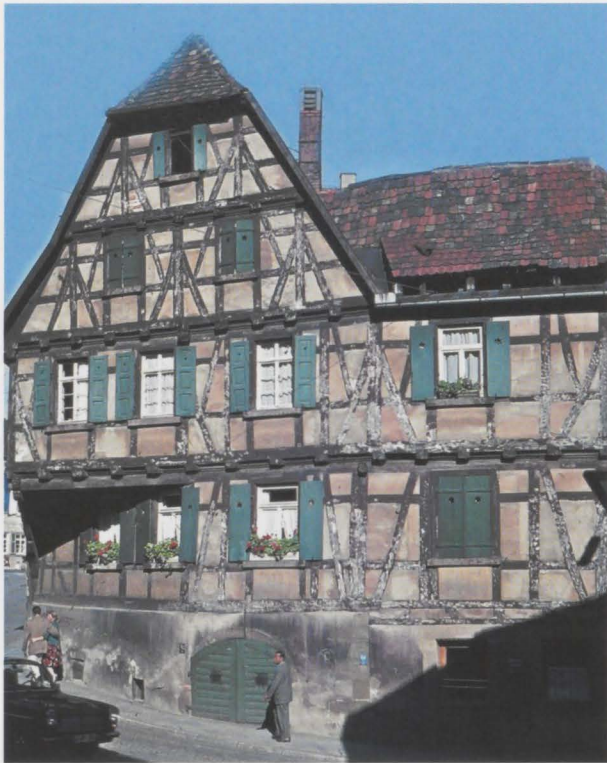


Die Ruhe täuscht: ein Fußgänger und 16 Kraftfahrzeuge.

diensten auch Jagdzubehör, wie bei näherer Betrachtung der Auslagen im Schaufenster unter dem Vergrößerungsglas zu erkennen ist. An seiner Stelle finden wir heute eine Apotheke. Die Hofeinfassung daneben, das Gebäude mit Geranien im Fenster und Pultdach sowie das Haus mit der Front zur Melanchthonstraße fielen ebenfalls der Spitzhacke zum Opfer. Dort steht heute ein Gebäude, in welchem im Untergeschoss eine Spielhalle untergebracht ist. Übrigens eine von mehr als vier Spielhallen in Bretten.

An der Verzweigung von Melanchthon- und Bahnhofstraße erkennen wir das „Kaiserdenkmal“. Es wurde errichtet, so die Inschrift: „Zum

Gedächtnis an Kaiser Wilhelm I. und an die 1870 – 1871 unter seiner obersten Führung im Felde gestandenen Söhne der Stadt Bretten.“ Deutschland bestand 1870 noch aus vielen Teilstaaten. Deren vereinigte Armeen hatten unter der Führung von Wilhelm, damals noch König von Preußen, im Krieg gegen Frankreich gesiegt. Bei Kriegsende wurde Wilhelm in Versailles zum Kaiser aller Deutschen ernannt. Seine Stellung in der Geschichte ist zwiespältig. Einerseits war er maßgeblich an der Niederschlagung der Revolution von 1848 beteiligt, andererseits führte er als Kaiser u. a. eine vorbildliche Sozialgesetzgebung ein.



Das Hebererhaus in der Pforzheimer Straße vor dem Brand 2007.



Das Hebererhaus als historisierender Neubau.

„Der Pfälzer Robinson“

Nur wenige Gebäude und Bauteile haben den Stadtbrand von 1689 überdauert, darunter ein steinerner Bogen, welcher zu einem tonnengewölbten Keller führte. Im Bogen eingemeißelt war die Inschrift „Hans Heberer 1549“. Das Gebäude selbst fiel dem Brand zum Opfer. Es wurde Anfang des 18. Jahrhunderts wieder aufgebaut; es beherbergte kleine Handwerksbetriebe und bot Wohnraum. Im Jahr 2007 löste ein technischer Defekt einen Brand aus, welcher das Gebäude völlig zerstörte. Der Neubau ahmt in seiner Gestaltung den historischen Bau nach. Der Name für das Gebäude, „Hebererhaus“, ist geblieben. Hier wurde um 1560 der Reiseschriftsteller Michael Heberer geboren. Er besuchte das Gymnasium in Heidelberg, dann die dortige Universität und schloss seine Studien, wie er selbst schreibt, in Wittenberg ab. Drei Jahre war er Hofmeister

in Diensten des Grafen zu Salestatt und Hedeholm, bevor er 1582 zu einer ausgedehnten Reise aufbrach. Über Frankreich und Italien gelangte er schließlich nach Ägypten. Dort geriet er in türkische Kriegsgefangenschaft und wurde Sklave auf einer Galeere. Nach Erlangung der Freiheit kehrte er nach Deutschland zurück und trat in den Dienst des Kurfürsten von der Pfalz ein. Weitere Reisen folgten. Seine Erlebnisse im Orient hielt er in einem 1610 in Heidelberg erschienenen Buch mit dem Titel „Aegyptiaca servitus“ (Ägyptische Knechtschaft) fest. Ein Nachdruck mit dem Titel „Chur-Pfältzischer Robinson“ erschien im Jahre 1747, ein weiterer 1906 mit dem Titel „Der Pfälzer Robinson“.



*Links: „Unser täglich Brot gib uns heute“: einen nicht unerheblichen Anteil daran hatten die Brettener Mühlräder.
Rechts: Moderner Wohnraum wurde erbaut, auch vor dem Hintergrund wachsender Einwohnerzahlen.
Hatte Bretten mit Ortsteilen 1967 noch 19.969 Einwohner, so wuchs deren Zahl bis 2017 auf 29.336.*

Kleiner Bach mit großer Wirkung

Der kleine Bach Weißbach lieferte die Bewegungsenergie, um das riesige Wasserrad der Ölmühle an der Georg-Wörner-Straße in Bewegung zu setzen. Das Wasser wurde in einem engen Kanal unter dem Mühlrad durchgeleitet, drückte auf die Schaufeln und setzte das Rad in Bewegung. Im Inneren des Gebäudes wurden Ölfrüchte wie Sonnenblumenkerne und Bucheckern gemahlen und daraus Öl gepresst.

Das Wasser der Weißbach betrieb außerdem die Mühle im Osten der Stadt bei der Rehhütte, die „Härdsche“ Mühle an der Einmündung der Georg-Wörner-Straße in die Pforzheimer Straße und die Mühle am Gottesacker Tor. Letztgenannte ist auf dem Kupferstich von Matthäus Merian aus dem Jahre 1645 mit zwei Mühlrädern abgebildet. Die Salzach, aus Maulbronn kommend, betrieb im Rüter Tal fünf Mühlen, darunter die Berg-

mühle am Stadtrand von Bretten. Nach der Vereinigung der beiden Bäche zum Saalbach fand sich im Rinklinger Tal ebenfalls eine Mühle. Der Wirkungsgrad der Wasserräder, d. h. die im fließenden Wasser befindliche Energie, liegt bei etwa 80%. Zum Vergleich: Der Wirkungsgrad eines Ottomotors liegt bei maximal 40%, der eines Dieselmotors bei höchstens 50%. Erste Wasserräder drehten sich schon vor Christi Geburt in Griechenland zur Entwässerung von Bodenflächen und zum Antrieb von Mühlen. Um das Jahr 1890 waren etwa 70.000 Wasserräder in Deutschland im Betrieb. Die Erfindungen von Dampfmaschine, Verbrennungsmotor und Elektromotor machte die Wasserräder unrentabel. Es setzte ein „Mühlensterben“ ein, welches nach 1950 durch Zahlung von „Stilllegungsprämien“ noch beschleunigt wurde.



Brettener Industrieschergewichte an der Wilhelmstraße und Bahnhofstraße: MALAG und Neff.

Brettener Industriegeschichte

Im Jahre 1967 war Bretten zwar noch keine Große Kreisstadt, aber sie hätte den Titel „Große Herdstadt“ verdient gehabt! Drei große Firmen vertrieben von Bretten aus ihre Herde: Malag, Muckenfuß und Neff.

Im Jahre 1849 gründete Machul Aaron Lämle eine Firma, die u. a. mit Herden handelte. Seit 1889 wurden dort selbst Herde und gusseiserne Zimmeröfen hergestellt. 1920 wurde diese Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, die M.A.Lämle AG, kurz MALAG. Parallel dazu hatte Adolf Muckenfuß 1914 zusammen mit seinen Vettern eine eigene Herd- und Ofenfabrik eröffnet, die „K.W. und A. Muckenfuß“. Im Jahre

1936 übernahm Adolf Muckenfuß zusammen mit Paul Reuter die Aktienmehrheit bei MALAG.

Muckenfuß selbst schied 1937 aus seiner bisherigen Firma aus und übernahm MALAG. Teile dieser Firma wurden im 2. Weltkrieg zerstört. Die beiden Söhne Adolf und Kurt traten 1950 in die Firma ein. Die Firma expandierte, ein Zweigwerk in Münzesheim wurde errichtet. Rund 1.000 Personen arbeiteten nun bei MALAG. Neben Kohleherden wurden u. a. Elektro- und Gasherde sowie Nachtspeichergeräte produziert. 1986 ging die Firma in Konkurs.

1877 hatte der Schlossermeister Carl Andreas Neff einen Betrieb eröffnet, der Kohleherde und



Am selben Ort sind heute „Handelsschwergewichte“ angesiedelt: Aldi und DM.

Backöfen herstellte. Die Firma vergrößerte sich schnell: 1910 waren 40 Mitarbeiter beschäftigt, 1931 schon 100. Nach dem 2. Weltkrieg waren große Teile der Produktionsanlagen zerstört. Mit nur sieben Mitarbeitern begann der Wiederaufbau. Ein zweites Werk im Rüter Tal, ein weiteres in Bruchsal wurden errichtet. 1961 beschäftigte die Firma Neff 2.500 Mitarbeiter und war der größte Hersteller von Elektroherden in Europa. 1967 produzierten die etwa 4.400 Mitarbeiter 500.000 Geräte im Jahr. Durch die Übernahme einer Konkurrenzfirma stand man 1969 kurz vor der Pleite. Neff wurde eine Tochtergesellschaft der AEG. Die Firma nahm einen neuen Auf-

schwung. Dennoch musste 1982 Liquidationsvergleich angemeldet werden. Die Landesregierung griff vergeblich ein. Der Anschlusskonkurs war nicht abzuwenden. Die Bosch-Siemens Hausgeräte GmbH übernahm die Firma und führte sie zum Erfolg: Jährlich werden heute in Bretten jeweils eine halbe Million Dunstabzugshauben und Herde gefertigt!



Schornsteine und Fabrikationsgebäude des Steinzeugwerks Harsch dominierten 1967 die Diedelsheimer Höhe.

Steinzeugwerk – Steinzeugpark

Allein über den Wandel im Bereich von Gewerbe, Industrie und Dienstleistungen in Bretten in den vergangenen 50 Jahren ließe sich ein Buch schreiben: Firmen wurden gegründet, expandierten, andere verschwanden, einige haben eine längere Geschichte. Das florierende Beispiel einer seit knapp 100 Jahren bestehenden, familiengeführten Firma ist im Bildhintergrund zu sehen, wiewohl der Abbruch des Fabrikgebäudes ein Ende symbolisiert. Doch beginnen wir am Anfang: 1919 meldete der junge Rudolf Harsch ein „Baugeschäft“ an. Schon im Folgejahr erwirbt er den Steinbruch in der Rinklinger Straße, noch heute Firmengelände. Die junge Firma arbeitet

im Tunnelbau, z. B. bei der Schwarzwaldbahn, mit, baut Wohnhäuser und wird 1928 Teilhaber an dem neu erbauten Steinzeugwerk auf der Diedelsheimer Höhe. Im Rinklinger Tal werden u. a. in Lizenz Deckenelemente aus Stahlbeton hergestellt, sog. „Harsch-Decken“. Auch im Straßen- und Brückenbau engagiert sich die Firma. Um der Nachfrage nach Steinzeug gerecht zu werden, wird 1937 ein neuer 140 m³ fassender Ofen mit einem 30 Meter hohen Kamin gebaut. Ab 1938 ist Harsch Alleininhaber des Steinzeugwerks. Im 2. Weltkrieg wird infolge Materialknappheit die Produktion immer weiter zurückgefahren und erliegt schließlich ganz. 1960 wird eine 165 Meter



Im geplanten „Steinzeugpark“ sollen Wohnraum und Raum für Gewerbebetriebe entstehen. Der Kamin bleibt als „Zeitzeuge“ erhalten.

lange Tunnelofenanlage gebaut, die bis 1997 in Betrieb ist. Nach deren Stilllegung wird lange Jahre über die Nutzung des Geländes diskutiert. Der „Steinzeugpark“, der nun entstehen soll, wird ein architektonisches Ensemble mit gewerblicher, privater und kultureller Nutzung.

Erfolgreich war auch der Aufstieg des Autohauses C. & W. Melter. Auf der 1967 noch grünen Wiese auf dem linken Bild befindet sich heute ein modernes Verkaufs- und Servicezentrum. Ge-gründet wurde das Unternehmen vor dem 2. Weltkrieg von Heinrich Melter sen. dort, wo die Zähringerstraße auf die Melanchthonstraße stößt. Anfang der 1950er-Jahre wurde im Hof eine

Werkhalle errichtet, welche heute als Verkaufsraum der Firma Würth dient. Im vorderen Wohngebäude wurde im Untergeschoss ein Verkaufsraum eingerichtet, in welchem ein florierender Fahrzeughandel betrieben wurde. Zweiräder der Marken Zündapp, Kreidler, Horex, GLAS und Vespa wurden ebenso angeboten wie der Kleinwagen Goggomobil. Ab 1959 übernahm die Firma die Vertretung von BMW. Platzgründe machten 1985 einen Umzug auf die Diedelsheimer Höhe erforderlich, 2008 entstand der Neubau.



Blick von Brettens Schulzentrum mit Melanchthon-Gymnasium, Grund- und Hauptschulen sowie Kopfsteinpflaster Richtung Marktplatz.

Hier wird gelernt!

Beide Fotos zeigen eine Straßenszene im Bereich des Melanchthon-Gymnasiums und der Hebel-schule. Bei genauerer Betrachtung fallen auf dem linken Foto zwei Buben auf, welche die Straße überqueren. Ausgestattet sind sie mit Lotsenkelle, weißer Mütze, Gürtel und Brustband. Es sind Schülerlotsen. Damals, 1967, war noch keine Ampelanlage in Betrieb, um den Schülerinnen und Schülern das sichere Queren der Straße zu ermöglichen. Diese Aufgabe übernahmen Schülerinnen und Schüler sehr gerne, konnten sie doch damit vor der großen Pause früher den Unterricht verlassen und somit die Schulstunde verkürzen. Auch war das im Bild links zu sehende Gebäude

ein Ort, in welchem sie sich gerne, oft verbote-nerweise, aufhielten: das Café Stoffel. Es wurde, wie auch die drei daneben liegenden Gebäude, abgerissen, um vor allem dem Erweiterungsbau des Melanchthon-Gymnasiums Platz zu machen. Dessen Hauptgebäude wurde im Jahre 1875 ein-geweiht. Damals war diese Schule noch eine Real-schule, in welcher kein Abitur abgelegt werden konnte. Dies war erst ab 1927 möglich, als die Schule zur Oberrealschule wurde. Den heutigen Namen, Melanchthon-Gymnasium, erhielt die Schule erst im Jahre 1954.

Um der wachsenden Schülerzahl gerecht zu werden, wurde 1963 ein südlich liegender Erwei-



Heute hat Bretten drei Schulzentren: die Beruflichen Schulen in der Wilhelmstraße, das Schulzentrum im Osten und das Schulzentrum Mitte.

terungsbau an Stelle der ehemaligen Gewerbeschule eingeweiht. 1967 wurde der im rechten Bild erkennbare Westflügel fertiggestellt und 1997 die Schule geteilt. Das Edith-Stein-Gymnasium wurde eingerichtet.

Rechts vom Standort des Betrachters befindet sich noch heute die Johann-Peter-Hebel-Schule. Sie war bis 1957 unter dem Namen „Friedrich-Schule“ einzige Volksschule der Stadt. Dann erfolgte die organisatorische Teilung in Johann-Peter-Hebel-Schule und Schillerschule. Die Schulgebäude und Unterrichtsräume wurden nun von zwei Schulen genutzt. Viele Jahre mussten, um die große Zahl der Schülerinnen und Schüler un-

terzubringen, provisorische Unterrichtsräume genutzt werden. Diese waren über das gesamte Stadtgebiet verstreut: Bernhardus-Haus, Kindergarten in der Turbanstraße, Gymnasium und alte Turnhalle neben dem Melancthon-Gymnasium. Ein organisatorischer Kraftakt! Erst 1976 wurde der Neubau der Grundschule im Osten der Stadt, neben der im Jahre 1972 gebauten Max-Planck-Realschule, bezogen.



*Wer kann noch etwas mit dem Begriff „Muckefuck“ anfangen?
Galt er doch dem Zichorienkaffee, der auch in Bretten hergestellt wurde.*

Muckefuck

Der Bau der Zichorienfabrik im linken Bild ist letztendlich den hohen Zöllen geschuldet, mit welchen Friedrich II., der Große, die Einfuhr von Kaffee belegte. Kaffee galt als Luxusgut und sein Import war in den Augen des Königs „wirtschaftsschädigend“. Das gemeine Volk sollte weiterhin bevorzugt Biersuppe zu sich nehmen, denn die Bierbrauer klagten über drastische Umsatzeinbußen in Folge des steigenden Kaffeekonsums. Ein Offizier und ein Gastwirt hatten nun die Idee, die Wurzeln der Zichorienpflanze zu trocknen und daraus einen Ersatzkaffee zu brauen. Friedrich II. unterstützte die beiden und genehmigte ihnen den Bau von Zichorienfabriken in Braun-

schweig und Berlin. Einige Jahre später war der junge Heinrich Franck aus Urach im Rahmen der napoleonischen Kriege in Reims stationiert. Dort lernte er, wie aus Ersatzstoffen kaffeeähnliche Getränke hergestellt wurden. Denn Napoleon hatte den Warenaustausch mit England in der „Kontinentalsperre“ unterbunden, um England zu schädigen. Kaffee wurde nicht mehr eingeführt. Deshalb suchten findige Köpfe nach Ersatzstoffen für das beliebte Getränk.

Franck ließ sich nach seiner Rückkehr in Vaihingen an der Enz nieder und begann mit Versuchen zur Herstellung von Zichorienkaffee. Zuerst baute er selbst die Pflanzen an, dann wies er



*Heute finden wir an Stelle der Zichorienfabrik ein Einkaufszentrum.
Die Marke Opel wird noch immer an derselben Stelle verkauft.*

Bauern der Umgebung in den Anbau ein. Er errichtete ein Dörrhaus, eine Darre, um die Pflanzenwurzeln zu trocknen. Weitere Darren ließ er in der Umgebung, darunter auch in Bretten (1855), errichten. Produktion und Vertrieb expandierten. Selbst ins Ausland wurde der Zichorienkaffee von „Heinrich Franck Söhne GmbH“ exportiert. In den Franck'schen Fabriken wurden die Wurzeln der Zichorie gereinigt, zerkleinert, dann in der Darre der Wassergehalt reduziert und schließlich bei Temperaturen um 110 Grad geröstet. Pulverisiert und mit heißem Wasser aufgegossen, entsteht ein Getränk, welches an Kaffee erinnert. Die Zichorienfabrik in Bretten war durch eine

Feldbahn mit dem Bahngelände verbunden. Dort befand sich noch 1967 eine Verladestation für Zichorien.

Auf dem linken Bild sind außerdem die Tankstelle und das Schild der Opelniederlassung Simon Veit zu sehen. Dieser hatte vor dem Krieg mit dem Handel von Nähmaschinen, Fahrrädern und Motorrädern begonnen. Nach dem Krieg führten seine drei Söhne Eugen, Alex und Helmut das Geschäft weiter. Alex Veit trennte sich Anfang der 50er-Jahre und eröffnete am Alexanderplatz eine Vertretung und Reparaturwerkstatt von Mercedes und später Volkswagen.



Schlafhäuser und Kleingewerbe:

Wer konnte ahnen, dass Expansion die Szenerie der kommenden Jahre bestimmen würde?

Schlafhaus und Weltfirma

Standort der Fotografen beider Bilder ist der heutige Busbahnhof mit Blick Richtung Westen. Links abzweigend erkennen wir die Zufahrt zur Brückenfeldstraße, rechts abzweigend den Silcherweg. Wo sich heute entlang der Brückenfeldstraße ein florierendes Gewerbegebiet erstreckt, war früher Raum für Felder, Wiesen und Obstbäume. In den Nachkriegsjahren etablierte sich, damals noch auf dem Gebiet der Gemarkung Rinklingen, am Silcherweg ein Kleingewerbegebiet. Angesiedelt hatten sich dort die Druckerei Adam, rechts in der Bildmitte halbverdeckt hinter Bäumen, und die Firma Glas-Bischoff, links in der Bildmitte. Die Firma Bischoff wurde 1938 als Ei-

sen- und Glasgroßhandlung gegründet. Die Aufspaltung in zwei Firmenzweige brachte es mit sich, dass die Firma Glas-Bischoff 1953 eine Lagerhalle am Silcherweg errichtete. Schnell expandierte die Firma, die sich als Lieferant für Schreinereien, Fenster- und Metallbaubetriebe etabliert hatte. Doch auch der Brettener Bürger, der eine zerbrochene Fensterscheibe mitbrachte, wurde bedient.

Das Wohngebäude am linken Bildrand, früher das „Schlafhaus“ für Bahnbedienstete, musste weichen, um Platz für Produktionshallen zu schaffen. Denn die Firma hatte sich mittlerweile auf die Veredelung von Glas spezialisiert, welches



*Am Busbahnhof starten heute die Stadtbusse und Regionalbusse.
Das Gewerbegebiet hat an Umfang und Bedeutung extrem zugenommen.*

dann als Kühlschrankfächer oder Isolierglas Verwendung fand. Die Erweiterung der Produktpalette, die Herstellung von Einscheiben-Sicherheitsglas, von Verbundsicherheitsglas, das Bedrucken von Glas im Siebdruckverfahren, erforderte eine ständige Erweiterung der Betriebsgebäude. Auch die Firma Metallbau-Hesselbacher, die sich im Westen an der Brückenfeldstraße angesiedelt hatte, musste weichen. Die Produktion von höherwertigen Glasanwendungen für Fassaden und Glasdächer machte die Firma weltweit bekannt. Herausragende Beispiele, wohin die Firma, nun unter dem Namen BGT firmierend, das Glas lieferte, sind die Elbphilharmonie in Hamburg, das

Britische Museum in London, der Evolution Tower in Moskau und nicht zuletzt das Reichstagsgebäude in Berlin.



Brettens Reichtum: die historische Altstadt.



Brettens Zankapfel: die Sporgasse.

Bausünden

Verwundert reibt sich der Betrachter die Augen. Ist das linke Foto oben wirklich vom selben Standort aufgenommen wie das rechte? Oder ist es in einer anderen Ortschaft entstanden? Nein. Beide Aufnahmen zeigen die Sporgasse mit Blickrichtung Osten. Die gewundene, bucklige Gasse folgte dem Verlauf der Stadtmauer, deren Häuser zum Teil in Reste dieser Mauer verbaut waren. Der Bagger räumte alles ab. Auf der linken Seite die Fachwerkhäuser, in welchen sich noch einige bäuerliche Betriebe hielten, das aus Ziegelsteinen errichtete Spritzenhaus, hinter dem ein Mast aufgerichtet war, um die nassen Feuerwehrschräume zu trocknen, der Farrenstall, in welchem die Stadt einen Zuchtbullen hielt, dem die Kühe zur Befruchtung zugeführt wurden, das zurückgesetzte „Gemeinde-Fasseichamt“, in welchem der Rauminhalt hölzerner Fässer festge-

stellt wurde, welche sodann mit einem Brandzeichen versehen wurden. Der Häuserkomplex auf der rechten Seite, mit Frontseite zur Weißhofer Straße, wurde ebenfalls abgerissen, darunter das Traditionsgasthaus „Badischer Hof“, der Laden der Hutmacherin Frau Warmbold sowie das Kino „Die Kurbel“. Übrigens wurde in diesem Hause der „Skandalfilm“ der 60er-Jahre gezeigt: „Das Schweigen“ von Ingmar Bergmann. Heute ein Film im Nachmittagsprogramm.

*Rechts: Mit den aktuellen Baumaßnahmen 2022/2023 verändert sich das Stadtbild am Sporgassenplatz erneut.
(Foto: Wolfgang Stoll)*



MUSEUM - SALON



Kurios, verstaubt, museumsreif? Depotarchäologie in Bretten

LINDA OBHOF M.A.
LEITERIN DER STÄDTISCHEN MUSEEN BRETEN

Die Stadt Bretten verfügt über drei städtische Museen. Das aus dem Jahr 1585 stammende Gerberhaus zeigt die Arbeits- und Wohnkultur des 18. Jahrhunderts, das Deutsche Schutzengelmuseum im Schweizer Hof ist hingegen den überirdischen Helfern unterschiedlicher Kulturen gewidmet. Zusätzlich befindet sich in den Räumen des historischen Baus des Schweizer Hofes das Stadtmuseum, welches durch regelmäßig wechselnde Sonderausstellungen zum Leben erweckt wird und zahlreiche Museumsinteressierte anzieht. Inhaltlich handelt es sich somit um drei volks- bzw. heimatkundliche Museen, die in Deutschland 43,5% (Stand 2018) der bundesweiten Museumswelt ausmachen¹, wobei in Baden-Württemberg rund 51% unter öffentlicher Trägerschaft stehen.² Seit März 2020 verfügen die Städtischen Museen in Bretten über ein neues Sammlungskonzept sowie ein neu eingerichtetes Depot.

Die im Museumsbestand vorhandenen Objekte reichen von zahlreichen archäologischen Funden aus Bretten und der näheren Umgebung über Möbel aus unterschiedlichen Epochen als Zeugnisse der ländlichen und städtischen Sachkultur bis hin zu Gemälden und Zeichnungen der letzten vier Jahrhunderte. Ebenfalls Teil der Sammlung sind unterschiedliche Objekte aus

dem Sammlungsbereich des Deutschen Schutzengel museums; darunter Schlafzimmerbilder mit sowohl christlichen als auch profanen Abbildungen aus der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts, Holzarbeiten aus dem Erzgebirge sowie weitere zahlreiche Objektgattungen unterschiedlicher Herstellungstechnik.

Sammlungsgeschichte der Brettener Stadtmuseen

Betritt man die „heiligen Hallen“ eines Museums mit seinen gläsernen Vitrinen und Objekten, wird schnell deutlich, dass es sich bei dem öffentlich präsentierten Bestand kaum um eine Schau der vorhandenen Gesamtheit handeln kann. Für Sonderausstellungen oder als Leihgaben an andere Museen gehen häufig weitere Objekte auf die Reise, die möglicherweise nicht von lokaler Bedeutung sind, aber andernorts in einem größeren geschichtlichen Zusammenhang an Bedeutung gewinnen. Auch für Anfragen die städtische Kulturgeschichte betreffend ist es notwendig, über einen systematisch erfassten Museumsbestand zu verfügen und diesen bei Gelegenheit auch digital der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, um wissenschaftliche – oder auch private

1 Institut für Museumsforschung 2021, S. 41.

2 Deutscher Museumsbund e. V. 2020, S. 13–15.

– Recherchen im Rahmen eines Open-Source-Gedankens zu ermöglichen. Museumsgut, das keinen Weg in thematisch passende Dauerausstellungen oder Sonderausstellungen findet oder aus konservatorischen Gründen nicht ausgestellt werden kann, wird in den Depots der Museen untergebracht (Abb. 1, Abb. 2).

Die Pandemie der Jahre 2020/2021 ermöglichte vielen Museen der Region, einen tiefergehenden Blick in die eigenen Museumsbestände zu werfen. Im üblichen Alltagstrubel eines Museumsbetriebes stehen in der Regel weder Zeit noch ausreichend Personal zur Verfügung, um die häufig über Jahrzehnte eingelagerten Bestände neu zu sichten, zu bewerten und dann digital zu erfassen.



Abb. 1 (S. 200) & 2: Objekte unterschiedlicher Zeitstellung warten darauf im Depot fachgerecht eingelagert zu werden. (Fotos: L. Obhof).

Die Sammlungen der drei städtischen Museen blicken auf eine wechselhafte Sammlungsgeschichte zurück: Als ihr Begründer gilt der Stadtrat und Sammler Georg Wörner (1840–1903) (Abb. 3). Neben seiner regulären Erwerbstätigkeit als Wirt im Gasthaus „Rebstock“ engagierte sich der Brettener für den Erhalt und die Wahrung unzähliger Objekte und Archivalien. Ohne Wörners facettenreiche Sammelleidenenschaft wären bis zum heutigen Tag wahrscheinlich zahlreiche archäologische Objekte sowie Gegenstände einer fast verges-

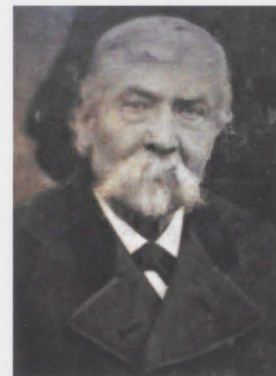


Abb. 3: Stadtrat und Sammler Georg Wörner auf einer Fotografie aus dem Nachlass von D. Dr. Otto Beuttenmüller, Depotfund 2021.

senen Alltagskultur der Region verloren gegangen. Neben der Entdeckung römischer Baustrukturen im Gewann „Häbloch“³ 1885 erwarb Wörner laut einem Bestandsverzeichnis unzählige antiquarische Gegenstände. Neben Urkunden aus der Frühen Neuzeit sammelte er Münzen, Fayencen und weitere Objekte jeglicher Couleur.

Bereits kurz nach Wörners Tod im Jahr 1903 gelangte der Sammlungsbestand in das städtische Inventar und wurde kurz darauf bis in das Jahr 1919 in dem ihm gewidmeten „Georg-Wörner-Museum“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.⁴ Über das genaue Aussehen der Ausstellung liegen leider keine genauen Informationen vor.

Die Einrichtung der Kreislandwirtschaftsschule des Gebäudes am Kirchplatz, Haus Nr. 1 (heutige Vogtey der VAB), die sich hier zwischen 1928–1961 befand, verlangte nach einer Auslagerung sämtlicher Gegenstände, die schließlich dauerhaft eingelagert wurden. Überdies sah ein nicht verwirklichter Plan vor, den Bestand mit

³ vgl. Alfs 1940, 128–140; Groll 1949, 21–23.

⁴ Albert 1990, 38–43. Albert 2001, 152; Bahn et. al. 2012, 18.



Abb. 4: Ein marmorner Huf, auf dem ein schriftlicher Hinweis zu dessen Herkunft aus Carnuntum/AT hinterlassen wurde, vmtl. röm./kaiserzeitlich. Die Identifizierung des Objektes sorgte am ursprünglichen Fundort für Erstaunen, da es bis dato unbekannt war. Ob das Stück rückgeführt werden soll, wird derzeit geklärt (Foto: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv-Nr. 99/196).

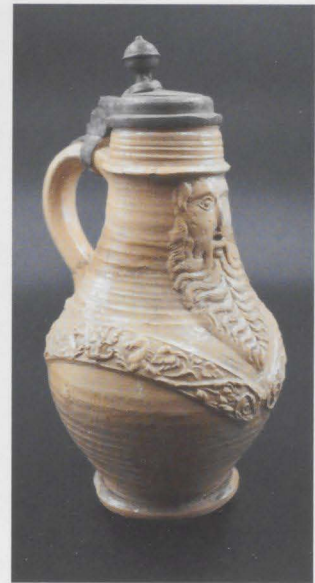


Abb. 5, Abb. 6: Zwei der mittlerweile rückgeführten Leihgaben des Badischen Landesmuseums Karlsruhe von 1928 an die städtische Sammlung Bretten: ein bronzezeitliches Lappenbeil sowie ein Bartmannkrug des 18. Jahrhunderts (Foto: L. Obhof).

der Sammlung des Melanchthonvereins zu vereinen, um im 1903 eingeweihten Melanchthonhaus eine gemeinsame Sammlung zum Thema „Stadtgeschichte und Reformation“ einzurichten. Diese Fusion scheiterte jedoch aus unterschiedlichen Gründen. Das Brettener Museum war vorerst Geschichte und verschwand bis 1987 eingelagert in den Räumlichkeiten des Melanchthonhauses.

Im Zuge der Inventarisierungsarbeiten tauchten im Sommer 2020 unerwartet Objekte auf, die vereinzelt auf Provenienzen außerhalb Bretzens verweisen und in den 1960er-Jahren offenbar als „archäologische Urlaubs-Souvenirs“ nach Bretten mitgebracht wurden (Abb. 4). Besonders kurios erscheinen einige Stücke des Badischen Lan-

desmuseums, die bereits 1928⁵ als Dauerleihgaben nach Bretten gelangten. Darunter mehrere Objekte aus kunstgewerblichem Kontext, wie Westerwälder Keramik, ein Bartmannkrug, Siegburger Steinzeug, Fayencen sowie archäologische Funde aus Bretzens Umland. Ein bronzezeitliches Lappenbeil verfügte glücklicherweise über eine entsprechende Beschriftung und brachte das Museumsteam so auf die richtige Spur (Abb. 5; Abb. 6). Das Beil konnte bereits kurz nach dessen Entdeckung nach Karlsruhe rückgeführt werden. Diese Entdeckung lieferte einen interessanten Einblick in die Brettener Sammlungsgeschichte. Die Objekte wurden 1928 nach Bretten verliehen

5 Brief-B.-Nr. 1412, Korrespondenz vom 4.5.1928, Archiv des Badischen Landesmuseums Karlsruhe.

und durch D. Dr. Otto Beuttenmüller in Empfang genommen. Dass die Museumsstücke in Bretten noch vorhanden waren und nicht als Kriegsverluste gelistet werden mussten, konnte auf Nachfrage von Seiten des BLM im Jahr 1953⁶ bestätigt werden. Eine weitere Korrespondenz aus dem Jahr 1973⁷ zeigt jedoch, dass die Objekte zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in Bretten vermutet wurden. Nun ist ihr Verbleib geklärt, und es konnte eine Rückabwicklung sowie eine Rückführung in den Bestand des Badischen Landesmuseums Karlsruhe stattfinden.

Ein Stadtmuseum entsteht

Erst 1988 wurden die Brettener Sammlungsobjekte vom Melanchthonhaus in ausreichend große Räumlichkeiten bei der ehemaligen Sporthalle „Im Grüner“ gebracht, wo diese von dem neuen Museumsleiter Dr. Wolf-Dieter Albert vollständig gesichtet und in einem neuen System inventarisiert wurden, das heute noch die Basis der Datenerfassung bildet.⁸ Ziel war es, unter kompetenter Führung einer entsprechenden Fachperson den Weg für ein neues Stadtmuseum zu bereiten, das schließlich 1990 im Zuge der Heimattage Baden-Württemberg im Dachgeschoss des Alten Rathauses eröffnet wurde. Bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 2002 erfasste Dr. Albert jeden Neuzugang des Museumsbestandes akribisch.

Die Notwendigkeit neuer Räumlichkeiten und der Wunsch einer neuen Konzeption des Museums konnten schließlich durch den Nachfolger Dr. Peter Bahn verwirklicht werden. Der Schwerpunkt des neu eingerichteten Museums lag in

der Präsentation regelmäßig wechselnder Sonderausstellungen mit regionalen bis überregionalen Themenschwerpunkten sowie in der umfassenden Publikation stadthistorisch relevanter Themengebiete. Die über 350 stadt- und regionalgeschichtlichen Veröffentlichungen werden noch für viele Generationen einen festen Bestandteil bei der Recherche zur Geschichte der Stadt Bretten bilden.

Durch die Erweiterung der städtischen Sammlung, insbesondere durch die Sammlungen der Familie Heinrich Jäger und Friedrich Förster sowie durch Schenkungen und Leihgaben zahlreicher weiterer Privatpersonen und mit der Eröffnung des Deutschen Schutzengelmuseums im Jahr 2007, wurden in Bretten neue Wege beschritten, die bis heute nachwirken. Die Arbeit der beiden Museumsleiter verschafft bis heute der Brettener Museumswelt Relevanz und Renommee, auch weit über Bretten hinaus. Teil der Museumslandschaft wurde ab 1993 auch das Gerberhaus, das im Rahmen bürgerschaftlichen Engagements vor dem Abriss bewahrt und umfassend saniert wurde. Seit fast 30 Jahren ist nun eines der ältesten Bauwerke Brettens (errichtet 1585) öffentlich als Museum zugänglich.

Nach vielen Jahren im Amt ging der Museumsleiter Dr. Peter Bahn im Herbst 2018 in den wohlverdienten Ruhestand und übergab das Museum an die Verfasserin. Seit der Übergabe konnten bereits mehrere Ausstellungen zu kulturgeschichtlichen Themen, die in Verbindung mit der Geschichte und Wirtschaftsgeschichte der Region stehen, realisiert und neue Projekte entwickelt werden. Darunter auch die Inventarisierung des vorhandenen Museumsbestandes seit April 2020 sowie eine Sonderausstellung zwischen April und August 2022 zur gemeinsamen Gestaltung der neuen Dauerausstellung zur Brettener Stadtgeschichte in Kooperation mit den Besucherinnen und Besuchern des Stadtmuseums („Stadtgeschichten schreiben!“).

6 Brief-B.-Nr. 1412, Korrespondenz vom 12.8.1953, Archiv des Badischen Landesmuseums Karlsruhe.

7 Brief-B.-Nr. 1412, Korrespondenz vom 3.9.1973, Archiv des Badischen Landesmuseums Karlsruhe.

8 vgl. Bahn et. al. 2012, 18–22.

Kitsch oder Kunst – Ein Schutzengelmuseum in Bretten?

Der Objektbestand des Brettener Stadtmuseums birgt nicht nur Schätze aus dem Alltagsleben der Brettener Bürgerschaft, sondern auch zahlreiche Objekte aus dem Sammlungsbereich des Deutschen Schutzengel-Museums. Der Bestand des im Jahr 2007 aufgelösten Deutschen Schutzengel-Museums in Bad Wimpfen bildet die Basis der sich im Depot und der Ausstellung befindlichen Exponate des schließlich in Bretten im Jahr 2007 eröffneten Museums.

Die Sammlung wird durch verschiedene Ankäufe, nicht zuletzt auch durch Schenkungen und Dauerleihgaben von privater Seite stetig ergänzt und erweitert. Neben der historischen Herkunft der Götterboten werden technische Aspekte beleuchtet, welche die Schutzengeldarstellungen durch viele Jahrhunderte in ihrer Entwicklung geprägt haben.

Im Zuge der Neugestaltung des Stadtmuseums wurden sämtliche Objekte von dessen Team gesichtet, fotografiert und mit einer Inventarisierungssoftware systematisch erfasst, bevor diese neu magaziniert wurden. Darunter befinden sich Originale aus sechs Jahrhunderten unterschiedlichster Art. Vertreten sind Bilder und Exponate aus den verschiedenen Weltreligionen sowie unterschiedlichen indigenen Kulturen rund um den Globus. Hinzu kommen verschiedene Bearbeitungen des Schutzengel-Themas aus dem frühen 20. Jahrhundert, das durch politische Umbrüche stark von geltenden Ideologien geprägt war (Abb. 7 + Abb. 8).

Neben den Abbildungen von Schutzengeln erhält das Museum gelegentlich Schenkungen sogenannter Schlafzimmerbilder. Die schon seit dem frühen 20. Jahrhundert übliche Bezeichnung geht auf deren typischen Aufhängungsort zurück. Die Ära der Schlafzimmerbilder begann



Abb. 7, Abb. 8: Eine zentralafrikanische Figurengruppe aus der Mitte des 20. Jahrhunderts und eine Biskuit-Porzellan-Figurengruppe aus der Zeit des 1. Weltkriegs veranschaulichen die kulturelle wie thematische Spannweite der im Deutschen Schutzengelmuseum ausgestellten Objekte (Fotos: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 2020.1497; Inv.-Nr. 2020/1506).



Abb. 9: Typisch für das frühe 20. Jahrhundert sind sogenannte Schlafzimmerbilder mit Schutzengelmotiven, „Das Nesthäkchen“, Öldruck um 1920/30 (Schenkung Fam. Moser/Sulzfeld; Foto: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 2019/1).

etwa um 1914, als der Künstler Hans Zatzka mit dem „Elfenreigen“ einen Klassiker innerhalb dieser Gattung schuf. Die Drucke erfreuten sich vor allem seit den 1920er-Jahren bis zum Beginn des 2. Weltkrieges großer Beliebtheit und waren mit ihrer häufig abfällig als „Handtuchformat“ bezeichneten Form in nahezu jedem Haushalt im ländlichen Raum vertreten. Große Versandhäuser waren auf die Reproduktion bekannter Motive sowie den Vertrieb dieser Bilder spezialisiert.⁹ Die Abbildungen reichen von schlichten Tempellandschaften bis hin zu den häufiger auftretenden Darstellungen der Heiligen Familie oder von Jesus auf dem Ölberg. Heute werden die Bilder häufig bei Haushaltsauflösungen entsorgt, doch auch sie bergen ein Stück unserer Alltagsgeschichte in sich, die vor 100 Jahren noch von einer anderen als der heutigen Mode geprägt

war (Abb. 9). Die Neugestaltung des Museums sieht einen kleinen Bereich vor, der diesen Bildern gewidmet sein soll. Einige tragen Schutzengel-motive, doch auch andere Schlafzimmerbilder sollen ihren Platz finden, um das Facettenreichtum dieser aussterbenden Gattung aufzuzeigen.

Viele Gegenstände, die heute als „Kitsch“ bezeichnet werden, erfreuen sich wahrscheinlich in einigen Jahren wieder größerer Beliebtheit.

Beim Sammeln und Bewahren von Objekten sollte immer der folgende Grundsatz gelten: Jedes Objekt in seiner Form und Farbgebung ist ein Kind seiner Zeit und die Geschmäcker und Moden ändern sich kontinuierlich, doch müssen diese Entwicklungen auch in Bezug auf ihren politisch-ideologischen Kontext kritisch hinterfragt werden; hierzu möchte das neu gestaltete Museum aktiv anregen, wie auch einige „kritische“ Exponate des 20. Jahrhunderts aufzeigen.

⁹ Brückner 1974, 21. 23.

Seit der Wiedereröffnung der im Jahr 2021 umfassend erneuerten Ausstellung stehen mehrere Hands-on-Stationen zur Verfügung, die eine aktive Erkundung der Exponate ermöglichen. Neu sind auch gemütliche Spiel- und Schmöcker-Ecken für kleine wie große Besucherinnen und Besucher. Im Zuge der umfassenden Neugestaltung des Museums konnte nun das Angebot dank der Unterstützung der Sparkasse Kraichgau um einen digitalen Zugang erweitert werden; somit wird ein barrierefreier Besuch des Museums für mobilitätseingeschränkte Besucherinnen und Besucher ermöglicht. Zuvor stand diese Besuchergruppe vor den Schwierigkeiten, die Räumlichkeiten im zweiten Obergeschoss des Hauses zu erreichen, nun besteht die Möglichkeit, im Foyer des Museums in einer ansprechenden Sitzecke Geschichten rund um die himmlischen Boten zu hören und zu sehen. Die Medien-Stele wurde mit zwei Hörmuscheln ausgestattet und zeigt neben den professionell erstellten Tonbeiträgen zahlreiche Bilder der im Museum ausgestellten Exponate. Die Nutzerinnen und Nutzer können zwischen unterschiedlichen Themenbereichen und Informationstexten rund um das Thema „Schutzengel“ wählen. Diese wurden von professionellen Sprechern aufgezeichnet und ergeben zusammen mit den neuen Bildanimationen ein modernes und ansprechendes Rundumpaket.

Ein neues Depot – wo anfangen?

Neben der Notwendigkeit, den eigenen Museumsbestand zu kennen oder zumindest soweit digitalisiert vorliegen zu haben, dass man jederzeit darauf zurückgreifen kann, besteht auch die Notwendigkeit darin, künftig nachhaltig Ausstellungskonzepte realisieren zu können, d. h. den Leihverkehr auf möglichst wenige Exponate durch externe Leihgeber zu beschränken und

umweltschonend aus dem eigenen Bestand schöpfen zu können. Die Bestände aus über einem Jahrhundert Brettener Sammlungsgeschichte erfuhren durch die Corona-Pandemie neue Aufmerksamkeit, da aufgrund der Schließung der Museen die Möglichkeit bestand, sich der aktuellen Einlagerungssituation der Museumsobjekte zuzuwenden, diese zu sichten und eine neue Konzeption der Deponierung zu erarbeiten.

In einem ersten Schritt musste geklärt werden, welche Depots noch vorhanden waren und in welchem Zustand sich diese befanden. Das Spektrum reichte von provisorischen Einlagerungsmöglichkeiten über Kellerdepots bis hin zu einem in den frühen 1990er-Jahren professionell eingerichteten Museumsdepot; doch eines hatten alle Depots gemeinsam: Die Objekte waren über das gesamte Brettener Stadtgebiet sowie im Ortsteil Diedelsheim eingelagert, wobei konservatorische Vorgaben wie Raumtemperatur, Luftfeuchtigkeit und Lichtschutz zu einer optimalen Lagerung nicht strikt gewährleistet werden konnten. Folglich musste in einem ersten Schritt die hierfür erforderliche Infrastruktur geschaffen werden, um die Museumsstücke künftig möglichst licht- und staubfrei einzulagern.¹⁰ Die Identifizierung einer künftigen Lagerungsstätte, Hochregale und säurefreie Lagerungskisten und Tüten in unterschiedlichen Größen sowie entsprechende Software zur systematischen Erfassung der Objekte sowie Equipment zur Erstellung publizierbarer Fotografien wurden binnen weniger Wochen organisiert und aufgebaut (Abb. 10).

Arbeitsplätze wurden eingerichtet, parallel begann das Museumsteam bereits mit der Erfassung neuer Objekte, die zwar bereits im Bestand vorhanden, jedoch teilweise noch nicht erfasst

10 Siehe auch: Deutscher Museumsbund e. V (Hrsg.), Leitfaden für die Dokumentation von Museumsobjekten – von der Eingangsdokumentation bis zur wissenschaftlichen Erschließung, Berlin 2011.



Abb. 10: Neue Einrichtung des Museumsdepots: säurefreie Kartons und Hochregale (Foto: L. Obhof).

waren. Bereits in bestehenden Listen manuell erfasste und nun digital vorliegende Datensätze sowie Objekte wurden auf Vollständigkeit und ihren Zustand überprüft, neu fotografiert sowie anschließend in einem neuen Ordnungssystem eingelagert. Andere Stücke fanden nun ihren Weg in die neu konzipierte Dauerausstellung des Deutschen Schutzengelmuseums. Die über ein Jahr andauernde und zum Zeitpunkt der Veröffentlichung kurz vor dem Abschluss stehende Neuinventarisierung des Museumsbestandes brachte zahlreiche Objekte zutage, die sich bisher unbekannterweise im Depot im nicht-erfassten Objektbestand befanden oder zwar in der vorhandenen, ehemals handschriftlichen Inventarliste mit über 10.677 Einträgen erfasst waren, jedoch der Listeneintrag nach über 30 Jahren nicht verdeutlichte, um welche speziellen Stücke es sich hier tatsächlich handelt. Erst die direkte Begutachtung der Objekte entpuppte häufig deren kulturgeschichtlichen Stellenwert für die Sammlung, für Bretten und die Region. Rund 2.000 weitere Objekte wurden seit April 2020 neu erfasst und zusätzlich 2.600 Objekte aus dem Altbestand als vorhanden bestätigt und neu eingelagert. Darunter befanden sich vorrangig Stücke, die in den letzten Jahren neu in den Bestand gelangt sind

und ihrer Inventarisierung harrten, sowie einige wenige Objekte, die bereits erfasst wurden, jedoch über keine Inventarnummer verfügten und keinem vorhandenen Listeneintrag sicher zugeordnet werden konnten.

Die Neueintragung von Exponaten in die museumsinterne Inventarliste erfordert mehrere Schritte: Neben allgemeinen Informationen und Beschreibungen zu den Objekten selbst bedarf es einer Einordnung deren Datierung, Provenienz sowie spezieller Informationen wie konservatorischer Vorgaben für Ausstellungen. Besonders die Frage nach der Provenienz der Objekte gewinnt in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung. Viele Museen verfügen über Bestände, die beispielsweise noch aus der Kolonialzeit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts stammen oder die zwischen den Jahren 1933 bis 1945 durch Enteignungen der jüdischen Bevölkerung oder durch andere Maßnahmen der NSDAP sowie verwandter Organisationen in die Museumsbestände gelangten. Im Brettener Museumsbestand befinden sich nach aktuellem Kenntnisstand keine Objekte, die auf entsprechende Provenienzen zurückzuführen sind. Eine Ausnahme bilden jedoch einzelne Militaria, die aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs stammen und deren ursprüngliche Eigentümer ausländischer Einheiten heute nicht mehr – oder nur unter sehr erschwerten Bedingungen – ermittelt werden können. Hinzu kommen zahlreiche Produkte aus Brettener Unternehmen, die beispielsweise Teil der Ausstattung der Betriebe waren oder im Zuge der Ausrüstung in Bretten – teilweise in Kooperation zwischen unterschiedlichen Brettener Betrieben – angefertigt wurden. Dabei wurden Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene eingesetzt, die im sogenannten „Ostarbeiterlager“ am Seedamm untergebracht waren. Eine tiefgehende Auseinandersetzung und historische Aufarbeitung der Rüstungsproduktion zur Zeit des Nationalsozialismus in Bretten steht noch aus.

Schenkungen an die städtischen Museen, wie die im Folgenden aufgeführten, erlauben vor allem in Verbindung mit interessanten Objektbiographien neue Einblicke in die Geschichte der Stadt und den historischen Alltag der Menschen, die hier lebten und leben. Der Bestand der Brettener Museen soll auch in den kommenden Jahren weiter ausgebaut werden, sofern angebotene Objekte dem neuen Sammlungskonzept entsprechen oder von herausragender kulturhistorischer Relevanz sind.

Altbestände und Neuzugänge: (wieder)aufgefundene Objekte aus Bretten

Brettener Produkte als Zeugen ihrer Zeit – Alu-Töpfe und Handgranaten: Produkte der Firma C. Beuttenmüller & Cie.

In Brettens Kellern und Dachböden befinden sich noch heute zahlreiche Objekte, die einen interessanten Einblick in die Geschichte der Stadt liefern. Nicht zuletzt führte auch die Corona-Pandemie dazu, dass das Museum zahlreiche Anfragen für Objekteangebote erhielt, die im Zuge von Aufräumarbeiten in Privathaushalten ans Tageslicht gelangten. Historisch von besonderem Interesse ist ein Konglomerat von Metallwaren der 1862 gegründeten Firma C. Beuttenmüller & Cie, das sich seit 2021 neu im Museumsbestand befindet. Die ersten Firmeninhaber Christian Beuttenmüller und der später ausgeschiedene Kaufmann Hermann Weißenburger handelten schon früh mit Petroleumlampen. Im Bestand befinden sich seit der freundlichen Übergabe eines Familienangehörigen, dem an dieser Stelle gedankt sei, nun zahlreiche Laternen und Lampen für den häuslichen wie industriellen Gebrauch und legen Zeugnis für Brettens Wirtschaftskraft der Zeit des späten 19. bis zum Be-



Abb. 11: Produkte der Fa. C. Beuttenmüller & Cie. als Zeugen der Zeit einer auf den Krieg spezialisierten Produktpalette, ca. 1939–1945 (Schenkung Fam. Beuttenmüller/Bretten; Foto: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 2021/303).

ginn des 20. Jahrhunderts ab. Die Erweiterung der Produktpalette belegen neben zahlreichen fabrikneuen Aluminium-Töpfen mit Stempeln der 1930er-Jahre aus dem zivilen Bereich auch Lebensmittelbehältnisse für Groß- oder Feldküchen zur Nutzung im militärischen Umfeld. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg produzierte das Unternehmen neben zivilen Produkten (Töpfe, Laternen, Kerzenständer oder Grabschmuck) auch militärische Ausstattungsgegenstände, wie beispielsweise Koppelschlösser sowie Ausrüstungsteile für Feuerwehren. Mit dem Ausbau der Luftschutzmaßnahmen durch das nationalsozialistische Regime wurde ab den späten 1930er-Jahren auch Ausrüstung für den Luftschutz hergestellt. Ebenfalls aus dem militärischen Bereich stammen stets original etikettierte Bauteile für das Universal-Maschinengewehr Modell 42 (bekannt als MG 42), das ab 1942 in Massenproduktion ging und vorrangig aus Stanz- und Umformteilen hergestellt wurde. Der Gewehrtyp wurde von der deutschen Wehrmacht bis 1945

eingesetzt, ab wann er in Bretten in Produktion ging, ist bisher nicht bekannt, doch belegen Dokumente im Stadtarchiv Bretten eine erneute Fabrikation für Bauteile im Auftrag der Rheinmetall AG in der Mitte der 1960er-Jahre.¹¹ Neben Kolben aus Bakelit sowie Teilen für Abzug und Gewehrlauf befinden sich auch zwei fabrikneue Eihandgranaten vom Typ M39 in der Sammlung des Museums, die nie zur Nutzung fertiggestellt wurden. Während des Zweiten Weltkriegs waren zahlreiche Brettener Firmen in die Produktion kriegswichtiger Waren eingebunden. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg bestand die Fa. Beuttenmüller fort und konzentrierte sich zunehmend auf die Produktion von Auftragsarbeiten im Metall-Lizenzbau bis zu ihrer Auflösung 1975.

*Brettener Produkte als Zeugen ihrer Zeit II
Von Skischuhen und High-Heels: ein Nachlass
aus der Schuhfabrik von Oskar Kinz*

Besonders während der Kriegsjahre oder auch unmittelbar danach entstanden weltweit zeitgeschichtlich besonders interessante und manchmal aus ungewöhnlichen Materialien hergestellte Alltagsgegenstände. Im ehemaligen Depot im Keller des Amtsgerichts bewahrte das Museum bereits seit Mitte der 1990er-Jahre zahlreiche Objekte auf, die aus der Auflösung der „Brettener Schuhfabrik GmbH“ stammen. Auf Wunsch der Belegschaft des in Konkurs geratenen Vorgängerunternehmens übernahm Oskar Kinz (geb. 1899) die Schuhfabrik im Jahr 1932 und führte diese bis zu seinem Tod im Jahr 1961. Hierbei handelt es sich um den Nachfolgebetrieb der 1860 von Georg Philipp Groll gegründeten „Mechanischen Schuhfabrik Bretten“, die 1931 Konkurs anmelden musste und über Jahrzehnte mit einem ab

¹¹ StAB, Erfassung des Bestandes der Fa. Beuttenmüller in Bearbeitung, 04.03.2022.

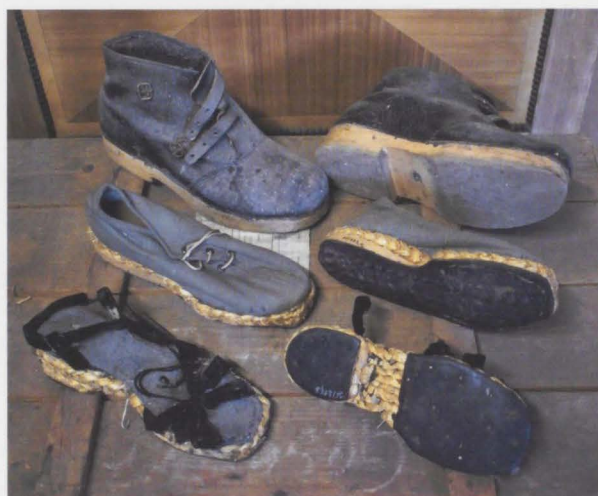


Abb. 12, Abb. 13: Objekte der Firmenräumung wurden im Herbst 2021 schließlich zu wertvollen Depotfunden: Schuhe aus der ehemaligen Fabrik von Oskar Kinz wurden bei einer Aufräumaktion wiederentdeckt. Besonders interessant sind die Sohlen aus Fahrradschläuchen, wie sie für Notprodukte der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht unüblich sind (Fotos: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 95/214; Inv.-Nr. 95/223; Inv.-Nr. 99/251).

1901 bestehenden Schuhgeschäft am Marktplatz 4 das wirtschaftliche Leben der Stadt mitprägte. Noch heute zeugt ein ansehnliches Backsteingebäude in der Hirschstraße 17 von der einstigen Größe des Unternehmens, dessen Bestand erst Jahre nach der Aufgabe in der Mitte der 1990er-Jahre aufgelöst wurde. Teil des durch das Museum übernommenen Bestandes sind neben Maschinen zur Herstellung unterschiedlichen Schuhwerks



Abb. 14, Abb. 15: Luftschutz-Hausapotheke mit teilweise erhaltenem Inhalt, um 1937 (Fotos: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv-Nr. 95/70).

auch Modellschuhe und Restbestände der Fabrik. Hierbei konnten ungetragene Skischuhe aus der Mitte des 20. Jahrhunderts, Herrenstiefel aus noch immer perfekt glänzendem schwarzen Leder und Damenschuhe mit raffinierten Schlangenlederdetails, wie sie in den 1930er-bis 40er-Jahren besonders in Mode waren, gesichert werden. Zeugen von Entbehrung und Materialknappheit sind Lederschuhe mit schweren Holzsohlen, Bastsandaletten mit Samtriemen und Schuhe aus Segeltuch mit einer Holzsohle, auf die ein aufgeklappter Fahrradreifen aus Gummi aufgenagelt wurde.

Die Kriegszeit prägte nicht nur die Herstellung der Schuhmodelle und die dafür verwendeten Materialien, sondern auch die firmeninterne Entwicklung. Mit der Produktion von „Arbeits-, Berufs- und Sportschuhwerk“ fand Oskar Kinz großen Absatz, doch der Abzug seiner 40 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in die Rüstungsindustrie führte zeitweise zum Erliegen der Produktion, 1942 arbeitet lediglich noch ein Angestellter in der Firma. Oskar Kinz wurde 1946 erneut als Betriebsführer der Brettener Schuhfabrik bestätigt. Nach seinem Tod ging die Firma an seine Ehefrau Margarete Kinz über. Wann das Unternehmen endgültig aufgelöst wurde, konnte im Stadtarchiv weder durch die Gewerbekartei noch durch das Gewerbeverzeichnis der Stadt Bretten ermittelt werden.¹²

*Heute ungewöhnlich, damals Alltag –
Relikte aus Brettens NS-Zeit I:
Luftschutz-Hausapotheke*

Ein weiteres Objekt aus der Schuhfabrik Oskar Kinz ist eine Luftschutz-Hausapotheke, die aufgrund der drohenden Luftangriffe seit 1939¹³ in jedem privaten wie öffentlichen Luftschutzraum vorhanden sein musste. Diese gehörte zur Standard-Ausstattung einer sogenannten Luftschutzgemeinschaft, die für die Beschaffung von Selbstschutzgerät zuständig war. Unterschiedliche Archivalien aus dem Brettener Stadtarchiv belegen die strikte Verfolgung der Einhaltung geltender Maßnahmen und Zuständigkeiten in Luftschutzangelegenheiten.¹⁴ Neben der Bereitstellung von Spaten, Sand, Einreißhaken, Wasserbehältern, Handfeuerspritzen etc. musste auch für das Vieh im Stall entsprechende Vorsorge getragen wer-

¹² StAB A 1206, A 8565, 06.02.2021.

¹³ StAB VS 2/093, 09.03.2022.

¹⁴ StAB A 2211, 28.12.2021.

den, indem einer oder mehrere Luftschutz-Veterinärkästen für eintretende Notfälle vorhanden waren. Die Schränke wurden aus Blech angefertigt, um in beispielsweise feuchten Kellern möglichst lange intakt zu bleiben.

Der im Stadtmuseum Bretten aufbewahrte Apothekenschrank verfügt noch über große Teile des durch eine in der Tür eingeklebten Liste aufgeführten erforderlichen Inhalts. Darunter befinden sich neben üblichem Verbandsmaterial auch Hilfsmittel zur Behandlung von Verletzungen, die durch Luftangriffe verursacht werden konnten, von denen einige noch originalverpackt erhalten sind: ein Emaille-Gefäß zum Anrühren von Tinkturen, eine Glasflasche zur Herstellung einer Natrium-Bikarbonat-Lösung, feldgraue Dreieckstücher, ein Riechfläschchen in einer Metallhülle mit einem Menthol-Eukalyptus-Gemisch, Kaliseife, Chloramin-Puder gegen Gelbkreuzhautschäden (verursacht u. a. durch Senfgas), kalziniertes Soda, eine alkalische Augensalbe, eine Röhre intakter Natrium-Bicarbonium-Tabletten gegen Phosphorbrandverletzungen, Baldrian-Tinktur und eine alkalische Augensalbe. Einige der Produkte wurden nach deren Beschriftung in der Hof-Apotheke Ludwigsburg angefertigt. Der Apotheken-Kasten wurde durch die Paul Hartmann AG Heidenheim/Brenz hergestellt und musste unter Zuteilung einer besonderen Kennnummer durch die Reichsanstalt für Luftschutz genehmigt und zur Nutzung freigegeben werden.

*Heute ungewöhnlich, damals Alltag –
Relikte aus Brettens NS-Zeit II:
Rundstrahler der „Deutschen Arbeitsfront“,
Modell „AFR 354“*

Im Jahr 2019 gelangte durch eine private Übergabe von einer aus Bretten stammende Familie ein Lautsprecher der NS-Organisation „Deut-

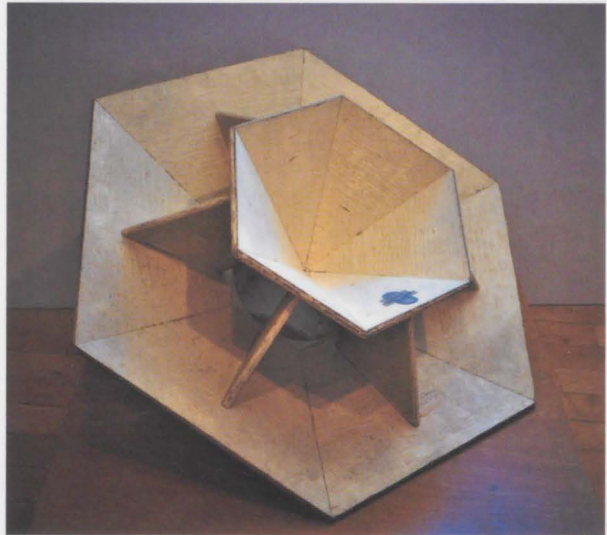


Abb. 16: Rundstrahler der „Deutschen Arbeitsfront“, Modell „AFR 354“, ca. 1935 – 1940 (Schenkung/Bretten-Rinklingen; Foto: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv-Nr. 2020/2).

sche Arbeitsfront“ in den Museumsbestand. Das Gerät soll wohl noch bis in die 1970er-Jahre am Rathaus des Brettener Ortsteils Rinklingen angebracht gewesen sein und wurde nach der Demontage von einem geschichtsbewussten Bürger bis zur Übergabe an die städtischen Sammlungen aufbewahrt. Der aus beschichtetem Sperrholz angefertigte Lautsprecher verfügt noch über das Kennzeichen des Reichsarbeitsdienstes. Lautsprecher dieser Art wurden an prominenten Stellen innerhalb der Ortschaften für den Gemeinderundfunk angebracht, um die Bevölkerung sowie Arbeiterinnen und Arbeiter in Fabriken über aktuelle Nachrichten zu informieren. Häufig wurden auch Reden der NSDAP-Parteispitze übertragen und sicherten so die umfassende Durchdringung ideologischen Gedankenguts, auch bei Personen, die kein Radio besaßen. Der runde Aufbau des Holzkörpers ermöglichte durch eine Anbringung an der Decke, dass der Ton möglichst weit verbreitet werden konnte; diese Variante wird aufgrund seines Aufbaus auch als „Rundstrahler“ bezeichnet. Lautspre-

cher dieser Art wurden auf Anregung des Reichsministeriums für Propaganda und Volksaufklärung etwa zwischen 1935 und 1940 als Gemeinschaftserzeugnis zahlreicher, teilweise noch heute existierender Radiohersteller produziert und konnten nach zeitgenössischen Werbeanzeigen für etwa 100 RM erworben werden. Ein sechseckiges Gehäuse zur Aufhängung, in das auch die Elektronik integriert war, fehlt bei dem Brettener Museumsstück. Die Elektronik ist noch in großen Teilen erhalten, das zugehörige Empfangsgerät sowie ein Verstärker sind jedoch nicht mehr vorhanden.

*Ein fragiles Gut:
Brettener Textilfunde der Zeit um 1700*

Ein besonders fragiles und bisher nicht restauriertes Objekt wurde im Frühjahr 2020 bei der Räumung eines ehemaligen Depots des Stadtmuseums wiederentdeckt: eine sogenannte Schnürbrust, die vermutlich aus dem frühen 18. Jahrhundert stammt. Das Objekt wurde zusammen mit weiteren Textil- und Lederfragmenten

in den späten 1990er-Jahren in einem Haus in der Bessergasse 12 entdeckt. Darunter ein aus Leinen gefertigtes, vermutlich ehemaliges Kleidungsstück, das Fragment eines Hemdes sowie weitere kleine Textil- und Lederreste. Der Erhaltungszustand der Stücke lässt auf eine Lagerung innerhalb eines Zwischenbodens oder innerhalb eines anderen trockenen Hohlraumes schließen. Die Schnürbrust ist eine frühe Form des bis in das 20. Jahrhundert getragenen Korsetts. Das Stück aus Bretten wurde aus einem recht grob gewebten Leinen angefertigt. Der in Resten erhaltene Oberstoff bestand aus krapprot gefärbter Wolle, die an mehreren Stellen unterschiedliche Fadendichten des Stoffes sowie uneinheitliche Farbschattierungen weisen auf zahlreiche Reparaturmaßnahmen hin. Neben den Resten von Wolle sind mehrere dunkelgrüne Seidenfragmente erkennbar, die teilweise unter die Lederverbrämung der Ränder reicht. Möglicherweise handelt es sich auch hierbei um Reste eines Oberstoffes. Die Schnürbrust wurde durch Schilfstäbchen versteift, besonders im Bereich der Zaddeln sind teilweise noch Verstärkungen aus Fischbein (Walbarten) nachweisbar und be-



Abb. 17, Abb. 18: Die Brettener Schnürbrust in einer Gesamtansicht sowie im Detail (Fotos: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv-Nr. 97/75); Maße: Taille 52 cm, Brust 64 cm, Länge Rücken 20,5 cm, Trägerlänge 14,5 cm.

finden sich somit in einem Bereich, der vermutlich stärkerer Abnutzung ausgesetzt war. Die Verstärkungen wurden mit blauem Leinengarn zwischen den Stofflagen eingenäht. Die Ränder der Schnürbrust wurden mit schmalen Streifen aus sämisch gegerbtem Leder gesäumt. Daneben sind noch Nestlöcher sowie die Träger samt einer Schnur zum Verschließen des Kleidungsstückes erhalten; einer der beiden Träger wurde nachträglich angenäht. Die Form und Ausführung des Stückes lassen eine Herstellung im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts vermuten.¹⁵ Textile Reste müssen bei der Arbeit in einem Museumsdepot mit besonderer Vorsicht behandelt werden, da diese häufig sehr fragil und brüchig sind. Das Stück wurde in der Sonderausstellung „Textilgeschichte(n)“ (2021) erstmals öffentlich präsentiert.

*Bizarres aus dem Museumsdepot:
Ein humorvolles Rauchinstrument*

Heute gelten Pfeifenraucher eher als Exoten. Im 19. Jahrhundert erfreute sich diese Art des Tabakkonsums jedoch größter Beliebtheit. Pfeifen wurden aus unterschiedlichsten Materialien angefertigt, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigen diese häufig humorvolle Sprüche, Anekdoten oder Abbildungen. Ein solches Stück stammt aus der Pfeifensammlung des Brettener Lehrers Heinrich Schlörer (1882–1955), der diese als Schenkung der „Georg-Wörner-Sammlung“ überließ. Die aus Holz und bemaltem Porzellan gefertigte Pfeife zeigt ein Liebespaar sowie einen Mann, der den



Betrachter ansieht, während er sein „Geschäft“ verrichtet. Eine Umschrift verweist auf die humorvolle Intention des Malers zur Zusammenführung dieser unterschiedlichen Motive auf einem Rauchinstrument, denn dieses verkörpert „Die süßen Triebe der Natur“.

*„Escape and evasion map scarf“ – oder:
Wie flüchtet man aus Nazi-Deutschland?*

Ein besonderes Objekt, das erst im Sommer 2021 in die Sammlung der städtischen Museen gelangt ist, stammt aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Bei einer ersten Ansicht scheint es sich lediglich um einen 69 x 73 cm großen Seidenschal zu handeln, der sich jedoch tausendfach als ein lebensrettendes Accessoire für britische und amerikanische Flugzeugbesatzungen erwiesen hat. Der sich nun in der Sammlung befindliche *Escape and evasion map scarf* gehörte einem Piloten, der entweder im Winter 1943 oder in den ersten Monaten des Jahres 1944 im Wald im Bereich des sog. Schafweges zwischen Sprantal und Bretten abstürzte. Der Pilot konnte sich retten, wurde jedoch von Brettener Bürgern festgenommen. Ein damaliger Jugendlicher aus Gölshausen, der sich bei einer Zeitzeugenbefragung im August 2021 an die Situation erinnern konnte, berichtete, dass der Pilot diesen Schal bei seiner Festnahme trug.



Abb. 19, Abb. 20: Humoristische Pfeife, erste Hälfte 19. Jh.
(Fotos: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv-Nr. 89/275).

15 Plawicki 2014, 100 f.



Abb. 21: „Escape and evasion map scarf“, bedruckte Seide, 69 x 73 cm, 1939–1945 (Schenkung Fam. Ernst/Bretten; Foto: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 2022/230).

Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges war es durchaus üblich, von Kriegsgefangenen beuteähnliche „Souvenirs“ einzubehalten. Der Schal zeigt – vorder- wie rückseitig bedruckt – die detailgetreuen Landkarten der Benelux-Länder, Deutschlands, der Schweiz sowie von Norditalien. Die Schals waren nicht nur ein vor Kälte in den Flugzeugen schützendes Accessoire, sondern dienten primär den Piloten sowie weiteren Besatzungsmitgliedern der Flugzeuge im Falle eines Absturzes dazu, sich hinter den feindlichen Linien orientieren zu können und einen Weg zurück auf die eigene Frontseite zu finden. Auch die Stadt Bretten sowie zahlreiche kleinere Dörfer im Umland sind auf diesem besonderen Stück aufgeführt.

Tintenfass & Federkiel

Vor der Erfindung des Füllfederhalters um 1884 nutzte man über Jahrhunderte Federkiele und Tintenfässchen zur Anfertigung von Handschriften. Bereits in der römischen Antike schrieb man

mit Tinte aus Galläpfeln (der sog. Eisengallustinte). Die Herstellung der Tintenfässer und Schreibzeuge unterlag stark der gängigen Mode. Diese beiden Stücke wurden in Form einer Kommode aus Porzellan sowie als einfache Lade aus Blech ausgearbeitet. Die Blechlade verfügt über zwei hinter Glas gelegte Malereien, die Szenen aus dem Alltag zeigen; diese Schreibtischutensilien entstammen wahrscheinlich dem ausgehenden 18. bis frühen 19. Jahrhundert. Die beiden Tisch-Schreibzeuge aus dem Brettener Stadtmuseum verfügen über ein Fässchen für die Tinte und über einen kleinen Behälter für Sand, mit dem überschüssige Tinte vom Blatt aufgesaugt werden konnte. Beide Objekte befinden sich seit 1989 in der städtischen Sammlung. Besonders kurios sind einige weitere Stücke aus der städtischen Sammlung: Bei Bauarbeiten kamen 1993 im Bereich der Withumanlage zwei gläserne Tintenfässchen zum Vorschein, die sehr wahrscheinlich auf die Nähe zum heutigen Melanchthongymnasium bzw. der früheren Oberrealschule zurückzuführen sind. Ein archäologischer Fund an diesem Ort kann kaum ein Zufall sein!



Abb. 22: Zwei Schreibtischutensile mit Fässchen für Tinte und Löschsand, spätes 18. bis frühes 19. Jh. (Foto: L. Obhof; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 89/283; Inv.-Nr. 89/284).



Abb. 23: Walheide Wittmer in jungen Jahren
(Foto aus dem Familienalbum von Bernhard Mellert).

*Walheide Wittmer –
Eine Brettener Künstlerin in neuem Licht*

Dass die Inventarisierungsarbeiten nicht nur spannende Objekte erneut ans Tageslicht bringen, sondern dass diese in Folge zu einer Ausstellung führen können, zeigt sich anhand der Werke der Brettener Künstlerin Walheide „Heidel“ Wittmer (1894–1975). Die im Museumsdepot entdeckten Zeichnungen, Lithographien und Malereien konnten zwischen dem 3. März bis 31. August 2022 – zusammen mit zahlreichen Leihgaben von externen Unterstützerinnen und Unterstützern – im Zuge der Sonderausstellung „Walheide Wittmer: Eine Brettener Künstlerin

der Klassischen Moderne“ erstmalig einer breiteren Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Walheide „Heidel“ Emma Katharina Wittmer wurde am 1. September 1894 in der damals dem Großherzogtum Baden zugehörigen Stadt Bretten geboren. Zusammen mit ihren drei Schwestern Milly, Hilde und Paula wuchs sie im elterlichen Haus in der heutigen Heilbronner Straße 8 auf. Ihr Vater Hermann Wittmer entstammte einer anerkannten bürgerlichen Familie aus Eppingen, ihre Mutter Sophie Wittmer entstammte der Familie Beuttenmüller und somit einer der bedeutendsten Brettener Fabrikantenfamilien ihrer Zeit. Die Kindheit Walheide Wittmers war von den vorherrschenden bürgerlichen Idealen geprägt. Wie es für die bürgerlichen Töchter der Kaiserzeit üblich war – und dies insbesondere im sehr auf eine schulische Bildung der Jugend bedachten Großherzogtum Baden –, besuchte sie zunächst die Brettener Volksschule und anschließend die Höhere Töchterschule. Walheide Wittmer zeigte schon früh künstlerisches Talent. Nach dem Tod des Vaters († 1904) zog die Mutter Sophie Wittmer mit ihren vier Töchtern nach Karlsruhe, wo Walheide schon mit 14 Jahren an der Malerinnenschule gastierte und schließlich von 1911 bis 1914 als



Abb. 24: Walheide Wittmer, o. T., 33 x 46 cm
(Foto: Stadtarchiv Bretten; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 2020/500).

Schülerin aufgenommen wurde. Nach Jahren privaten Unterrichts und der Einrichtung eines Ateliers studierte sie schließlich 1924–1925 an der Badischen Landeskunstschule in Karlsruhe, an der 1919 erstmalig auch Frauen zum Studium zugelassen wurden. Walheide Wittmer gehört zu dieser frühen Generation der Malerinnen, die nicht nur im Kunstgewerbe, als Autodidaktinnen oder Zeichenlehrerinnen tätig sein konnten, sondern von nun an bei ausreichender Qualifikation die Möglichkeit einer akademischen Ausbildung erhielten. Trotz dieser künstlerischen Emanzipation und der Chance, aus alten Strukturen auszubrechen, waren viele Künstlerinnen parallel auf Nebenerwerbstätigkeiten angewiesen, auf



Abb. 25: Walheide Wittmer, o. T., 29,5 x 38,5 cm (Foto: Stadtarchiv Bretten; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 2020/450).

die finanzielle Unterstützung der Familie oder Ehepartner. Aufgrund einer Anstellung als Kunsterzieherin am wenige Jahre zuvor gegründeten Lietzchen Landerziehungsheim Schloss Gebesee (Thüringen) beendete Walheide Wittmer ihr Studium. Nach einigen Jahren in Thüringen kehrte die Künstlerin nach Karlsruhe zurück und eröffnete erneut ein Atelier, das 1944 bei einem Bombenangriff vollständig zerstört wurde – und mit diesem auch zahlreiche Werke



Abb. 26: Walheide Wittmer, o. T., 63,5 x 63,5 cm (Foto: Max Brunner; Bestand Stadtmuseum Bretten; Inv.-Nr. 2020/510).

der Künstlerin. Walheide Wittmer zog wieder in ihre Heimatstadt Bretten. Bei ihrer Familie, zu der sie stets einen engen Kontakt pflegte, fand sie ein neues Zuhause. Hier arbeitete sie bis zu ihrem Tod im Jahr 1975 als Gemälderestauratorin und erfährt mit einer Sonderausstellung zu ihrem Leben und Wirken im Frühjahr bis Sommer 2022 im Stadtmuseum im Schweizer Hof nach vielen Jahrzehnten nun endlich mehr Aufmerksamkeit¹⁶. Walheide Wittmer machte zeit lebens kein großes Aufsehen um ihre künstlerische Tätigkeit, nur in ihrem Atelier zeigte sich die bunte und dennoch stille Vielfalt der Werke dieser introvertierten Frau.

Bemerkenswert ist, dass sich Walheide Wittmer wahrscheinlich schon in frühen Jahren in ihrem Werk mit abstrahierten Darstellungsformen auseinandersetzte und somit – besonders als weibliche Künstlerin – eher ungewöhnliche Wege beschritt. Zahlreiche ihrer Werke basieren in redu-

¹⁶ L. Obhof – Stadt Bretten 2022.

ziertester Ausführung auf Form und Farbe im Zusammenspiel mit einer manchmal rasanten Dynamik des Dargestellten. Es ist erstaunlich, dass Walheide Wittmers abstrahierter Stil nicht in den Fokus der Nationalsozialisten geriet, was zu einem Berufsverbot hätte führen können. Die Künstlerin vermochte es, die dargestellten Silhouetten, Personen und Gegenstände in ihrem Wesen zu erfassen und sie mit nur wenigen Linien zu charakterisieren. Dabei beschränkte sie sich nicht auf eine Technik, sondern nutzte neben den frühen Kreidearbeiten aus der Zeit der Akademie auch farbige Aquarell- und Pastelltechniken, Tempera, Lithographien, Gouachen, lavierte Tuschzeichnungen und seltene Ölfarben. Die finanzielle Not ihrer Karlsruher Zeit zeigt sich in der Zweitnutzung auf den Rückseiten anderer Werke oder auch durch die Nutzung alter Papp-Plakate, auf deren Rückseite noch heute Kaiser Wilhelm den Betrachter kritisch beäugt. Gelenkt durch die akademische Ausbildung und die Einflüsse zahlreicher namhafter Künstlerinnen und Künstler ihrer Zeit, entwickelte Walheide Wittmer – ohne zu kopieren – einen eigenständigen Stil. Sie ließ Neues entstehen: Zu einem teilweise düsteren Farbeinsatz und stillen Ansichten von Landschaften und ihrer häuslichen Umgebung gesellen sich bunte und halbabstrahierte Figuren, die oft in engstem körperlichen Kontakt verbunden sind. Sachlich gehaltene Darstellungen der Kinder ihrer Familie stehen neben Werken, die meist in zarten Pastelltönen gehalten sind und deren Motive mit der Umgebung nahezu verschmelzen. Daneben entstanden Porträts von Familienmitgliedern als stille Zeugen einer vergangenen Epoche. Diese arbeiten die Charakterzüge der gezeigten Personen sorgfältig heraus und entstanden neben Stilleben von Blumen und Alltagsgegenständen aus ihrem ganz privaten Umfeld. Die Künstlerin setzte sich nicht nur mit den stilistischen Strömungen ihrer Zeit auseinander, sondern – nur sehr selten auf den

ersten Augenschein erkennbar – auch mit den politischen Entwicklungen. Dies zeigt besonders ihre Schaffensphase in der Zeit um 1945. Walheide Wittmer wagte als sehr frühe Vertreterin schon vor 1945 Schritte hin zur Abstraktion. Das auf *Abb. 25* gezeigte Werk ist charakteristisch für ihre Schaffensphase ab den 1940er-Jahren bis weit in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Das Werk Walheide Wittmers lässt den Rezipienten einen Blick in ihre Auseinandersetzung mit den Geschehnissen und Problemen ihrer Epoche und ihres Lebens werfen. Ihre innere Zwiesprache erweitert sie mit ihren Bildern um einen Dialog mit dem Betrachter. Der Betrachter ihrer Werke kann diesen jedoch häufig erst durch die Wechselwirkung immer wiederkehrender Motive erfassen.

Wiederentdeckt:

*Originale von Käthe Kollwitz,
Rudolf Schlichter und Wladimir
Lukianowitsch von Zabotin im
Bestand des Stadtmuseums Bretten*

Die Brettener Künstlerin Walheide Wittmer (1894–1975) hinterließ eine Sammlung eigener Werke sowie eine Sammlung von Werken zahlreicher weiterer namhafter Künstlerinnen und Künstler, die in Karlsruhe und Berlin zwischen 1900 und 1920 tätig waren; darunter befinden sich Stücke von Käthe Kollwitz sowie zwei der Mitbegründer der „Gruppe Rih“, die zwischen 1919 bis 1920 in Karlsruhe wirkte: Wladimir Lukianowitsch von Zabotin (1894–1967) und Rudolf Schlichter (1890–1955). Die im Bestand des Stadtmuseums vorhandenen Werke Schlichters zeigen vorrangig Szenen aus einem scheinbar alltäglichen Lebensumfeld, doch verweist die Biographie des Künstlers auf eine enge Verbindung zu den Idealen der Bohème-Kultur des frühen 20. Jahrhunderts und auf einen etwas au-



Abb. 29: Käthe Kollwitz, o. T.
(Foto: Stadtarchiv Bretten; Bestand Stadtmuseum
Bretten; Inv.-Nr. 2020/425).

Abb. 27: Rudolf Schlichter, o. T.
(Foto: Stadtarchiv Bretten; Bestand Stadtmuseum
Bretten; Inv.-Nr. 2020/436).



Abb. 28: Wladimir Lukianowitsch von Zabolin, o. T.
(Foto: Stadtarchiv Bretten; Bestand Stadtmuseum
Bretten; Inv.-Nr. 2020/429).

Bergewöhnlichen Lebensstil, den er zu Beginn der 1930er-Jahre in zwei Autobiografien umfassend beschreibt. Schlichter besuchte die Kunstakademie Karlsruhe von 1911 bis 1916. Aus diesem Zeitraum stammt gesichert eines, wahrscheinlich aber mehrere der im Stadtmuseum aufbewahrten Werke. Bis zu der Wiederauffindung der bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht inventarisierten Werke im Museumdepot, ahnte man nichts von deren Existenz, dementsprechend nehmen sie nahezu den Charakter von Neuerwerbungen namhafter Künstler an, die den Bestand des Museums um einen neuen Sammlungsschwerpunkt erweitern.

Literaturverweise

Albert, W.-D., Bürgerliches Sammeln. Das Beispiel Georg Wörners. Schöpfer einer Kunstkammer oder Baumeister des Universums im Kleinen, Brettener Jahrbuch, Neue Folge 2, Bretten 2001, 146–153.

Albert, W.-D., Vom Entstehen des Museums der Stadt Bretten, in: Hierzuland 5, 9/1990, 38–43.

Alfs, J., Ein gallo-römischer Tempel bei Bretten, Germania 24, 2/1940, 128–140.

Archiv des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Korrespondenzen 1928/1953/1973, Brief-B.-Nr. 1412.

Bahn, P. – Kipphan, A. – Stadt Bretten (Hrsg.), Schätze aus städtischen Sammlungen. Drei Jahrhunderte Stadtarchiv – Ein Jahrhundert museales Sammeln, Begleitheft zur Ausstellung 2012 (Bretten 2012).

Binroth, C., Aus der Arbeit der Textilrestauratorinnen. Präventive Konservierung – Grundlage zur Erhaltung einer großen Sammlung, in: D. Neuland-Kitzerow et.al. (Hrsg.), Textile Vielfalt am Museum Europäische Kulturen. Sammlungen, Netzwerke, Geschichte. (Husum 2014), 22–26.

Brückner, W., Elfenreigen – Hochzeitstraum. Die Öldruckfabrikation 1880–1940, Köln 1974.

Deutscher Museumsbund e. V (Hrsg.), Bulletin. Zahlen & Fakten. Museumsstatistik, 1/2020, 13–15.

Deutscher Museumsbund e. V (Hrsg.), Leitfaden für die Dokumentation von Museumsobjekten – von der Eingangsdokumentation bis zur wissenschaftlichen Erschließung, Berlin 2011.

Groll, J., Der römische Tempel im Häbloch bei Bretten, Der Pfeiferturm 6/1949, 21–23.

Institut für Museumsforschung (Hrsg.), Zahlen & Materialien aus dem Institut für Museumsforschung. Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland 2019, 75, Berlin 2021, 41.

Obhof, L. – Stadt Bretten (Hrsg.), Walheide Wittmer – Eine Brettener Künstlerin der Klassischen Moderne, Bretten 2022.

Plawicki, J., Eine Schnürbrust aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, in: D. Neuland-Kitzerow et.al. (Hrsg.), Textile Vielfalt am Museum Europäische Kulturen. Sammlungen, Netzwerke, Geschichte. (Husum 2014), 100 f.

Stadtarchiv Bretten, 1930–1935, Übernahme einer Bürgerschaft durch die Stadt zwecks Weiterführung des Betriebs der Schuhfabrik G. Ph. Groll, Signatur A 1206.

Stadtarchiv Bretten, 1935–1962, Brettener Schuhfabrik M. Kinz, A 8565.

Stadtarchiv Bretten, 1934–1943, Bildung einer Ortsgruppe des Reichsluftschutzbundes in der Stadt, A 2211.

Stadtarchiv Bretten, Siebente Durchführungsverordnung zum Luftschutzgesetz: Beschaffung von Selbstschutzgerät (vom 23. Mai 1939, RGBl. I S.963), VS 2/093.

Warum Geschichte?

Warum Geschichte im Verein?

Kann man aus der Geschichte lernen?

WOLFGANG STOLL

Große Geister und Denker haben sich zu allen Zeiten mit dieser ewig alten und doch auch ewig aktuellen Frage beschäftigt und sind zu ganz unterschiedlichen Auffassungen gelangt. Da steht einerseits die Behauptung, dass die Geschichte an sich gar nichts lehre bzw. dass wir nichts aus ihr lernen könnten, weil sie alles, was man will, rechtfertige und für alle Beispiele und Überzeugungen menschlichen Handelns unterschiedliche Handlungsoptionen enthalte. Jeder beliebige Moment der Geschichte sei ein Scheideweg mit einer unendlichen Vielzahl von möglichen Wegen und völlig unvorhersehbaren Wendungen. Manche Zitate und Aphorismen sind uns dazu aus der Schulzeit noch im Ohr, andere finden wir in zahllosen Beiträgen historischer Fach- und Unterhaltungsliteratur:

*„Die Geschichte lehrt,
dass die Geschichte die Menschen nichts lehrt.“*

MAHATMA GANDHI

*„Die Geschichte lehrt andauernd,
aber sie findet keine Schüler.“*

INGEBORG BACHMANN

*„Die Geschichte rechtfertigt alles,
was man will. Sie lehrt überhaupt nichts,
denn sie enthält alles und gibt Beispiele für alles.“*

PAUL VALÉRY

Dagegen steht die Auffassung, Geschichte bedeute Vielfalt und Andersartigkeit. Indem sie uns vergangene Ereignisse und unterschiedliche Lebensformen aufzeige, könne sie den Blick auf die Gegenwart und das Verständnis für unterschiedliche kulturelle Ausprägungen schärfen. Geschichte wird als eine geistige Form betrachtet, mit der eine Gesellschaft Rechenschaft zu ihrer Geschichte ablegt und in der Aufarbeitung der Vergangenheit den Weg in die Zukunft findet. Das Bekenntnis zur historischen Wahrheit könne verwandelnde Kraft entfalten und zur Grundlage eines erneuerten nationalen Selbstverständnisses werden:

*„Im Rückblick über die Jahrhunderte
haben wir nahezu alle Varianten menschlichen
Handelns vor Augen.“*

MAGNUS BRECHTKEN

*„Die Ehrfurcht vor der Vergangenheit und die
Verantwortung gegenüber der Zukunft geben fürs
Leben die richtige Haltung.“*

DIETRICH BONHOEFFER

*„Alles in der Welt wird durch die
Geschichte gerechtfertigt.“*

ANTON PAWLOWITSCH TSCHECHOW

Die Geschichte als Lehrmeisterin?

Was liegt näher, uns im Zusammenhang mit dieser Frage zunächst auf den berühmtesten Sohn der Stadt, Philipp Melanchthon, zu berufen? Schon vor rund 500 Jahren sprach der humanistisch geprägte Universalgelehrte, Geschichtsforscher, Reformator und enge Freund Martin Luthers von der Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens: *Historia Magistra Vitae*.

Für ihn galt diese lateinische Phrase, die Cicero zugeschrieben wird, als Hinweis auf das Prinzip, dass aus der Historie Lehren zu ziehen sind, um künftige Fehler für das Leben zu vermeiden. Cicero bediente sich der Geschichte als einer auf die Praxis ausgerichteten Beispielsammlung der Vergangenheit, um durch sie für das Verhalten der Zukunft zu belehren. Es bestand die Überzeugung, die Historie könne die Nachlebenden anleiten, klüger oder besser zu werden, weil sich aus der Kenntnis der Beständigkeit der menschlichen Natur und von deren Ereignissen moralische, theologische, juristische oder politische Lehren als Beweisführung ziehen lassen.¹ Schon der junge Melanchthon hat diese Wertschätzung für die Geschichte von seinem Lehrmeister Johannes Reuchlin früh übernommen und sein ganzes Leben darüber gelehrt und geschrieben.²

Die Vorstellung der *historia magistra vitae* als Lehrmeisterin für konkrete Entscheidungen und moralische Grundsätze aus den Erkenntnissen der Vergangenheit reichte weit in die christliche Welt hinein. Anfänglich gab es wohl etwas Widerstreben gegen die antike heidnische *historia magistra*, doch Melanchthon akzeptierte sowohl die biblischen als auch die heidnischen Historien, weil beide auf den irdischen Wandel und

auf Gottes Fügungen verwiesen. Es war selbstverständliche Praxis, die Historie als Schule der Herrscher zu verstehen und den fürstlichen Nachwuchs nach den Erfahrungen der Alten auszubilden und sie zur Nachahmung anzuleiten.³ Dieser Topos als „Lehrmeisterin“ galt für rund zwei Jahrtausende fast ungebrochen bis in das 18. Jahrhundert hinein. „Was wir selber nicht erfahren können, darin müssen wir der Erfahrung anderer folgen“, heißt es noch 1735 in Zedlers großem Universallexikon.⁴

Die Aufklärung bricht mit der Geschichte als Lehrmeisterin

Über die Zeit der Aufklärung entwickelte sich bis etwa 1750 eine Wendung der Historie hin zum Begriff der „Geschichte“ als neuem, modernem Begriff, mit dem Reflexion und Wirklichkeit auf einen Nenner gebracht werden. Die wahre Lehrerin sei die Geschichte selbst, nicht die geschriebene. Jedem bleibe es überlassen, einen Sinn aus der Geschichte zu erkennen, ihre Lehren zu benutzen oder zu vernachlässigen.⁵

Es entwickelte sich eine Philosophie der Geschichte, deren Bedeutungsänderung von Persönlichkeiten wie Leibniz, Kant, Herder, Goethe, Schiller, Humboldt, Hegel, Ranke u. v. a. geprägt wurden. Allen gemeinsam war, dass sie die Modellhaftigkeit vergangener Ereignisse ablehnten und an deren Stelle die Einmaligkeit geschichtlicher Abläufe und die Möglichkeit eines Fortschritts setzten.⁶ Immer mehr gewann man die Einsicht, die Vernunft verbiete es, dass der

1 Vgl. R. Koselleck, *Vergangene Zukunft, Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Suhrkamp, 4. Aufl. 2000, S. 38 ff.

2 Vgl. H. Scheible, *Melanchthon, Eine Biografie*, Verlag C. H. Beck, 2016, S. 306–309.

3 Vgl. R. Koselleck, a. a. O. S. 42.

4 Johann Heinrich Zedler, *Großes vollständiges Universal-Lexicon*, Leipzig, Bd. 13, 281 ff.

5 Wolfgang Hardtwig, *Geschichtskultur und Wissenschaft*, dtv Verlag 1990, S. 20–22.

6 Vgl. R. Koselleck, *Vergangene Zukunft, Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Suhrkamp, 4. Aufl. 2000, S. 48 ff.

Mensch direkt aus der Geschichte lerne. Was uns die Geschichte und die Erfahrung hingegen lehre, sei, dass die Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die daraus zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.⁷

1789 entwarf Friedrich Schiller in seiner berühmten Antrittsrede in Jena als Professor der Geschichte enthusiastisch seine Vorstellungen: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Als philosophischer Kopf betrachtete er, vereinfacht gesagt, Geschichte als Universalgeschichte. Er glaubte an die durch das Studium der Geschichte erwachsenden Fähigkeiten, die Zusammenhänge und großen Naturgesetze zu erkennen, die den Gang der Geschichte beherrschen und beeinflussen. Die Weltgeschichte als Weltgericht,⁸ was auch in Hegels Philosophie aufgenommen ist.

Der junge Nietzsche stellte 1873 mit seiner Schrift „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ provokante Thesen auf. Er nahm den Begriff „Historie“ wieder auf, ohne jedoch den Topos der Lehrmeisterin erneut aufzuwärmen.⁹

Weitere Versuche, prominente Größen zu ihren Vorstellungen zu erkunden, ersparen wir uns angesichts der unzähligen Erklärungsmodelle und -versuche dieser Zeit, weil sich für jede Position ein geeigneter Vertreter heranziehen lässt, aber auch so manche theoretische Konstruktion irritierend und unverständlich bleibt, wie es wirklich gewesen ist.

7 Vgl. R. Koselleck, a. a. O. S. 58.

8 Internet-Artikel, online unter: www.wikipedia, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Abgerufen am 2.12.2009.

9 Vgl. R. Koselleck, Vom Sinn und Unsinn, Suhrkamp Verlag, 2010 S. 24/25.

Aufbruch in die Moderne und Neuzeit

Der Blick in das 19. und 20. Jahrhundert als Epoche der Umbrüche in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht zeigt den Aufbruch in allen Lebensbereichen. Die beginnende Industrialisierung führte in eine Epoche mit viel Fortschritt, aber auch großer Not und Elend. Deutschlands Geschichte verlief mit seinen vielen Zersplitterungen in autonome Staaten völlig anders als in den um uns liegenden, zentral gesteuerten Ländern. Erst durch die Bismarck'sche Reichsgründung 1871 hat sich Deutschland als einheitliche Nation verstanden. Nationalstaatliche und imperialistische Begierden verursachten immer wieder Krisen, Revolutionen und Kriege, mit einem am Ende stehenden Zivilisationsbruch infolge der zwei verheerenden Weltkriege.

In einem Interview im Oktober 2020 in der Zeitung „WELT“ auf die Frage nach dem Lernen aus der Vergangenheit antwortet der Historiker und Bestsellerautor Magnus Brechtken:

„Es wäre schön, wenn sich die Menschen einmal die Finger verbrennen und dann nie wieder. Aber die Versuchungen kommen immer wieder. Jede Generation muss neu lernen. Deshalb ist Geschichte unsere Chance. Wir müssen nicht erneut ins Feuer greifen, auch wenn es verlockend aussieht. Wir können als Gesellschaft verstehen, dass bestimmte politische oder wirtschaftliche Programme und Konzepte ein Spiel mit dem Feuer bedeuten, an dem sich unsere Vorfahren heftigst verbrannt haben. Wir können das vermeiden. Schauen wir auf die Erfahrungen, die verfügbar sind. Das Wissen aus der Vergangenheit ist unser Vorteil gegenüber den Generationen zuvor.“¹⁰ Bis 1945 ist Europa gepflastert mit Geschichten voller Blut, Schweiß und Tränen,

10 Auszug Interview Magnus Brechtken. Online unter: <https://www.welt.de>. Historisches Lernen: „Wissen aus der Vergangenheit ist unser Vorteil“ – WELT. Abgerufen am 27.10.2020.

mit zwei fürchterlichen Weltkriegen, vielen Zerstörungen sowie Verletzungen der Menschenrechte.¹¹

Das geeinte Europa – ein Lernmodell aus der Geschichte

Gibt es ein besseres Beispiel für das Lernen aus der Geschichte, als auf den erfüllten Traum des geeinten friedlichen Europas und das gemeinsame Leitbild des Denkens und Handelns der Nationen der EU zu verweisen? Europa, mit dem in seiner langen Geschichte sowohl Träume nach Frieden und Einheit als auch Alpträume der Gewalt verbunden sind? Aus den Erfahrungen der Geschichte haben ehemalige Erzfeinde ihren Frieden miteinander gemacht, auf Rache verzichtet und einen bis heute stabilen und dauerhaften Frieden geschaffen.¹²

Schon 1952 begannen die ersten Gemeinsamkeiten mit wirtschaftlicher und politischer Zusammenarbeit in der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft EWG. 1985 folgten mit dem Schengener Abkommen offene Grenzen ohne Kontrollen. 1989 erwies sich die europäische Friedenspolitik als so stabil und überzeugend, dass es zu der von vielen als undenkbar gehaltenen Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands, zum Fall der Berliner Mauer und damit zum Fall des sog. Eisernen Vorhangs kam. Die größte Veränderung bedeutete 1992 der Vertrag von Maastricht, in dem unter den Mitgliedsstaaten weitreichende Gemeinsamkeiten zur Außen- und Sicherheitspolitik sowie zu innenpolitischen Angelegenheiten festgelegt wurden. In vielen Bereichen wurden bisherige nationale Zuständigkeiten auf die EU übertragen. Unsere Zukunft

heißt nun Europa. Mit der Einführung des Euro als gemeinsamer europäischer Währung im Jahre 2002 wurde die Wirkungskraft und internationale Bedeutung der EU deutlich gestärkt und hat sich seit weit über 70 Jahren als Friedensprojekt bewährt. Von einem Kontinent der Krisen und Kriege hat sich Europa zu einem Kontinent des Friedens gewandelt. Mit der Verleihung des Friedensnobelpreises 2012 an die EU fand diese Entwicklung eine brillante Würdigung.¹³

Eine brutale Realität erschüttert die Welt

Doch plötzlich wird die westliche Welt aus ihrer behaglichen Komfortzone gerissen und in die brutale Realität des 21. Jahrhunderts geschleudert. Was für eine Ironie des Schicksals, möchte man sagen! Genau in den Tagen, in denen ich mit diesem Beitrag eine Eloge auf das friedensstiftende Europa anstimme, marschierten am 24. Februar 2022 die Truppen des sowjetischen Präsidenten Wladimir Putin, dieses „lupenreinen Demokraten“, wie ihn einst der frühere SPD-Kanzler Gerhard Schröder nannte, völkerrechtswidrig und mit kriegerischer Gewalt in die Ukraine ein. Das nach Russland größte Land in Europa mit rund 42 Millionen Menschen ist seit dem Zerfall der Sowjetunion unabhängig und strebt selbstbestimmt die Mitgliedschaft in der EU und der NATO an. Einmarschierende sowjetische Panzer, zerbombte Häuser, ängstliche und um Hilfe flehende Menschen auf der Flucht bestimmen die Fernsehbilder dieser Tage. Die ganze restliche Welt muss hilflos unwiederbringlichen Zerstörungen von Städten zusehen und Berichte über flüchtende Frauen mit Kindern, über viele Tote und Verletzte auf beiden Seiten

11 Vgl. Magnus Brechtken, *Der Wert der Geschichte*, 2020, Zehn Lektionen für die Gegenwart, S. 249–252.

12 Vgl. Aleida Assmann, *Der europäische Traum*, 2019, S. 21 ff.

13 Vgl. Assmann a. a. O.

ertragen. Und immer schwingt die Angst vor dem Beginn eines dritten Weltkrieges mit.

Den Frieden auf der Erde wird der Mensch niemals erleben. Denn solange wir Menschen auf der Erde leben, wird es niemals Frieden geben.

ÜMIT ÖZSARAY (*1979), Autor und Aphoristiker

Ein Aphorismus,¹⁴ der die Konsequenzen des brutalen Überfalls auf die Ukraine mit Blick auf die Geschichte realistisch wiedergibt. Von einem auf den anderen Tag zerplatzt die Illusion einer friedliebenden Welt und zeigt die Realität einer nicht mehr für möglich gehaltenen Entwicklung.

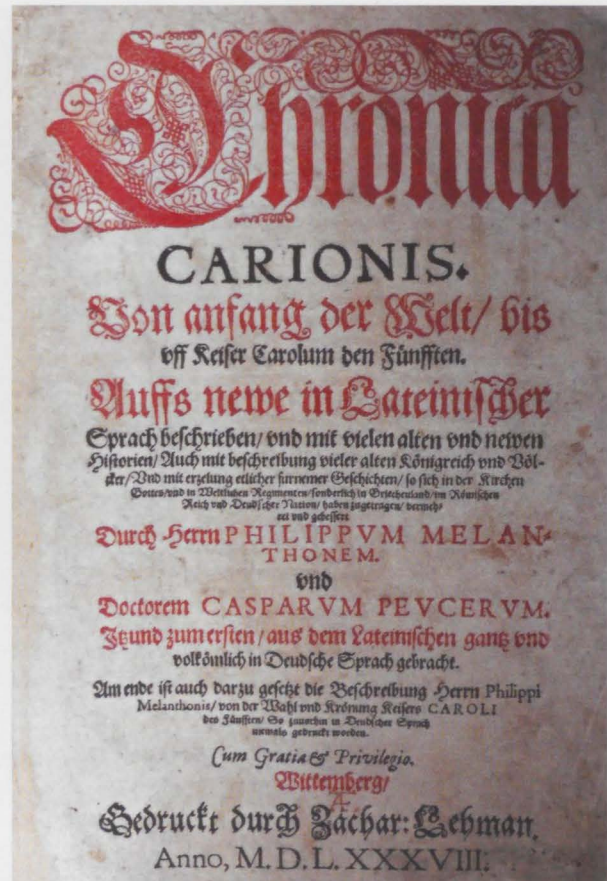
Also doch nichts mit Lernen aus der Geschichte?

Philipp Melanchthon schreibt im Jahre 1532 in der als *Chronica Carionis* von ihm herausgegebenen Geschichtsschönheit: „Das Unglück in der Welt kommt von den bösen Begierden der Menschen, Herrschsucht, Stolz, Neid, Hass, auch durch leichtfertige Neuerungssucht und gefährliche Bündnisse.“¹⁵

Kant erkannte, dass das Erreichen einer Friedensgemeinschaft erfordere, zuerst die Kriege zu vermenschlichen, sie dann seltener werden zu lassen und schließlich den Angriffskrieg ganz abzuschaffen. Ob man aber eine vollständige Abschaffung je erreichen könne, sei angesichts der in der menschlichen Natur bleibenden „Ungeselligkeit“ sehr fraglich! Zu mächtig spreche die Geschichte aus Erfahrung gegen alle Fortschrittsgewissheiten. Obwohl die Geschichte mit ihrer Folge von Kriegen, die alles Gute zerstören und dafür „Übel und Verderbniß der Sitten“

14 Online unter: www.zitate.de. Zitate von: Ümit Özсарay (aphorismen.de). Abgerufen am 27.04.2022.

15 H. Scheible, a. a. O. S. 308.



Melanchthons zweibändige *Chronica Carionis* in der Ausgabe von 1588. (Foto: Wolfgang Stoll)

einhandeln, bleibt Kant optimistisch und fragt, ob wir nicht doch in der Geschichte der Menschheit, der Weltgeschichte, einen Sinn erkennen können.¹⁶

Lernen aus der Geschichte entscheidet der eigene Blickwinkel

Als Generation ohne eigene Kriegserlebnisse profitieren wir in Europa von demokratisch und parlamentarisch beschlossenen Gesetzen und Regelungen, die extreme politische Alleingänge einer

16 Vgl. Otfried Höffe, Immanuel Kant, C. H. Beck, 2007, S. 248–253.



Wie sich die Bilder ähneln: Menschen auf der Flucht aus Ostpreußen 1945. Seit Februar 2022 flüchten erneut Millionen Menschen aus der Ukraine vor russischen Angriffen in eine ungewisse Zukunft. (Foto: Historisches Museum (A 2009/113) Foto © akgimages gmbh, entnommen aus British Museum, N. McGregor, Deutschland. Erinnerungen einer Nation. S. 521.)

Regierung oder Partei verhindern sollen. Durch Einbindung in internationale Institutionen wie die Vereinten Nationen sowie durch friedenssichernde und friedenserhaltende Abmachungen innerhalb der Nato und der Europäischen Gemeinschaft sind kriegerische Reaktionen nur zur eigenen Verteidigung vertretbar. Der Westen scheint seine geschichtliche Lektion gelernt und verstanden zu haben.

Das Lernen aus der Geschichte entstammt dem Bedürfnis und der Notwendigkeit, es nach Katastrophen und Misserfolgen in der Zukunft anders und besser machen zu wollen. Die Geschichte der Menschheit hält uns eine Fülle von Lehren, Beispielen und Erfahrungen parat. Die Zukunft wird immer anders sein als die Vergan-

genheit, denn jede Zeit hat ihre Rahmenbedingungen und ihre eigenen Probleme. Alles Geschehen der Vergangenheit lässt sich nur aus seiner Zeit heraus einschätzen und bewerten. Es gibt keine Gesetzmäßigkeiten und keine allgemein gültigen Handlungsanleitungen.

Der russische Angriffskrieg in der Ukraine beendet unseren Traum von einer friedlichen Welt. Auf eine drastische Weise werden wir belehrt, dass gegen Ideologie, Lügen, Falschheit und brutale Gewalt die Gegenpole Vertrauen, Fairness und Güte machtlos bleiben. Führer, die ihr eigenes Volk rücksichtslos und mitleidslos unterdrücken, belügen und ausbeuten, sterben nie aus.

Obwohl uns die lange Menschheitsgeschichte lehrt, dass Kriege keine Konflikte lösen und es danach keine Gewinner, sondern nur Verlierer geben wird, entstehen immer wieder Mächte mit völlig anderen politischen Einschätzungen der Welt, mit völlig anderen Sichtweisen zu Macht, Bedeutung, Einfluss oder Bedrohungen ihrer Staaten. Daraus resultieren Pläne und Phantasien, die von Machtmenschen wie auf dem Schachbrett betrieben werden, die im Hinterkopf eine veränderte Weltkarte anstreben und weder vor Lügen, Gewalt, Unterdrückung oder Freiheitsentzug ihrer eigenen Bürger zurückschrecken.

Untersuchungen der Hamburger Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung (AKUF) belegen für 2020 weltweit 29 Kriege und bewaffnete Konflikte.¹⁷

Wir gelangen erneut zu der schmerzlichen Erkenntnis, dass Machtstreben, Größenwahn und Kriegsgelüste nicht mit Gesprächsbereitschaft, gutem Willen zum Kompromiss oder gar durch Schwächung der eigenen Militärkraft aufgehalten werden können. „Auch Sanktionen haben noch kein imperiales Regime gezähmt“, wie Josef Joffe in DIE ZEIT am 2. März 2022 bemerkt.¹⁸ Wieder stehen wir vor einer geschichtlichen Zeitenwende, deren Entwicklung heute niemand vorhersehen kann.

Als Fazit bleibt:

Wer aus der Geschichte lernen will, kann aus der Geschichte lernen. Das Menschenbild der Mächtigen beeinflusst ihr politisches Handeln.¹⁹ Frieden ist nur durch ein Gleichgewicht an Kräf-

ten möglich. Diese Lektion lehrt uns die aktuelle Entwicklung.

Der Krieg in der Ukraine hat meine Überzeugung vom Sinn und Nutzen der Geschichte nicht verändert. Allenfalls in der Argumentation hätte ich meine Überzeugung optimistischer pointiert. Ob man aus der Geschichte lernen kann, hat für mich Aleida Assmann, Friedenspreisträgerin des Deutschen Buchhandels, mit ihrer These in ihrem Lehrbuch zur Geschichte „Der europäische Traum“²⁰ überzeugend formuliert: „Woraus um alles in der Welt soll man denn sonst lernen?“

Exkurs: „Deutschlands Denkmale sind anders als die anderer Länder.“²¹

Besucher von Paris, London oder München werden seit Mitte des 19. Jahrhunderts jeweils von einem Triumphbogen in der Stadt begrüßt. Prunkvoll erinnert wird an nationale Kriege mit Siegen in Europa zwischen den Jahren 1792 und 1815.

Die Siegesbögen in Paris oder London blicken mit nationalem Stolz auf Augenblicke großer Erfolge zurück. Auch das Münchner Tor von 1840 spricht auf der Nordseite vom Heldenmut bayrischer Revolutions- und Befreiungskriege. Zur Ehre der Heere erhebt sich die bronzene Bavaria in ihrer von Löwen gezogenen Quadriga. Ganz anders zeigt sich die Südseite, die im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt wurde. Das durch Bomben zerstörte Heldenrelief wurde bei der Restaurierung nicht erneuert. Auf der frei

17 Online unter: <https://www.uni-hamburg.de/newsroom/presse/2020>. Abgerufen am 27.02.2022.

18 Josef Joffe, DIE ZEIT, S. 11 am 2. März 2022.

19 Magnus Brechtken, Der Wert der Geschichte, Siedler-Verlag, 2020, S. 249.

20 A. Assmann, a. a. O. S. 12.

21 Neil MacGregor, Deutschland – Erinnerungen einer Nation, C. H. Beck, Sonderausgabe 2017, S. 25 ff. Der o. g. Exkurs ist weitgehend aus dem klugen und lehrreichen Buch des früheren Direktors des Britischen Museums und späteren zeitweiligen Intendanten des Berliner Humboldtforums entnommen. Selten wird die Deutsche Geschichte so bildhaft und zutreffend dargelegt.



Das Münchner Siegestor. Erbaut zwischen 1843 und 1850 als Mahnmal zum Frieden. (Foto: Raimund Denk, München.)

gebliebenen Fläche stehen die Worte: „Dem Sieg geweiht, vom Krieg zerstört, zum Frieden mahnend.“²² Erinnerung wird sowohl an glorreiche Erfolge als auch an die quälenden Niederlagen und die Schuld.

Die moralische Botschaft lautet: „Die Vergangenheit hält Lehren bereit, die genutzt werden müssen, um die Zukunft zu formen.“²³

Die Niederlage im Ersten Weltkrieg, der Zusammenbruch der Weimarer Republik und die mörderische Politik des Dritten Reichs mit der Folge des Zweiten Weltkrieges haben dem im 18. und 19. Jahrhundert wirtschaftlich, kulturell und

intellektuell bewunderten Land eine fürchterliche Lektion erteilt.

Warum Geschichte im Verein?

Nach Angaben des Bundesverbandes der Vereine und des Ehrenamtes e. V. in Konstanz gibt es Stand 2021 in Deutschland über 620.000 Vereine.²⁴ Auch Bretten bestätigt mit rund 200 Vereinen die große Beliebtheit und Bedeutung dieser meist ehrenamtlichen Freizeitbeschäftigung. Der Verein für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V. versteht sich als Nachfolger des Gründungsvereins der Ortsgruppe „Badische Heimat“ und blickt seit der Gründung 1921 auf eine 100-jährige Tradition zurück. Der Verein besteht im Frühjahr 2022 aus fast 60 Mitgliedern.

Das Interesse vieler Menschen an Geschichte ist groß. Der Markt für historische Bücher, Bibliographien, Zeitschriften, Magazine ist unerschöpflich. Museen, Kinos, Theater und Festivals sind begehrt und werden über weite Strecken hinweg besucht. Historische TV- und Filmproduktionen boomen. Museen gelingt es, sowohl junge als auch alte Menschen durch attraktive museale Vermittlungsformen zu begeistern und historische Zusammenhänge begreifbar zu machen. Der Studiengang „Geschichte“ an den Universitäten und Pädagogischen Hochschulen ist ausgebucht, völlig unabhängig davon, ob das Studium mit Perspektiven für spätere Berufskarrieren verbunden ist. Geschichte als Studienfach verspricht Zugang zu Wissen und Bildung. Auch der Schulunterricht wandelt sich vom altbekannten, faktenorientierten Lernen hin zu selbstbestimmten Lernmethoden und Einbindungen neuer digitaler Medien.

22 Neil MacGregor a. a. O. S. 27.

23 Neil MacGregor, a. a. O. S. 27.

24 Online: Bundesverband der Vereine und des Ehrenamtes e.V.: <https://bvve.de/wp-content/2021/>.

Menschen sehnen sich nach der Vergangenheit, nicht zuletzt, weil die Zukunft ungewiss bleibt. Im Gegensatz zum Tier haben Menschen ein Bewusstsein und die Fähigkeit, aus der Vergangenheit zu lernen und sich zu erinnern. Möglicherweise gibt es ein anthropologisches Bedürfnis nach der Vergangenheit, das tief in uns sitzt und im Alter stärker wird.

Nur so ist das Bedürfnis und wohlige Gefühl zu deuten, das uns überkommt, wenn wir in Erinnerungen schwelgen. Das Gefühl der Nostalgie und Emotion ist eine grundlegende menschliche Erfahrung und scheint durchaus lebensnotwendige Gefühle wie Liebe, Freude Angst, Wut oder Glück anzusprechen. Die Geschichtswissenschaft hat solche Blickfelder lange ausgeblendet. Heute liegen dazu langjährige Forschungen vor, die unsere mentalen Zeitreisen auf Basis der Erinnerungen sehr positiv bewerten.²⁵ Warum blättern wir gerne in alten Fotoalben oder kramen oft staunend in der Fotokiste der Großeltern? Warum haben Gedenktage eine so große Bedeutung? Warum werden bedeutende Ereignisse, Heldentaten der Vorfahren, aber auch persönlich überwundene Schicksale immer wieder gefeiert oder bedacht? Nostalgie kann sowohl das Zugehörigkeitsgefühl als auch das Selbstwertgefühl steigern. Forschungen belegen einen evolutionären Sinn von Emotionen. In extrem harten Situationen kann das das Überleben sichern. Eine These, die durch zahlreiche Zeitzeugenberichte aus Konzentrationslagern gestützt wird. Menschen, die sich in schwierigen Phasen an ihre Familien und an gemeinsame Erlebnisse erinnerten, konnten damit besser Hunger, Schmerz und Elend ertragen, auch wenn oft nur für kurze Momente. Aber sie reichten aus, um harte Belastungen durchzustehen und auch um zu überleben.

Es ist sicherlich nicht vermessen anzunehmen, dass die Liebe und Leidenschaft zum Sammeln von Erinnerungen, Autogrammen, Eintrittstickets, Programmheften, Fotos, persönlichen Widmungen, Tagebücher u. a. weit verbreitet sind und dem Leben eine Bedeutung geben. Man hält Dinge fest, die „Licht in dunkle Momente bringen.“²⁶

Wie findet man Zugang zur Geschichte?

Im Idealfall erwächst das Interesse an Geschichte durch frühe Heranführung in der Kindheit und Jugend, durch Eltern, Großeltern oder andere Vorbilder. Oftmals sind es Lehrer, Verwandte, Freunde oder eigene Erfahrungen bei einer eindrucksvollen Ausstellung, im Museum, durch Filme, Comics oder Bücher, die für Geschichte begeistern.

Im Allgemeinen wächst das Interesse mit zunehmendem Alter und den Erfahrungen aus Alltag, Beruf und dem politischen Geschehen in der Welt. Das Interesse an den Erzählungen der Großeltern aus deren Vergangenheit wächst. Wie war das früher? Wo kommt unsere Familie eigentlich her? Wer waren die Vorfahren? Gibt es berühmte Menschen aus unserer Verwandtschaft? Viele entdecken das Interesse für die eigene Familien- und Stammbaumforschung. Enormen Zulauf erleben die Universitäten von pensionierten Gasthörern für Themen, die während des Berufslebens nicht im Blickfeld standen. Manche vertiefen sich in spezielle Wissensgebiete, widmen sich ihrer Stadt- und Regionalgeschichte und erleben durch eigene Forschungen Anerkennung und Zufriedenheit. Manche Hobbyhistoriker bewegen sich in ihrem Wissensgebiet fachlich auf Augenhöhe mit professionellen Geschichtswissenschaftlern. Wer sich mit Geschichte

25 Vgl. <https://www.WildschutBruderRobertsonVanTilburgSedikides20014JPSP.pdf> (southampton.ac.uk).

26 Die WELT, Artikel „Gemischtes Gefühl“ vom 24.11.2019 von Celine Lauer.

beschäftigt, erwirbt breite Bildung sowie das Selbstbewusstsein und die persönliche Erkenntnis, dass man sich in jedes Wissensgebiet einarbeiten kann, wenn man es will.

Die Angebote und Möglichkeiten sind unerschöpflich.

Seit Jahren hat sich mit der Internet-Enzyklopädie „Wikipedia“ ein weltumfassendes, gigantisches Wissensforum gebildet, das in kaum einer Disziplin Fragen offen lässt. Nach anfänglicher Zurückhaltung der Wissenschaft und der etablierten Bildungseinrichtungen wächst die Akzeptanz. Universitäten, Akademien u. a. sind offen für Gasthörer. Das Internet bietet online Zugang zu Museen, Archiven, Bibliotheken, Verbänden bis hin zu den zahlreichen Geschichtsvereinen.

Braucht es denn überhaupt noch Heimat- und Geschichtsvereine?

Diese Frage stellt sich vielen Heimat- und Geschichtsvereinen. Vereine klagen über die Überalterung der Mitglieder und finden keinen Nachwuchs. Patentrezepte dagegen gibt es nicht. Es mag sein, dass ein Geschichtsverein vielerorts das Bild alter Bücher, Dokumente und Schriften projiziert, die von „verstaubt“ und „rückwärtsgerichtet“ erscheinenden Männern dominiert werden. Zwar voll historischen Sachverstands, aber bar jeder Kooperation und fehlender Offenheit für neue Herangehensweisen und den Einsatz moderner Medien. Ein Geschichtsverein wird im Allgemeinen nicht als erlebnisattraktiv und bereichernd wahrgenommen. Wozu also ein Verein?

Was wäre Bretten ohne die seit 100 Jahren betriebenen Forschungen und Ergebnisse des

Geschichtsvereins? Ohne die große Palette an Jahreshüchern, Publikationen, Vorträgen, Ausstellungen, Beratungen u. a. hätte die Stadt weit weniger Kenntnisse über ihre lange Geschichte. Es waren große Persönlichkeiten, die uns als Sammler, Schriftsteller, Berater oder Lehrer einen großen Wissensfundus zur Stadt- und Regionalgeschichte hinterlassen haben. Und Geschichte endet nicht. Auch unsere Nachfolger wollen wissen, wie es früher einmal war. Noch gibt es viele weiße Flecken in unserer Geschichte. Über die vergangenen 70 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es kaum Dokumentationen, die diese in jeder Hinsicht rasante Zeit gesamtverständlich festhalten. Immer wieder entdeckt man Neues über scheinbar gut erforschte Themen, und die Gegenwart schreibt täglich weiter Geschichte(n).

Warum Mitglied im Verein für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V.?

- Weil wir ein 100-jähriges Erbe an Stadt- und Regionalgeschichte fortsetzen.
- Weil wir Wissen und Bildung vermitteln.
- Weil unsere Nachfolger auch wissen wollen, wie es früher war.
- Weil der Verein als Netzwerk und Ratgeber unterstützt.
- Weil die Beschäftigung mit Geschichte persönlich bereichert.
- Weil unser Mitgliedsbeitrag gering ist.

Welches sind die Ziele des Vereins?

- Förderung der Pflege und Erhaltung von Kulturwerten.

- Erforschung der Geschichte, Kultur und Wirtschaft, Bretten und Umgebung.
- Dokumentation der geistigen und materiellen Kultur durch Forschungsergebnisse und Eigenpublikationen.
- Vermittlung, Vertiefung lokal- und regionalgeschichtlicher Kenntnisse Mitglieder und Öffentlichkeit.
- Förderung des Bewusstseins über Bedeutung geistigen und kulturellen Erbes durch Aktivitäten.
- Einrichtung und Durchführung themenbezogener Arbeitskreise.
- Zusammenarbeit mit Vereinen und kulturellen Einrichtungen.
- Unterstützung der städtischen Museen.

Was bietet der Verein?

- Fundus an heimatkundlicher, historisch wertvoller Literatur.
- Netzwerk, Ratgeber, Unterstützer.
- Ein weiterbildendes, anregendes Hobby.

Was ist unser Grundverständnis?

- Wir sind gemeinnützig.
- Wir richten den Blick auf alle geschichtlichen Ereignisse der Stadt und Region.
- Wir sind überparteilich.
- Wir sind offen für alle an Geschichte Interessierte.
- Wir wollen beitragen, Kulturwerte zu erhalten.
- Wir wollen Wissen und Bildung vermitteln und fördern.
- Wir publizieren quellengesichert und niveauvoll.

Machen Sie mit! Wir brauchen Sie!

Wir haben viele Pläne und Vorhaben. Im Blickfeld steht die Herausforderung, den Verein zu modernisieren, für Jung und Alt attraktiv zu machen und für die Zukunft zu sichern.

Wir brauchen Unterstützer, die Freude am Gestalten, Mitwirken und Erstellen online-basierter Medien zur Geschichte haben. Geschichtliches Know-how ist keine Voraussetzung. Unser Verein will als Kompetenzzentrum fungieren und als Bindeglied geschichtliches Wissen in Stadt und Stadtteilen fördern und betreuen. Wenn viele Kompetenzen zusammenkommen, geschehen faszinierende Dinge. Das bietet ganz viele Mitwirkungsmöglichkeiten und kann Hobby wie ernsthaft betriebene Wissenschaft sein. Wir sind für alle Interessierten offen und sehen viele Gestaltungs- und Mitwirkungsmöglichkeiten, auch für Studenten und Schüler.



„Ne, ne, wir sind kein Altherren-Verein!“

Besuchen Sie unsere Website:

www.vstrg-bretten.de

Literatur

Aleida Assmann. Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte. C. H. Beck, 2019.

Magnus Brechtken. Der Wert der Geschichte. Zehn Lektionen für die Gegenwart. Siedler Verlag, 2020.

Wolfgang Hardtwig. Geschichtskultur und Wissenschaft. dtv Verlag, 1990.

Otfried Höffe. Immanuel Kant. C.H.Beck, überarbeitete Auflage, 2007.

Reinhart Koselleck. Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten. Suhrkamp Verlag, 2010.

Reinhart Koselleck. Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Suhrkamp Verlag, 4. Auflage, 2000.

Neil McGregor. Deutschland. Erinnerungen einer Nation. C. H. Beck, Sonderausgabe 2016.

Heinz Scheible. Melanchthon. Vermittler der Reformation. C. H. Beck, 2016.

Johann Heinrich Zedler. Großes vollständiges Universallexikon, Leipzig, Bd. 13.

Onlinequellen

Online unter: www.wikipedia, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Abgerufen am 2.12.2009.

Auszug Interview Magnus Brechtken. Online unter: <https://www.welt.de>. Historisches Lernen: „Wissen aus der Vergangenheit ist unser Vorteil“ – WELT. Abgerufen am 27.10.2020.

Online unter: www.zitate.de. Zitate von: Ümit Özsaray (aphorismen.de). Abgerufen am 27.04.2022.

Online unter: <https://www.uni-hamburg.de/newsroom/presse/2020>. Abgerufen am 27.02.2022.

Online: Bundesverband der Vereine und des Ehrenamtes e.V.: <https://bvve.de/wp-content/2021/>.

Vgl. <https://www.wildschutbruderrobertsonvan Tilburg.ac.uk> Sedikides 20014 JPSP.pdf (southampton.ac.uk).

Sonstige

Josef Joffe, DIE ZEIT, S. 11 am 2. März 2022.

Die WELT, Artikel „Gemischtes Gefühl“ vom 24.11.2019 von Celine Lauer.

www.vstrg-bretten.de.

Autoren und Autorin

Wolfhard Bickel, Jg. 1950. Der in Bretten geborene Musikpädagoge, Autor und Dirigent studierte Schulmusik, Klavierpädagogik und Musikwissenschaft. Während seiner langjährigen Tätigkeit am Theodor-Heuss-Gymnasium in Mühlacker gründete er das THG-Sinfonieorchester, welches er 35 Jahre lang leitete. Daraus hervor ging die Sinfonietta Mühlacker, ein Projektorchester, mit dessen Konzerterlösen ausschließlich Entwicklungsprojekte in Tansania finanziert werden. Zusätzlich zu seiner Unterrichtstätigkeit war W. Bickel Fachberater am Oberschulamt Karlsruhe und Projektleiter am Kultusministerium und dessen Beauftragter u. a. für die Schulorchester und das Klassenmusizieren. Im deutschsprachigen Raum war er gefragter Dozent in der Lehreraus- und Weiterbildung, vor allem für das vielfältige Thema „Musizieren im Unterricht“. Er ist Autor eines Standardwerkes zur Musikpädagogik sowie von Lernsoftware mit multimedialen Anwendungen, welche in namhaften Verlagen veröffentlicht wurden. Wolfhard Bickel hat mehrere Bücher zur regionalen Kulturgeschichte veröffentlicht.

Manfred Hiller, Jg. 1941, seit 1975 in Bretten, M.A. (Geschichte); Lehrer; Studium der Theologie, Philosophie, Geschichte, Germanistik; seit der Pensionierung Forschungen über das Matthäus-Evangelium (Redaktionsgeschichte, Israel-

Gleichnisse), dann aus historischem Interesse Drittes Reich mit Schwerpunkt Täterforschung (v. a. Eichmann und Höß, kritische Auseinandersetzung mit Hannah Arendt).

Holger Jörg, Jg. 1963, geb. in Bruchsal, aufgewachsen und wohnhaft in Bretten; promovierter Volkskundler und Germanist, freiberuflicher Lektor, Autor und Medienwissenschaftler. Seit 2021 Stellvertretender Vorsitzender im Verein für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V.

Alexander Kipphan, Jg. 1977, in Heidelberg geboren. Diplom-Archivar (FH), verheiratet, zwei Kinder, studierte in seiner Heimatstadt Jura. Nach beruflichen Stationen im kommunalen Kulturbereich und in der freien Wirtschaft absolvierte er seine Ausbildung zum Archivar im Landesarchivdienst Baden-Württemberg in Stuttgart, Marburg und Heilbronn. Seit 2008 ist er Leiter des Stadtarchivs Bretten. Von 2010 bis 2019 war er Erster Vorsitzender des Vereins für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V.

Michael Klebon, Jg. 1983, beschäftigte sich schon während seines Studiums der Alten, Mittleren und Neueren Geschichte sowie der Klassischen Archäologie an der Universität Heidelberg mit dem Bauernkrieg. Seine Magisterarbeit behandelte dieses Thema, sein 2019 erschienenes Buch

„Im Taumel des Evangeliums“ baute darauf auf und sein Bauernkriegs-Brettspiel „Eysenhudt“ entstand parallel dazu in einem zwölfjährigen Entwicklungsprozess.

Gunter Lange, Jg. 1943, Baudirektor i. R., Architektur- und Städtebaustudium in Braunschweig und Karlsruhe, 1971 Angestellter im Architektur-Büro Rainer Disse in Karlsruhe, 1972 bis 1974 Städtebaureferendariat beim Innenministerium, 2. Staatsprüfung zum Reg. Baumeister, 1976 bis 1990 Stadtbauamtsleiter mit Baubetriebshof und Gärtnerei, 1991 bis 2006 Leiter des Amtes Technik und Umwelt in Bretten, u. a. Organisator und Verantwortlicher für den lokalen Agenda-21-Prozess. Hobbys: fremde Länder und Kulturen, Fotografie, Freizeitsport.

Linda Obhof, Jg. 1989; Abitur 2008 am Melancthon-Gymnasium in Bretten. Studium im Fach der Tourismuswissenschaft an der Università degli Studi di Roma „La Sapienza“. Anschließend zwei Jahre berufliche Tätigkeit in Bern/CH. Bachelorstudium an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg in den Fachbereichen Klassische Archäologie sowie Byzantinische Archäologie und Kunstgeschichte. Nach erfolgreichem Studienabschluss 2017 Wechsel in den Masterstudienang im Fachbereich Archäologie des Mittelalters an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Seit Dezember 2018 Leiterin der Museen der Stadt Bretten und der D. Dr. Otto-Beuttenmüller-Bibliothek; seit 2022 Doktorandin an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen.

Stefan Oehler, Jg. 1963, in Bretten aufgewachsen. Studium in Stuttgart Architektur und Stadtplanung. Beruflich beschäftigt er sich mit der Zukunft, indem er die „Serielle Sanierung“ entwickelt. Privat interessiert ihn die Vergangenheit. Neben der Zeit um 1504 ist das insbesondere die Vorgeschichte von Bretten.

Christopher Retsch, Jg. 1985, geboren in Heidelberg, aufgewachsen in Bretten, wissenschaftlicher Volontär der bayerischen staatlichen Museen am Bayerischen Armeemuseum in Ingolstadt, Mitglied des Zentrums für Mittelalterstudien (ZEMAS) Bamberg, studierte Interdisziplinäre Mittelalterstudien sowie Denkmalpflege in Bamberg, kunsthistorische Dissertation „Sprechendes Metall? Die Rüstung als Objekt und Bedeutungsträger in Gesellschaft und Kunst des Spätmittelalters“. Forschungsschwerpunkte: spätmittelalterliche Tragezeichen und obszöne Motive, Waffenkunde und Kleidungsgeschichte.

Gerhard Rinderspacher, Jg. 1948, Bretten-Dürrenbüchig, Studiendirektor i. R. Seine Leidenschaft gilt der Erforschung der Geschichte Dürrenbüchigs, deren Erkenntnisse er als Herausgeber historischer Dokumentationen, bei Stadtteilführungen und vielfältigen Vorträgen unterschiedlichster Anlässe eindrucksvoll vermittelt.

Wolfgang Stoll, Jg. 1948, Bretten, Dipl. Betriebswirt (FH). Personalleiter, nebenberuflich Dozent Personalwirtschaft BA Heidenheim und Steinbeis-Hochschule Berlin. 2009 bis 2015 Studium FernUni Hagen Kulturwissenschaften. Seit März 2019 Vorsitzender Verein für Stadt- und Regionalgeschichte Bretten e. V.



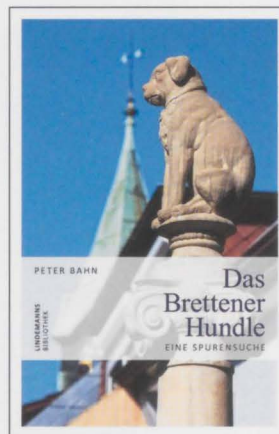
12,80 Euro
Paperback
152 Seiten
978-3-96308-118-7

„Dr. Peter Bahn wirft einen Blick in die Brettener Geschichte“, so der Titel einer Reihe in der Wochenzeitung „Der Kurier“. Historische Ereignisse, jahreszeitliches Brauchtum, bedeutende Persönlichkeiten und bemerkenswerte Gebäude oder Straßen, der Autor weiß die Geschehnisse in spannende Texte zu fassen. Entstanden ist daraus ein facettenreiches Lesebuch über bekannte und unbekannte Begebenheiten in der langen Geschichte der Stadt Bretten. Egal, ob er über die Besitztümer der Klöster Herrenalb und Frauenalb in Bretten berichtet, in die Brettener Unterwelt eintaucht oder die Gründe für die weit über die Region hinausgehende Bedeutung Bretten analysiert, Bahn versteht es, kenntnisreich und gut verständlich den Leser zu fesseln und auf unterhaltsame Art Geschichte zu vermitteln.



14,80 Euro
Paperback
312 Seiten
978-3-96308-079-1

Helmut Hollritt war 19 Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Der Krieg beendete jäh die unbeschwernten Tage der Kindheit. Der junge Hollritt wurde zur Wehrmacht eingezogen und zum „Frankreichfeldzug“ abkommandiert. Nach dem Blitzkrieg kämpfte er in Russland. Er überlebte die „Hölle von Malin“ und entkam dem Kessel von Stalingrad, erkrankte an Malaria und geriet in russische Gefangenschaft. Anhand seiner Tagebuchaufzeichnungen und eines nahezu komplett erhaltenen, regen Briefwechsels mit seiner Familie hat er noch in hohem Alter viele Stationen seines Lebens zu Papier gebracht und ein beeindruckendes Dokument hinterlassen. Vor allem seine Erinnerungen an die Kriegsjahre versteht er als eine Mahnung gegen das Vergessen. Helmut Hollritt verstarb 2015 im Alter von 96 Jahren.



12,80 Euro
Paperback
136 Seiten
978-3-88190-650-0

Das „Brettener Hundle“ – die Sage von jenem so treuen Hund ist landauf, landab wohlbekannt und findet sich in vielen Darstellungen bekannter Dichter und Sagensammler, von den Gebrüdern Grimm bis zu Clemens von Brentano. In Bretten selbst ist das berühmte „Hundle“ natürlich bis heute in vielerlei Gestalt gegenwärtig, so etwa als steinerne Statue, als gerne eingesetztes Werbe-Emblem und als Vereinssymbol. Woher aber stammt die se Sage? Auf welche historischen Begebenheiten beziehen sich ihre vielen verschiedenen Fassungen? Hat das „Brettener Hundle“ tatsächlich etwas mit der Brettener Stadtgeschichte zu tun? Welche übergeordnete symbolische Bedeutung hat es? Gibt es ähnliche Sagen auch in anderen Städten des deutschen Sprachraums – und vielleicht sogar darüber hinaus?



12,80 Euro
Paperback
112 Seiten
978-3-96308-609-8

Bretten? Ja, Melanchthonstadt. Dieser berühmte Sohn ist das Pfund der Kraichgaumetropole und dagegen gibt es auch gar nichts zu sagen. Aber Bretten hat noch andere Persönlichkeiten, die Erwähnung verdienen. Ob dort geboren oder später zugezogen: sie werden als Brettener gesehen und gewürdigt, man ist ja nicht kleinlich. Peter Bahn und Alexander Kipphan, Leiter des Stadtmuseums bzw. des Stadtarchivs Bretten, sind auf Spurensuche gegangen und auf historische und auch zeitgenössische Namen gestoßen, die in Bretten oder darüber hinaus gewirkt haben und einst in den Straßen und Gassen der Stadt zu sehen waren. Vom Hochmittelalter bis fast in die Gegenwart spannt sich der Bogen, Gelehrte, Theologen, Politiker, Unternehmer und viele mehr sind dabei, die in kundigen Texten porträtiert werden.

*Umschlagmotiv: Bretten Marktplatz,
Gemälde von Hans Tengler, 1989*

Lindemanns Bibliothek, Band 403
herausgegeben von Thomas Lindemann
© 2022 · Lindemanns GmbH
Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck ohne Genehmigung
des Verlages nicht gestattet.
ISBN 978-3-96308-172-9
www.lindemanns-web.de

